Dunkle Wege.

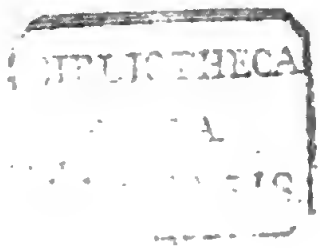
Schilderungen aus der Wirklichkeit

von

J. D. H. Temme.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Louis Gerschel.
1863.


BIBLIOTHECA

Inhalt.

	Seite
1. Die dreifache Strafe	7
2. Ein Zweikampf	99
3. Die Frau des Hinzurichtenden	147
4. Die junge Gräfin	201

Die dreifache Strafe.

1.

Eine Badegeſchichte.

In dem Konverſationsſaale eines großen ſüddeutſchen Badeorts war die eleganteſte und vornehmſte Geſellſchaft des Bades verſammelt.

Es wurde getanzt.

Unter den Tänzerinnen zeichnete ſich beſonders eine junge Dame aus. Sie war von auffallender Schönheit; eine hohe, ſchlanke Geſtalt, ein regelmäßiges, feines, blühendes Geſicht, reiches, aſchblondes Haar, tiefblaue Augen mit einem wunderbar ſanften Blick. Ueber ihr ganzes Weſen war der Zauber einer ſinnenden, faſt melancholiſchen und doch klaren Sanftmuth ausgegoſſen. Sie konnte kaum achtzehn Jahre zählen.

Sie tanzte mit einem unbedeutenden jungen Manne, der irgendwo Geſandtſchaftsattaché, Gardelieutenant oder Kammerjunker war.

Aber deſto bedeutender war das Aeußere eines anderen Mannes, der ſie faſt nicht aus den Augen ließ.

Es war ein hoher, ſchöner Mann, etwa in der Mitte der dreißiger Jahre. Vielleicht war er noch jünger. Das ſehr bleiche Geſicht machte ihn nur älter. Er trug den linken Arm in einer Binde. Seine Haltung war eine militäriſche. Eine Menge Orden ſchmückten auf einem einfachen, ſchwarzen bürgerlichen Rocke ſeine Bruſt. Unter allen Mitgliedern der vornehmen Geſellſchaft gehörte er unſtreitig zu denen, die am meiſten der Heilkräfte des Bades bedurften. Wunden und Kriegsſtrapazen hatten ihm aber den friſchen Muth und ſelbſt die Kraft des Körpers nicht brechen können.

Auf der ſchönen Tänzerin ruhten ſeine Augen mit einer milden Liebe; man hätte ſie eine väterliche nennen können wenn nicht der leuchtende Blick der Augen manchmal, alles Andere um ſich her vergeſſend, die wunderbare Schönheit des Mädchens umfaßt hätte.

Die junge Dame ſah ſeine Blicke, ſie ſah die Liebe darin. Ihr freundlichſtes und mildeſtes Lächeln belohnte ihn.

Der Tanz war zu Ende. Ihr Tänzer wollte ſie zu ihrem Platze zurückführen.

Ich danke Ihnen, ſagte ſie.

Sie war an der Seite des hohen, blaſſen Mannes. Sie ſah ihn mit liebender Sorge an. Man hätte eine kindliche Liebe darin finden können. Aber auch ihr leuchtendes Auge zeigte doch wieder eine andere.

Sie ſind heute leidender. Wollten Sie nicht nach Hauſe gehen?

Nein, meine liebe Anna. Auch Sie würden dann den Saal verlaſſen.

Gewiß —!

Und das möchte ich eben nicht. Das Tanzen macht Ihnen Freude —

Nein, nein. Ich tanze nur, weil Sie es wünſchten. Ich wäre viel lieber bloß an Ihrer Seite.

Nun, ſo gewähren Sie mir die Freude, ein Stündchen in Ihrer Geſellſchaft hier verbringen zu können.

Unter Einer Bedingung.

Und?

Daß ich nicht mehr tanzen darf.

Sie ſind der freundlichſte Engel der Güte.

Sie hatte ſchon längſt ſeinen Arm genommen, den geſunden, oder vielmehr, um den leidenden Mann zu führen, als von ihm geführt zu werden. Er duldete das ſo gern. So ſchritten ſie in dem Saale langſam auf und ab.

Kein Auge war in dem weiten, glänzenden Saale, das nicht, wenn auch widerwillig, mit Bewunderung an dem ſchönen Paare hing.

Manche Lippen ſprachen die Bewunderung aus.

Beſonders gegen eine ältere Dame, deren Auge zugleich mit Entzücken auf das Paar ſich geheftet hatte.

Sie ſind eine glückliche Mutter, liebe Eiſenhart. Keine Mutter hier im Saale, die Sie um ſolch' ein Kind nicht beneiden müßte.

Und doch, Gräfin, kann ich mein Kind nur mit ſchweren Sorgen anſehen.

Mütter machen ſich immer Sorgen, liebe Baronin, oft gerade am meiſten, wo ſie am wenigſten Grund dazu haben.

O, ich habe wohl Grund. Der Oberſt —

Aber ich bitte Sie, liebe Eiſenhart, müßte man Sie um einen ſolchen Schwiegerſohn faſt nicht noch mehr beneiden, als um eine ſolche Tochter? Er iſt reich, wie es heißt, ſehr reich, von guter Familie, im Anfange der dreißiger Jahre ſchon Oberſt, geehrt von der ganzen Armee wegen ſeiner

Tapferkeit, von ſeinem Kaiſer dafür mit all' den Orden belohnt. Und dann ſehen Sie ſich den ſchönen Mann an. Und wie lieben ſich die Beiden!

Das Alles iſt wahr, liebe Gräfin. Aber es hat ſeine um ſo größeren Schattenſeiten. Ich kann ſie kurz zuſammenfaſſen. Sein Rang in der Armee, ſeine militäriſche Ehre, die Liebe ſeines Kaiſers — es ſind zugleich eben ſo viele Aufforderungen für ihn, ſobald ſeine Geſundheit wieder befeſtigt iſt, zu ſeinem Regimente zurückzukehren. Und ſein Regiment kämpft ſeit Jahren, und er mit ihm, am Kaukaſus. In jenen wilden Kämpfen iſt er geworden, was er iſt. Zu ihnen will er zurück, muß er zurück. Und nun nehmen Sie mein armes Kind. Sie liebt ihn mit einer Innigkeit und Leidenſchaft, vor der ich oft zittere. Kann ſie in den wilden Krieg ihm folgen? Kann ſie mit ihrer Liebe ſich von ihm trennen?

Es iſt das Schickſal aller Offiziersfrauen, liebe Eiſenhart. Nur ſo kann der Mann für ſich Ruhm und für ſie Ehre gewinnen.

Aber auch für ſich das frühe Grab und für ſie — oh, für meine Tochter wäre ſein Grab auch das ihrige.

Das Geſpräch der beiden Damen wurde unterbrochen.

Ein Polizeibeamter war in den Saal getreten.

Wir leben und lebten auch ſchon zur Zeit der hier erzählten Begebenheiten in der Periode der Polizeiſtaaten. Das Wohl, ſelbſt die Macht der Staaten wird danach bemeſſen, ob ſie eine gute, nämlich zahlreiche und wohlorganiſirte Polizei haben. Es iſt daher auch nicht mehr beſonders auffallend, ſelbſt in den höheren Geſellſchaften, wenn ſie nicht ganz den Charakter einer Privatgeſellſchaft haben, Polizeibeamte erſcheinen zu ſehen. In dem einzelnen Falle will es dennoch auf eine Geſellſchaft eben keinen angenehmen Eindruck machen. Das Ganze fühlt ſich unbehaglich, mancher Einzelne gedrückt, wenn er ſich auch keine Rechenſchaft darüber zu geben weiß, warum. Mancher freilich weiß das ſehr wohl.

Das Erſcheinen des Polizeibeamten in dem Saale des Konverſationshauſes wurde bald allgemein bemerkt. Es fiel um ſo mehr auf, als Perſonen, die den Saal gerade verlaſſen hatten und nach ihm zurückkehrten, die Mittheilung machten, vor der Thür im Korridor ſeien noch mehrere Beamte aufgeſtellt und die Ausgänge des Hauſes ſeien von Gendarmen bewacht.

Der Beamte ſuchte etwas in dem Saale.

Der anweſende Inſpektor der Kuranſtalten näherte ſich ihm. Beide ſprachen leiſe und angelegentlich mit einander.

Digitized by Google

Ein geheimnißvolles, geſpanntes, etwas ängſtliches Geflüſter durchflog den Saal.

Zu den beiden Damen, deren Geſpräch unterbrochen wurde, war eine dritte getreten. Sie war in Eifer.

Die Polizei nimmt aber gar keine Rückſichten mehr. In einem Salon des erſten Adels ſo mir nichts, dir nichts einzudringen! Man ſollte ſofort dieſes Bad verlaſſen.

Sie würden es anderswo gerade ſo wieder finden, liebe Reibnitz, ſagte die Gräfin.

Und das ganze Haus zu beſetzen, als wenn man eine Räuberbande abfangen wollte! Es wird ruchbar werden. Zum Glück iſt es ſchon ſpät, und die Straßen ſind leer, welch' ein Schauſpiel ſonſt für den Pöbel!

Das Haus iſt wirklich beſetzt? fragte die Frau von Eiſenhart.

Wie ich Ihnen ſage. Die ganze Polizei des Bades ſcheint aufgeboten zu ſein.

Und Sie wiſſen nicht, zu welchem Zwecke?

Man hat nichts darüber erfahren.

Sie ſcheinen es auf dieſen Saal abgeſehen zu haben.

Aber auf wen? Es iſt nur die Elite der Geſellſchaft hier.

Ueberſehen Sie nicht, liebe Eiſenhart, daß die Länder der halben Welt hier vertreten ſind. Kennen Sie, kennen wir alle dieſe Menſchen?

Freilich.

Gerade in den Bädern giebt es immer Abenteurer.

Und ſie wiſſen ſich gerade in die beſte Geſellſchaft einzuſchmuggeln.

Die Frau von Eiſenhart ſagte es.

Sie ſagte es, indem ihr Auge noch immer auf den eingetretenen Polizeibeamten gerichtet war.

Der Polizeibeamte ſprach noch immer leiſe und angelegentlich mit dem Badeinſpektor.

Die Frau von Eiſenhart ſchien auf einmal etwas zu durchzucken. Ihre Augen hatten zufällig eine andere Richtung genommen.

An dem Arme des ruſſiſchen Oberſten trat ihre Tochter Anna auf ſie zu.

Die junge Dame hatte ihre ſchöne, friſche Farbe verloren; ſie war bleicher, als der ſchöne, blaſſe, verwundete Mann an ihrer Seite.

Der Oberſt war ruhig, ſtolz, milde. So war er immer.

Was iſt Dir begegnet, Anna? rief die beſorgte Mutter der Tochter entgegen.

Nichts, Mutter.

Der Oberſt nahm das Wort.

Mein Arm fing plötzlich an, mich heftiger zu ſchmerzen. Das hat Anna erſchreckt. Es iſt indeß nichts. Ich werde ſofort zum Arzt ſchicken, mich morgen ruhig verhalten, und übermorgen wird Alles wieder in Ordnung ſein. Ich bedaure nur, daß ich Sie ſo früh hier verlaſſen muß.

Er empfahl ſich mit einem zärtlichen Blick, mit einem warmen Druck der Hand bei der jungen Dame.

Ihr zärtlichſter Blick begleitete ihn.

Sie waren Verlobte, der ruſſiſche Oberſt von Bojanowicz und das Freifräulein Anna von Eiſenhart.

Als er fort war, nahm die Mutter die Tochter auf die Seite.

Dir iſt etwas begegnet, Anna!

Ja, Mutter. Jener Polizeibeamte —

Was iſt's mit ihm?

Der Oberſt erſchrack plötzlich, als er ihn ſah.

Um Gotteswillen, der Oberſt?

Er fuhr faſt in die Höhe an meinem Arm, und dann —

Und dann? Ich bitte Dich, Kind, Du haſt Dich wohl nur geirrt.

Und dann war es mir, als wenn ein Zittern durch ſeinen ganzen Körper rieſelte.

Du zitterteſt wohl, Anna?

Nein, Mutter, ich konnte mich zuſammennehmen. Ich fragte ihn, was ihm ſei. Er ſagte, durch den Arm ſei ihm ein plötzlicher, heftiger Stich gefahren. Er werde zu Hauſe müſſen. Es war das Alles ſo ſonderbar, gerade in dem Augenblicke.

Aber er ſah ſo vollkommen ruhig aus, Kind.

Er hatte ſich die Ruhe erzwungen.

Kind, Kind, wir wären verloren, wenn Du Recht hätteſt.

Ich fürchte, daß ich Recht habe.

Wir haben nichts mehr. Wenn er ein Abenteurer, ein Induſtrieritter wäre, wir müßten uns noch heute Nacht heimlich davon machen. Und was dann weiter?

Mutter, ich hatte ſchon einige Male Verdacht gehabt. Du wollteſt nicht darauf hören.

Ich kann es mir auch noch nicht denken. In dem Manne ſteckt wahrer, wirklicher Adel.

Er könnte dennoch ein Betrüger ſein.

Mädchen, Du ſagſt das ſo kalt, ſo ruhig. Ich meinte, Du liebteſt ihn.

Kalt ſage ich es nicht, Mutter. Das Herz brennt mir, wenn ich auch eben keine Liebe für ihn fühle. Ich habe Dir nur gehorcht. Auch darin, ihm entgegenzukommen, aber ihn nicht zu lieben, Niemanden zu lieben. Und dann, er gefiel mir, ſeine hohe Stellung, das glänzende Leben —

Die Mutter hatte nicht mehr auf ihre Worte gehört. Ein neuer Schreck durchfuhr ſie: Iſt er ein Betrüger, wir ſind nicht beſſer, als er. Der Polizeibeamte ſieht nach uns herüber, Anna. Da auch der Badeinſpektor. Mein Gott, mir wird ſo glühend heiß. Laß uns gehen. Es iſt mir, als wenn Alles aus wäre.

Sie wollten gehen.

Sie wurden aufgehalten. —

Ehe ich das Fernere erzähle, muß ich Früheres nachholen. Es iſt nur Weniges, und nur eine gewöhnliche Geſchichte. Leider nur eine gewöhnliche.

Die Dame, die in dem fremden Badeorte ſich Baronin von Eiſenhart nennen ließ, war die Wittwe eines Zollamtrendanten, der den ehrlichen bürgerlichen Namen Eiſenhart geführt hatte. Ihre Tochter Anna war ihr einziges Kind.

Die Frau Eiſenhart hatte ihre Geſchichte. Sie war die Tochter eines armen, adeligen Offiziers, der es nur bis zum Premierlieutenant gebracht hatte. Der Lieutenant von Wenden war ein roher Wüſtling, machte Schulden und gemeine Streiche, mußte ſeinen Abſchied nehmen und erhielt aus Gnade eine kleine Penſion. Mit dieſer und ſeiner ſechszehnjährigen Tochter Charlotte zog er in eine kleine Grenzſtadt, in der er wohlfeil leben konnte.

Seine Frau, eine brave Frau, war ſchon ſeit Jahren vor Gram geſtorben.

Die kleine Grenzſtadt war zugleich eine Garniſonſtadt. Es lagen ein paar Schwadronen da.

Mit den älteren Offizieren wurde der penſionirte Offizier bekannt, mit den jüngeren ſeine Tochter. Was ihm früher vorgeworfen war, vergaß man! er war ja nicht mehr im Dienſt, und nur auf den Dienſt kam es an, nicht auf den Mann. Die jüngeren Offiziere dachten nicht daran, um der Tochter willen.

Charlotte von Wenden war eine üppige, blendende Schönheit geworden, aber mit dem Geiſte ihres Vaters. Es giebt eine Erbſünde.

Ihre Schönheit zog die jüngeren Offiziere der Garniſon an. Ihr

Leichtſinn, und mehr hatte ſie wohl von dem Vater nicht geerbt, das Andere thaten die böſeſten Beiſpiele und die Verführung erſt ſpäter und allmälig hinzu — ihr Leichtſinn ſtieß die jungen Männer nicht zurück. Ihr eigener Vater — und da waren jene Beiſpiele und die Verführung da — führte ſie zu ihnen. Sie waren reich, er war arm. Sie lebten gut, er wollte gut mit ihnen leben. Sein Haus wurde ihr Tummelplatz, auf ihre Koſten und freilich auch auf Anderer Koſten.

Das wüſte Leben konnte nicht lange ſo währen. Charlotte von Wenden mußte an das Heirathen denken. Nach ihrer Verheirathung konnte ja daſſelbe Leben wieder beginnen.

In der Grenzſtadt war ein Grenz-Zollamt. Bei dem Amte war ein Hauptrendant angeſtellt, ein ſtiller, ordentlicher Mann von einigen dreißig Jahren. Er hatte das Fräulein von Wenden in Geſellſchaften, auf Bällen geſehen. Sie war freundlich gegen ihn geweſen, obwohl er kein Offizier und nur ein Bürgerlicher war. Um ſo leichter hatte ihre Schönheit ihn feſſeln können. Er war dabei etwas eitel. Bald verzehrte er ſich in glühender Liebe zu dem ſchönſten Mädchen, das man ſehen konnte, das eine adelige Dame war, das immer einen freundlichen Blick und ein freundliches Wort für ihn hatte.

Er war zugleich ein wohlhabender Mann und hatte eine Einnahme wie ein Major. Seine amtliche Stellung war eine geachtete, in dem kleinen Städtchen die zweit' oder dritt' Erſte.

Als das Fräulein von Wenden zu der Ueberzeugung kam, daß ſie heirathen müſſe, hatte ſie auch keine lange Wahl mehr. Schon nach vier Wochen war der Hauptrendant Eiſenhart ihr Gatte.

Die Liebe macht blind.

Anfangs war er ein glücklicher Gatte, wie jeder Gatte. Er war der Glücklichſte, wie auch jeder.

Auf der höchſten Höhe des Glückes kann der Menſch ſich nicht lange halten. Wo Höhe iſt, da iſt Tiefe. Wer von der Höhe fällt, fällt nur zu leicht in die Tiefe, die dann für ihn nicht minder leicht ein bodenloſer Abgrund wird.

Wenige Monate nach der Trauung ſetzte die Frau Eiſenhart das Leben fort, das ſie als Fräulein von Wenden geführt hatte. Es war nur Ein Unterſchied dabei. Die Koſten trug nicht mehr ihre Jugend und der Beutel der jungen Offiziere, aber die Ehre und der Beutel ihres Mannes.

Der Rendant Eiſenhart war ein ſehr braver Menſch und aus ſeinem Herzen konnte nichts die Liebe zu ſeiner Frau ausrotten. Vierzehn

Jahre lang trug er den qualvollſten Zuſtand, den kein Anderer vierzehn Wochen ertragen hätte.

Dann zeigte eines Tages eine außerordentliche Reviſion der ihm anvertrauten Kaſſe, daß er einen bedeutenden Defekt gemacht hatte. Er wurde zur Unterſuchung gezogen und zur Haft gebracht. Nach drei Wochen ſtarb er im Gefängniſſe. Jene vierzehnjährigen Qualen und der letzte Schlag hätten den ſtärkſten Körper zerbrechen können.

Seine Wittwe? Seine Liebe zu ihr hatte über ſeinen Tod hinaus für ſie geſorgt. Er hatte ſein Leben mit einem anſehnlichen Kapitale verſichert. Sie konnte mit ihrer einzigen Tochter von den Zinſen in anſtändiger Beſcheidenheit leben. Konnte dieſe Frau es? Sie hatte andere Abſichten, andere Pläne.

In der kleinen Grenzſtadt war aus mehrfachen Gründen ihr Bleibens nicht mehr. Der erſte war: ſie konnte kein Haus mehr machen. Der zweite lag in einer Entdeckung ihrer Anbeter, die ſie in Folge des erſten gemacht hatten: es war mit ihrer Schönheit vorbei, ſie war mit der Zeit doch zu alt und zu ſtark geworden. Ein dritter war ihr Plan für ihr ferneres Leben.

Ihre einzige Tochter Anna — ſie war erſt dreizehn Jahre alt — verſprach ebenſo ſchön zu werden, wie die Mutter, noch ſchöner. Das war ein anderes Kapital, als die wenigen tauſend Thaler, die ihr von der Lebensverſicherungs-Geſellſchaft ausgezahlt waren. Es mußte nur ſchon bei Zeiten gut und ſicher angelegt werden.

Wie lange ſchon war der Leichtſinn des Fräuleins von Wenden zur tiefſten Gemeinheit geworden!

Anna Eiſenhart hatte nicht den Geiſt der Mutter geerbt, wie dieſe den des Vaters. Aber wo die Erbſünde fehlt, da müſſen nur Beiſpiele und Lehrer um ſo ſorgfältiger und konſequenter angewendet werden.

Die Frau Eiſenhart zog mit ihrer Tochter in die Reſidenz.

Sie ließ ihr dort eine ausgezeichnete Bildung geben, in Allem, was eine junge Dame, die in den höchſten Geſellſchaften eine Rolle ſpielen ſoll, wiſſen und kennen und können muß.

Ihre Erziehung übernahm ſie ſelbſt. Es war die Erziehung der Frivolität zur Frivolität, nichts zu lieben als ſich ſelbſt, zu achten gar nichts.

Als das Mädchen ſiebzehn, beinahe achtzehn Jahre alt war, waren ihre Bildung und Erziehung vollendet. Die Erziehung freilich nur ſo weit, als ſie bei den beſſeren Herzensanlagen des Mädchens vollendet

werden konnte. Den guten ſittlichen Grund, der in ihr lag, ganz zu zerſtören, war doch wohl nicht möglich geweſen.

So reiſte die Mutter mit der Tochter in den großen ſüddeutſchen Badeort, der die reichſte und vornehmſte Geſellſchaft aus der halben Welt, aber auch Induſtrieritter und Abenteurerinnen vielleicht aus der ganzen Welt alljährlich im Sommer vereinigte.

Mein Werk iſt vollendet, Anna. Jetzt iſt's an Dir, zu handeln. Vor Allem ſuche einen reichen Mann zu bekommen. Iſt er zugleich ein vornehmer, deſto beſſer.

Ganz war ihr Werk doch noch nicht vollendet. Sie mußte den Reſt des Kapitals nehmen, das ſie nach dem Tode ihres Mannes erhalten hatte. Es waren noch immer ein paar tauſend Thaler. Sie mußte mit ihrer Erfahrung der Tochter ſchützend zur Seite ſtehen. Sie mußte ſelbſt ihre frühere Schönheit noch wohl für ſie geltend zu machen ſuchen. Sie trug noch immer Spuren großer ehemaliger Schönheit.

Sie reiſte als Baronin von Eiſenhart in das Bad, zugleich als reiche Dame. Dienerſchaft nahm ſie ſchon unterwegs auf der Reiſe an. Equipage wurde im Bade genommen. Ihr Quartier war eines der eleganteſten des Orts.

Ihre Erwartungen ſollten erfüllt werden. Die wunderbare, ſanfte, weiche und doch wieder erhabene Schönheit ihrer Tochter machte Aufſehen. Ein Kreis von Anbetern umgab ſie. Die Mutter ſelbſt fand noch eine alte Garde. Freilich die ſogenannten ernſthaften, ſoliden Abſichten wollten ſich nicht ebenſo eifrig zeigen. Nur ein Mann bot dem ſchönen und reichen Fräulein von Eiſenhart ſeine Hand an. Es war aber auch einer der erſten Männer des Bades. Der junge, ſchöne, immens reiche, von ſeinem mächtigen Kaiſer geliebte ruſſiſche Oberſt von Bojanowiez war in der jüngeren Herrenwelt des Bades eine eben ſo ausgezeichnete Perſönlichkeit, wie das Fräulein von Eiſenhart unter den jüngeren Damen.

Der Oberſt und das Fräulein waren bald Verlobte. Man konnte kein ſchöneres und edleres Paar ſehen. Ihre Hochzeit ſtand bevor. Sie ſollte in dem Bade ſelbſt gefeiert werden. Man wartete nur noch auf den Heirathskonſens; der von dem ruſſiſchen Kaiſer ſelbſt ertheilt werden mußte. Die Frau von Eiſenhart und ihre Tochter warteten mit Schmerzen darauf. Ihre paar tauſend Thaler waren längſt verzehrt; eben ſo viele Schulden waren in dem Bade hinzugemacht.

Der Polizeibeamte in dem Ballſaale des Konverſationshauſes hatte nach dem heimlichen und angelegentlichen Geſpräche mit dem Badeinſpek-

tor ſich plötzlich nach der Frau von Eiſenhart umgeſehen, die mit ihrer Tochter in einem Winkel des Saales auf einem Divan Platz genommen hatte. Die Augen des Beamten wären nur einem leiſen Augenwinken des geſellig gewandteren Inſpektors gefolgt.

Die Frau von Eiſenhart war bei dem Blicke erbebt. Sie wollte mit der Tochter ſchnell den Saal verlaſſen.

Der Polizeibeamte erhob den Fuß, ihnen entgegenzutreten.

Wir ſind verloren, Anna, flüſterte die Mutter der Tochter zu. Er ſcheint uns gar hier arretiren zu wollen, vor allen den Menſchen. Nur die höchſte Geiſtesgegenwart kann uns retten. Sind wir erſt glücklich draußen, ſo machen wir uns noch in der Nacht davon. Nimm Dich zuſammen, Anna.

Sie ſelbſt hatte ſich ſchon völlig zuſammengenommen. Sie war leichenblaß geweſen. Sie hatte beinahe ihre natürliche Röthe wiedererlangt. Ihr Blick war wieder ſicher, ihr Schritt wieder feſt und ſtolz.

Eine Dame ihrer Bekanntſchaft begegnete ihnen.

Sie wollen ſchon zu Hauſe, Baronin?

Meine Anna wünſcht es. Der Oberſt Bojanowiez war plötzlich unwohl geworden.

Ah, der Oberſt!

Die Dame von der Bekanntſchaft der Baronin ſprach die paar Worte doch in einem ſonderbaren Tone.

Aber was geht es mich an? ſagte ſich die Baronin. Wenn ich und mein Kind nur mit heiler Haut davon kommen!

Der Polizeibeamte befand ſich in der Mitte des Saales. Der Weg der Baronin führte ſie nahe an ihm vorbei. Sie mied ſeine Nähe nicht. Nur Geiſtesgegenwart kann uns retten, hatte ſie geſagt. Sie mußte dem Beamten imponiren. Ihre Haltung wurde ſtolzer, als ſie ihm näher kam.

Seine amtliche Miene wurde ſtrenger. Der Stolz der vornehmen Dame imponirte ihm nicht.

Ich bin für ihn nichts mehr, als die gemeine Schwindlerin, mußte ſie ſich ſagen, und ſie erblaßte von Neuem. Wir ſind verloren. Er wird uns hier verhaften, in dieſem Salon, Angeſichts der ganzen Geſellſchaft. Auch mein Kind.

Ihre Tochter glich einer Leiche.

Die Augen der Geſellſchaft hatten ſich ſchon auf Mutter und Tochter gerichtet.

Der Polizeibeamte ſtand vor ihnen.

Madame, hätten Sie die Güte, mir zu folgen?

Die Dame hatte ſich noch einmal zuſammengenommen.

Warum, mein Herr?

Mit Ihrer Tochter.

Aber, mein Herr, warum?

Sie werden es erfahren. Oder wünſchen Sie gleich hier Mittheilungen —?

Der Beamte wurde unterbrochen.

In jedem Badeorte iſt irgend ein Kammerherr oder Kammerjunker, der an ſeinem Hofe das Geſchäft hat, Neuigkeiten herbeizutragen und der das Geſchäft in dem Bade fortſetzt. Ein ſolcher Herr riß mit ſtrahlendem Geſichte die Thür des Saales auf.

Mein Gott, wiſſen Sie es denn ſchon? So eben iſt der Oberſt Bojanowiez verhaftet worden.

Er hatte es dem erſten Beſten zugerufen, der gerade an der Thüre ſtand. Der ganze Saal konnte und ſollte es hören. Der ganze Saal gerieth in Aufruhr.

Wo? Wo iſt das geſchehen?

Hier unten, an einer Hinterpforte des Hauſes. Sie wiſſen wohl nicht, daß das ganze Haus mit Gendarmen umſtellt iſt.

Es wurde geſagt.

Der Oberſt wollte ſich hinausſchleichen.

Aber, was hat er verbrochen?

Er iſt ein Schwindler, ein Betrüger, gar kein Oberſt, kein Edelmann.

In einen allgemeinen Aufruhr wird Alles mit hineingezogen. Wenn auch die Polizei, ſo iſt das freilich ein Fehler, der größte Fehler von ihr.

Der Polizeibeamte in dem Saale des Konverſationshauſes ließ ihn ſich zu Schulden kommen. Allerdings nicht ohne Veranlaſſung.

Wiſſen Sie von der Sache, Herr Polizeikommiſſarius? fragte ihn ein ſehr vornehmer Herr mit einem großen Ordensſterne, wahrſcheinlich ein Miniſter oder General.

Dem vornehmen Herrn mußte geantwortet werden, wenn auch die beiden Damen, denen ſofort wahrſcheinlich nicht ſehr erwünſchte Mittheilungen zu machen waren, darüber einige Augenblicke aus den Augen verloren wurden. Ein paar Damen ſind der Polizei immer ſicher.

Zu Befehl, Exzellenz. Der ſoeben Verhaftete — ich ließ ihn, um Aufſehen zu vermeiden, und weil ich hier noch ein anderes Geſchäft hatte, ruhig den Saal verlaſſen. Ich wußte, daß er draußen meinen Leuten

nicht entgehen könne. Der Verhaftete alſo, der ſich für einen Oberſten von Boſanowiez ausgab, iſt, wie heute Abend eine Meldung zu uns kam, nichts, als der Schreiber eines ruſſiſchen Generals, der ſeinen Herrn vielfach beſtohlen und dann verlaſſen hat.

Ah, darum wußte er die Rolle eines ruſſiſchen Kronoffiziers ſo vortrefflich zu ſpielen. Aber ſein verwundeter Arm?

Iſt ſo geſund, wie der meinige.

Er iſt alſo auch kein Edelmann? fragte der Kammerherr, der zuerſt die Nachricht von der Verhaftung in den Saal gebracht hatte.

Doch. Er gehört einer armen polniſchen adeligen Familie an.

Dort iſt viel armer Adel.

Ja.

Auch anderswo, ſagte ein ſehr dicker mecklenburgiſcher Edelmann, mit einem Seitenblick auf den dürren Kammerherrn, der kein Mecklenburger war.

Aber der Menſch machte hier großen Aufwand, fuhr der neugierige alte Herr mit dem großen Sterne fort.

Und noch mehr Schwindel und Schulden, Exzellenz.

Die arme Eiſenhart! ſagte eine Dame, die herzugetreten war.

Sie hatte es laut geſagt. Waren die Frau von Eiſenhart und ihre Tochter denn nicht mehr in der Nähe?

Der Polizeikommiſſarius ſah ſich nach ihnen um.

Er ſah ſie nicht mehr. Es ſchien ihm nicht ſehr viel daran gelegen zu ſein.

Sie ſind mir doch ſicher, ſagte er.

Wer? fragte der neugierige Miniſter, der in ſeinem Lande vielleicht Polizeiminiſter war.

Ah, die Damen, mit denen ich hier eben ſprach.

Die Frau von Eiſenhart? riefen ein halbes Dutzend Damen entſetzt.

Der Miniſter wurde ſo herabladend, den Arm des Polizeibeamten zu nehmen. Er war ja in fremdem Lande.

Das müſſen Sie mir erzählen.

Die Dame iſt ebenfalls eine Schwindlerin.

Auch die? Mit ihrer ſchönen Tochter?

Sie iſt die Wittwe eines Kaſſabeamten, den ſie ruinirt hat.

Alſo eine Bürgerliche?

Nur eine Bürgerliche!

Gottlob!

Die anweſenden Damen hatten dieſe Worte ausgerufen.

Der Polizeibeamte fuhr fort: Sie iſt eine geborne Adelige die Tochter eines Offiziers.

Die Damen wurden ſtill.

Und ihr Verbrechen? fragte der Miniſter.

Sie iſt bis jetzt nur Schwindlerin, die hier unter der Maske einer reichen Baronin zwar viel Geld ausgegeben, aber noch mehr Schulden gemacht hat. Einzelne Umſtände hatten ſie uns ſchon längſt verdächtig gemacht; wir erkundigten uns in ihrer Heimat nach ihr. Der Zufall wollte, daß heute Abend die Nachrichten über ſie zugleich mit denen über den angeblichen ruſſiſchen Oberſten eintrafen.

Der Oberſt und die Dame haben ſich wohl gegenſeitig beſchwindelt, ſagte der Miniſter.

So ſcheint es.

Es giebt doch noch Glauben in der Welt, bemerkte beinahe emphatiſch der Miniſter.

Er mußte es wiſſen, wenn er Polizeiminiſter war.

Der Polizeibeamte verabſchiedete ſich von ihm.

Exzellenz wollen mich entſchuldigen. Auch die beiden Damen müſſen noch heute Nacht arretirt werden. Ich möchte ihnen doch nicht gar zu viel Zeit laſſen.

Er hatte ihnen ſchon zu viel Zeit gelaſſen.

2.

Eine Diebesgeſchichte.

In einer kleinen Stadt des mittleren Deutſchlands kam am Abend die gewöhnliche Fahrpoſt an.

Eiſenbahnen berührten den kleinen Ort nicht; nicht einmal eine Schnellpoſt. Er lag tief im Gebirge, von den großen Verkehrsſtraßen entfernt.

Der Poſtwagen fuhr nach kurzem Aufenthalte weiter, vom Süden nach dem Norden hin. Die meiſten Paſſagiere waren nicht ausgeſtiegen.

Nur zwei Damen verließen ihn.

Sie traten in die Paſſagierſtube des Poſthauſes ein.

Ein einfacher Reiſeſack wurde ihnen aus dem Poſtwagen nachgetragen.

Es waren eine ältere und eine jüngere Dame, beide wohl gekleidet, beide ſchön; die ältere noch ſchöner, die jüngere in dem vollen Aufblühen einer überraſchenden Schönheit.

Das Aeußere Beider zeigte, daß ſie ermüdet und angegriffen waren; wohl nicht allein von der Reiſe. In dem ſchönen blaſſen Geſichte der Jüngeren ſpiegelte ſich ein tiefer innerer Schmerz. Die Aeltere war mehr gefaßt.

Sie wollen nicht weiter fahren? fragte ſie ein Poſtbeamter.

„Nein," ſagte die ältere Dame. Meine Tochter iſt leidend. Das Fahren griff ſie zu ſehr an. Können Sie uns einen guten Gaſthof im Orte anweiſen?

Im Falken werden Sie gut logiren.

Führe die Damen zum Falken, befahl er ſeinem Knecht.

Der Knecht nahm den leichten Reiſeſack der Damen und führte ſie zum Falken.

Es war Platz in dem Gaſthofe. Es wurde ihnen ein freundliches Zimmer angewieſen.

Die jüngere Dame, die Tochter der älteren, warf ſich, als ſie allein waren, auf einen Stuhl. Ein Strom von Thränen entquoll ihren Augen. Sie waren wohl lange nicht allein geweſen und ſie hatte lange die bitteren Thränen zurückdrängen müſſen.

Die ältere Dame blieb ruhiger. Den Zwang, den die fremde Geſellſchaft ihr aufgelegt hatte, mußte freilich auch ſie abſchütteln. Aber ſie blickte nur in die Zukunft. Thränen gelten der Vergangenheit.

„Was nun?" ſagte ſie. „Was machen wir nun weiter?"

Sie hatte die Worte an die Tochter gerichtet. Sie erhielt keine Antwort. Sie mußte weiter ſprechen.

„Vor Verfolgung ſind wir hier zunächſt ſicher. Wir haben ſchon zweimal die Grenze eines anderen Landes paſſirt und ſchon an der erſten Grenze muß man unſere Spur verloren haben. Aber was weiter? Hier bleiben können wir nicht. Zum Weiterreiſen haben wir kein Geld; ich konnte die Poſt gerade nur bis hier bezahlen. Wohin ſollen wir auch? In unſere Heimath zurück? Man würde mit Fingern auf uns weiſen. In die Reſidenz wieder? Man wird längſt aus dem Badeorte hingeſchrieben haben, und unſer erſter Gang wäre in die Kriminalgefängniſſe. Das iſt eine nichtswürdige Lage und Du antworteſt mir nicht, Anna?"

Die Tochter antwortete wiederum nicht. Sie hatte das Geſicht mit ihren Händen bedeckt. Was ſollte ſie auch antworten? Was die Mutter

wußte, wußte auch ſie. Was die Mutter wiſſen wollte, wußte ſie ebenfalls nicht.

Die vergeblichen Blicke in die Zukunft führten auch die Frau Eiſenhart, nicht mehr die Baronin Eiſenhart, in die Vergangenheit zurück; freilich in ihrer Weiſe.

„Dieſer Schuft! Dieſer Betrüger! Und wie er ſeine Rolle ſo natürlich zu ſpielen wußte! Alle Welt hatte er getäuſcht. Wie wurde der tapfere Oberſt aus dem Kaukaſus, der Liebling des ruſſiſchen Kaiſers, von Jedermann geehrt! Und was war er? Ein einfältiger Schreiber! Ein ordinärer Spitzbube. Ich könnte wahnſinnig werden, wenn ich daran denke. So betrogen zu ſein!“

Die Tochter mußte endlich ſprechen.

„Mutter, haben wir ihn weniger betrogen?“

Dieſe Worte brachten die ältere Dame noch mehr in Zorn.

„Gleichviel. Aber wir ſind durch ihn unglücklich geworden.“

„Unglücklich, Mutter, ſind wir durch uns ſelbſt geworden.“

„Du hätteſt ohne ihn einen anderen, einen beſſeren Mann bekommen, durch Deine Schönheit, durch Deine Talente —“

„Durch unſeren Betrug, Mutter.“

„Und jetzt iſt es vorbei, Alles iſt vorbei. Ich hatte mein letztes Gold hingegeben. Ich habe nichts mehr. Ich weiß nicht einmal, wie wir von hier fortkommen ſollen.“

Die Tochter nahm die Sache anders. Sie war leichtſinnig, aber noch nicht gemein, noch nicht ganz verdorben. Sie war ſogar beſſerer Entſchlüſſe fähig. Wie der Leichtſinn ſie ausführen konnte, war freilich eine andere Frage.

„Alles iſt noch nicht vorbei, Mutter. Es kann auch wieder eine beſſere Zeit kommen. Ich habe etwas Talent. Ich habe Mancherlei gelernt. Ich werde Gouvernante.“

Der Zorn brachte der Mutter den Hohn. Sie hatte ja längſt und für immer allen ſittlichen Grund und Halt verloren.

„Gouvernante wollteſt Du werden? Lehrerin, Schulmeiſterin?“

„Ja, Mutter, ſo iſt mein Plan.“

„Und wie wollteſt Du dieſen herrlichen Plan ausführen? Du willſt Dich vielleicht gleich hier melden? Um in acht Tagen, denn bis dahin werden die Steckbriefe hinter uns hier ſein, zum Jubel des ganzen Neſtes von der Polizei eingefangen und dann von Gendarmen nach dem Badeorte zurücktransportirt zu werden?

„Wir werden hoffentlich morgen weiter reiſen, Mutter.“

„Von welchem Geide?“

Ich habe im Nachiſacke noch ein ſeidenes Kleid. Meine goldene Broſche und das Armband ſind echt. Die anderen Schmuckſachen freilich nicht. Aber jenes, wenn es auch nicht viel iſt —

Das weiß Gott! rief die Mutter. Wir mußten ſo eilig flüchten, daß wir faſt nur mitnehmen konnten, was wir auf dem Leibe trugen.

Es reicht immer aus, fuhr die Tochter fort, um mit dem Erlöſe außer Landes, nach Frankreich oder England, zu kommen, wo wir völlig ſicher ſind und wo tüchtige deutſche Lehrerinnen immer ein Unterkommen finden. Ich habe vorhin die Wirthin geſehen. Ihr Aeußeres erweckt Zutrauen. Sie wird zu einem guten Verkaufe der Sachen behilflich ſein.

Es iſt Dein letztes Geſellſchaftskleid, Anna, hatte die Mutter nur einzuwerfen.

Sie konnten nicht weiter ſprechen. Eine Aufwärterin brachte das Nachteſſen, das ſie beſtellt hatten. Dann, als ſie wieder allein waren und ihr Abendbrot verzehrten, nahm etwas Anderes ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch.

Ihr Zimmer lag eine Treppe hoch, an einem ſchmalen Gange. Es befanden ſich noch mehrere Zimmer an dem Gange. Bei ihrer Ankunft hatten ſie es bemerkt. Ob ſie beſetzt waren, wußten ſie nicht. Es hatte ſich nirgends auf dem Gange ein Geräuſch vernehmen laſſen. Man hatte nur die zu- und abgehende Aufwärterin gehört, und es hätte vielleicht nur auffallen können, daß deren Schritt ein langſamer, leiſer war.

Die Stille wurde auf einmal unterbrochen. Eine Thür an dem Gange, unmittelbar dem Zimmer der beiden Damen gegenüber, wurde heftig aufgeriſſen. Ein eiliger Schritt ſtürzte heraus, den Gang entlang, die Treppe hinunter, die ſich am Ende des Ganges befand. Dann war Alles ſtill. Eine Stimme hatte man nicht vernommen. Die aufgeriſſene Thür war nicht wieder zugemacht worden.

Was war das? mußten Mutter und Tochter ſich unwillkürlich fragen.

Die Mutter mußte es wiſſen. Sie hatte im Leben ſo viele Abenteuer gehabt und aufgeſucht.

Sie ſtand auf. Sie öffnete leiſe die Thüre ihres Zimmers. Sie ſah in den Gang.

Gerade der Thür, in der ſie war, gegenüber, ſtand eine andere Thür offen. Man ſah durch die Oeffnung in ein ſchwach, wie nur von einer

Nachtlampe erleuchtetes Zimmer. Aus dem Halbdunkel drang ein leiſes Stöhnen hervor. Einen anderen Laut, eine Bewegung hörte man nicht.

Was mag dort ſein? fragte ſich die Dame. Sie machte Miene, in den Gang nach der offenen Thüre zu gehen.

Die Tochter wollte ſie zurückhalten.

Ich bitte Dich, Mutter! Das ſcheint das Aechzen eines Sterbenden zu ſein. Mich überläuft es eiskalt.

Man kann ja einmal nachſehen, meinte die mehr als leichtſinnige Mutter.

Es kamen eilige Schritte die Treppe hinauf.

Die Mutter mußte ſich zurückziehen. Sie verſchloß faſt unhörbar die Thür ihres Zimmers wieder.

An der verſchloſſenen Thüre blieb ſie lauſchend ſtehen.

Drei Perſonen kamen den Gang herauf. Nach den Schritten war eine Mannsperſon darunter. Sie gingen durch die offene Thür gegenüber. Die Thür wurde hinter ihnen zugemacht. Dann herrſchte wieder völlige Stille. Das angeſtrengteſte Lauſchen der älteren Dame glaubte nur manchmal ein kaum vernehmbares Flüſtern zu hören.

Nach einer Weile wurde die Thür drüben wieder geöffnet. Ein weiblicher Schritt kam daraus hervor. Er kam geradenwegs auf das Zimmer der beiden Damen zu. Es wurde leiſe an die Thür geklopft.

„Herein!“ rief die Frau Eiſenhart.

Die Wirthin trat in das Zimmer. Sie hatten ſie ſchon vorhin geſehen. Das Geſicht der Frau zeigte die unverkennbarſte Gutmüthigkeit.

Sie trat verlegen ein,

Ich wollte mich erkundigen, ob es den Damen an nichts fehlt.

Ich danke Ihnen, erwiderte ihr die Frau Eiſenhart. Wir ſind ganz zufrieden.

Die Wirthin hatte noch etwas auf dem Herzen.

Aber ſo erging es auch der jüngeren Dame. Sie ſuchte die Augen ihrer Mutter, ſie warf ihr einen Blick zu, nach dem Reiſeſacke hin, indem ihr letztes ſeidenes Kleid, ihre Broſche und ihr Armband lagen. Es war ein entſchloſſener Blick, aber doch ein wehmüthiger. Es handelte ſich um ihren einzigen Schmuck. Sie war ſiebzehn Jahre alt, ſie war ſchön.

Die Mutter winkte ihr ein entſchiedenes Nein! zu. Wenigſtens noch nicht! ſagte der Blick. Die Frau hier hat etwas auf dem Herzen! Wer kann wiſſen —?

Ich habe auch noch eine recht große Bitte, ſagte die verlegene Wirthin.

Es ja nicht übel zu nehmen, wenn Sie heute Nacht einige Male beunruhigt werden ſollten. Es ergeht uns recht fatal.

Sie haben eine Unannehmlichkeit im Hauſe? fragte die Frau Eiſenhart.

Einen ſchweren, recht gefährlichen Kranken.

In jenem Zimmer drüben?

Leider hier gerade gegenüber. Es war mir aber unmöglich, Ihnen ein anderes Zimmer anzuweiſen.

Wir werden ganz ruhig ſein, ſagte die theilnehmende Anna. Der Kranke ſoll durch uns nicht im geringſten geſtört werden.

O, ich zweifle keinen Augenblick daran, Fräulein. Ich hatte nur die Bitte an Sie, mich zu entſchuldigen.

Die Mutter mußte mehr wiſſen.

Darf ich fragen, was dem Kranken fehlt?

Die Wirthin gehörte zu den gutmüthigen Wirthinnen, die gern plaudern.

Der arme Menſch kam vor drei Tagen ſchon krank hier an. Gleich in der erſten Nacht wurde es ſehr ſchlimm mit ihm. Der Arzt erklärte, er habe eine Gehirnentzündung. Er phantaſirte heftig. Und ſo iſt es immer geblieben. Seine Phantaſien haben nur Einen Gegenſtand. Er ſpricht beſtändig von einer Brieftaſche, die ſehr viel Geld enthalte und die unter ſeinem Kopfkiſſen liege. Wenn ſie ihm geſtohlen werde, ſo ſei er unglücklich. Er hat aber gar nichts unter ſeinem Kopfkiſſen liegen, im ganzen Bette nichts. Die Wärterin hat ſich überzeugt, ſo mein Mann, der Arzt.

Die Frau Eiſenhart war aufmerkſam geworden. Sie wußte es zu verbergen. Nur eine dunkle Glut im Hintergrunde ihrer Augen zeigte die Aufregung ihres Innern an.

Haben Sie Nachricht, wer der Kranke iſt? fragte ſie mit einer natürlichen Theilnahme.

Wir haben nichts von ſeinen Sachen und Papieren angerührt. Er ſcheint der Sohn oder der Reiſende eines großen Kaufmannshauſes zu ſein.

Er iſt noch jung?

Vielleicht im Anfange der dreißiger Jahre.

Und wie geht es ihm jetzt? Sie ſchienen für die Nacht zu fürchten.

Vor einer halben Stunde hatte ihn plötzlich ein beängſtigender Anfall betroffen. Wir ſchickten zu dem Arzt. Der meinte, es habe noch nichts zu ſagen. Aber wenn er ſich wiederhole, ſo ſei Alles zu beſorgen.

Er fürchtet für die Nacht eine Wiederholung?

Leider. Er iſt daher noch da. Er will noch eine Stunde warten

Sie haben doch einen Wärter bei ihm?

Eine alte Magd aus dem Hauſe wacht bei ihm. Sie iſt ſeit dreißig Jahren die Krankenwärterin in der Familie.

Die Frau konnte nicht weiter erzählen.

Draußen auf der Straße war ſchnell ein Wagen herangefahren. Er hielt vor dem Hauſe.

Mein Gott, noch Fremde! So ſpät! Und ich bin nicht darauf eingerichtet.

Sie eilte fort.

Die Frau Eiſenhart durchmaß mit großen Schritten die Stube. Dann blieb ſie lauſchend an der Thür ſtehen. Dann trieb ihre innere Unruhe ſie wieder in dem Zimmer umher.

Mutter, was ſagſt Du? fragte die Tochter ſie.

Laß mich.

Du haſt ſchreckliche Gedanken. Gieb ſie auf.

Was weißt Du von meinen Gedanken?

Ich kenne ſie.

Die Tochter kannte die Mutter.

Die Mutter kannte aber auch die Tochter.

Du haſt Recht, Anna, ſprechen wir von etwas Anderem. Wir ſprachen von der Zukunft, als wir unterbrochen wurden.

Von einer beſſeren Zukunft, Mutter.

Ja, und Du wollteſt ſie als Gouvernante finden. Haſt Du Dir den Beruf einer Gouvernante wohl klar gemacht?

Mit einem redlichen Willen kann man Alles.

Es kann aber ſchon Weniges verzweifelt ſchwer und ſauer werden, zumal wenn man es beſſer haben könnte. Das Brot einer Erzieherin iſt das traurigſte. Am frühen Morgen mußt Du aufſtehen und mit dem Aufſtehen und Ankleiden der Kinder Dein Amt beginnen, und entweder ſelbſt ihre Kammerjungfer ſein, oder ihre Kammerjungfer und ſie gegen dieſe überwachen. Schon da fangen ſie an, Dich zu ärgern durch Klagen, Zanken, Widerſpruch, Trotz. Später am Tage treten die Vorwürfe der Eltern hinzu. So dauert es bis zum ſpäten Abende. Iſt Dir vielleicht mein Bild zu grell, Anna?

Die Tochter antwortete nicht.

Ich könnte es mir auch nicht denken, fuhr die Mutter fort, Du warſt in manchen Häuſern, in denen Gouvernanten waren. Du hatteſt ſelbſt weiche. Hatten ſie es beſſer? Etwa auch bei Dir?

Ich war ein unartiges, widerſpänſtiges Kind, Mutter.

Nicht unartiger und widerſpänſtiger als die meiſten.

Die Tochter wurde nachdenklich.

Die Mutter ſprach weiter:

Das iſt die eine Seite Deines künftigen Lebens als Gouvernante. Nimm die zweite. Du biſt Dienerin in einem fremden Hauſe, und Dienerin für Geld. Du bekommſt Deinen Lohn, wie der Bediente, die Kammerjungfer. Du wirſt, wenn vielleicht auch beſſer gehalten, für nichts mehr angeſehen, als ſie. So ſehen ſie Dich Alle im Hauſe an, vom kleinſten Kinde bis zu der Frau des Hauſes hinauf, ſie Alle wiſſen, daß Du für Deine Dienſte bezahlt wirſt. In Frankreich und in England ſehen ſie Dich mit doppeltem Hochmuth von oben herab an, und gewahren ſie erſt, daß Du mit Deinem letzten Kleide gekommen biſt, müſſen ſie Dir erſt ein abgelegtes Kleid ſchenken: damit Sie ſich in unſerem Hauſe anſtändig können ſehen laſſen, Mamſell, dann —

Mutter! ſprang die Tochter auf, Mutter, halt ein!

Ich ſagte es Dir, mein Kind, das Loos einer Gouvernante iſt ein verzweifeltes.

Weißt Du ein beſſeres für mich, Mutter?

Du biſt ſchön, Du haſt Talente. Dir kann ein reicher, ein angeſehener Mann nicht fehlen.

Nach dieſer unglücklichen Badegeſchichte?

Wir gehen in ein fremdes Land. Wir nehmen einen anderen Namen an. Wer kennt denn uns und unſere Geſchichte? Es fehlt uns nur Eins, Geld. Nur ein paar hundert Thaler. Hätten wir die —. Horch! Es kommt wieder Jemand den Gang herauf. Der Schritt der Wirthin. Sie iſt es. Sie geht wieder zu dem Kranken. Laß uns horchen.

Sie horchten. Aber ſie hörten lange nichts. Erſt nach einer Weile wurde die Thür des Zimmers, in welchem der Kranke lag, wieder geöffnet. Zwei Perſonen kamen heraus. Die eine — es war der männliche Schritt, der vor ungefähr einer Stunde hineingegangen war — entfernte ſich den Gang hinunter. Die zweite kam in das Zimmer der beiden Damen. Es war die Wirthin. Sie ſah vergnügt aus.

Ich komme, um nochmals nachzuſehen, ob Ihnen nichts fehlt.

Sie ſind ſehr gütig. Wir ſind vollkommen zufrieden.

Die Wirthin war aber auch gekommen, um noch etwas zu plaudern.

Dem Kranken drüben geht es ja beſſer. Der Arzt hat ihn ſoeben verlaſſen. Er meinte, der Anfall werde ſich nicht wiederholen. Würde

es aber ſein, ſo ſollten wir nur ſofort zu ihm ſchicken. Er wohnt ganz in der Nähe. Und mit der fremden Herrſchaft bin ich ebenfalls in Ordnung gekommen. Ich habe ſie auf jener Seite des Hauſes untergebracht. Unſer Haus iſt groß. Jetzt habe ich noch für den Kutſcher zu ſorgen, der ſie hergefahren hat. Er will gleich in der Nacht wieder zurück.

Die Frau Eiſenhart war eine Dame, die auf Alles achtete.

Iſt es ein Lohnkutſcher? fragte ſie.

Ja.

Er fährt mit dem leeren Wagen zurück?

Mit einem ſchönen, geräumigen, leeren Wagen.

Und wohin?

Nach Kaſſel, wie er ſagt'.

Nach Kaſſel? das iſt ja gerade unſer Weg. Wenn der Mann ſich beſtimmen ließe —

Bis morgen zu warten? Das wird er gern. Ich werde ſogleich mit ihm ſprechen.

Vorläufig noch nicht, wenn ich bitten darf. Es wäre möglich — wir hielten hier nur an, weil meiner Tochter in dem alten, engen Poſtwagen unwohl wurde; es wäre möglich, daß wir noch in der Nacht mit dieſer Gelegenheit weiter fuhren. Es kommt nur darauf an, wie meine Tochter ſich in der nächſten halben Stunde befindet. Würde ich nach einer halben Stunde noch klingeln dürfen?

Gewiß, und ich werde auf der Stelle bei Ihnen ſein.

Die Wirthin ging wieder.

Die Frau Eiſenhart ſaß in ruhigem, klaren Nachſinnen da.

Wir haben eine Stunde Zeit, ſprach ſie in dieſem Nachſinnen.

Wozu, Mutter?

Um uns zu beſinnen, ob wir fahren wollen.

Wir haben ja keinen Gulden baares Geld mehr. Wir können nicht die Zeche bezahlen, nicht den Kutſcher —

Wir müſſen uns Geld verſchaffen.

Wie?

Nicht durch Dein letztes Kleid. Höre mir zu, Anna. Der Kranke hat Geld bei ſich.

Mutter!

Was willſt Du?

Nein, nein, Mutter. Es iſt nicht möglich.

Was iſt nicht möglich? Wir müſſen Geld haben, Anna. Wir können es nur von dem Ueberfluſſe Anderer bekommen.

Nein, nein, Mutter!

Kennſt Du einen anderen Weg?

Wir ſollten Diebinnen werden, Mutter?

Sind wir nicht längſt Diebinnen?

Wir?

Warum würden wir denn mit Steckbriefen verfolgt? Haben wir die Leute in dem Bade nicht um Tauſende gebracht? Und findeſt Du etwa einen ſo großen Unterſchied darin, ob wir die ſeidenen Kleider, die Spitzen, die Goldſachen heimlich aus den Läden fortgenommen hätten, oder ob wir ſie den Leuten dadurch abſchwindelten, daß wir uns für vornehme, reiche Damen ausgaben, denen zu kreditiren eine Ehre iſt? Das Strafgeſetz ſtraft das Eine wie das Andere, und auch das Urtheil der Welt, und wenn Dein Gewiſſen ehrlich ſein will, kann es Dir nichts Anderes ſagen.

Der Leichtſinn iſt die Naivetät der Schuld, halbe Schuld, halbe Unſchuld.

Die verbrecheriſche, die völlig ſchuldige und ihrer Schuld ſich voll bewußte Mutter hatte der Tochter auch ihre volle Schuld zum Bewußtſein gebracht. Anna Eiſenhart erblaßte. Ihre Mutter hatte Recht. Sie war eine Diebin, eine von Steckbriefen verfolgte Diebin, die vor dem Gefängniſſe, dem Zuchthauſe flüchtete. Und ſie wollte Erzieherin werden, in eine edle, geachtete, geehrte, auf ihre Ehre, ihre makelloſe Ehre eiferſüchtige Familie eintreten, die Kinder zur Tugend, zur Ehre ausbilden, ſie, die Diebin, die mit Steckbriefen verfolgte Verbrecherin! Die jeden Augenblick entdeckt werden, der man ihren eigenen Steckbrief in jeder Zeitung vorleſen konnte, ohne Arg zuerſt; aber auf einmal verglich man, kombinirte man — man hatte die Diebin vor ſich; die Erzieherin der Kinder war es; das Haus war entehrt, die Kinder waren vergiftet. Man jagte ſie fort, man übergab ſie nicht den Gerichten, um nur die eigene Beſchimpfung nicht öffentlich zu machen.

Mein Gott, mein Gott! mußte ſie in ihrer Angſt ausrufen.

Ja, mein Kind, ſagte die ruhige Mutter, ſo wie wir ſind, hat die Welt uns ausgeſtoßen. Nur Geld kann uns wieder in ſie einführen. Nur viel Geld. Dieſer Kranke —

Noch einmal zuckte die Tochter auf.

Mutter, Mutter!

Die Mutter ließ ſich nicht unterbrechen.

Dieſer Kranke hat viel Geld. Die Brieftaſche mit ihrem reichen In-

halte exiſtirt nicht bloß in ſeinen Fieberphantaſien. Sie iſt bei ihm, in dem Zimmer drüben. Sie muß unſer werden.

Wir ſollten einen Sterbenden berauben, Mutter?

Es war nur noch ein Einwurf, und nur der Einwurf eines oberflächlichen, vielleicht gar abergläubiſchen Gefühls.

Wenn er ſtirbt, deſto beſſer, ſagte die Mutter. Er entbehrt es dann nicht.

Aber ſeine Angehörigen!

Er iſt der Sohn eines reichen Hauſes.

Er kann auch nur der Reiſende ſein.

Wäre es die Schuld ſeiner Erben, wenn man ihm Geld abgenommen hat? Das Geld muß unſer ſein. Ich ſinne nur nach, wie?

Bedenke die Gefahr, Mutter!

Ueber einen gefahrloſen Plan ſinne ich eben nach.

Aber ſtill! Eine Thür öffnet ſich. Es iſt die Thür des Zimmers, in welchem der Kranke ſich befindet. Es kommt Jemand heraus. Es kann nur die Wärterin ſein. Sonſt iſt Niemand bei ihm. Sie macht die Thür wieder zu. Sie geht fort. Den Gang hinunter. Sie hat den Kranken allein gelaſſen. Sollte er todt ſein?

Sie ſtand mit angehaltenem Athem und lauſchte. Sie hatte das Geſicht feſt an die Thüre gedrückt, an der ſie ſtand, um beſſer hören zu können. Sie hörte nur das Klopfen ihres ſchlagenden Herzens.

Sie kommt nicht nicht wieder. Ich muß wiſſen, was es iſt.

Das Herz der Tochter klopfte noch mächtiger, als das der Mutter. Aber der Leichtſinn wuchs mehr und mehr in ihm.

Sie kann jeden Augenblick zurückkommen. Sie kann Dich ſehen, Mutter.

Das war jetzt nur noch ihr Einwurf.

Die Mutter hatte die Thüre ſchon geöffnet, leiſe, unhörbar. Sie war nur halb in den Gang hineingetreten. Sie lauſchte. Sie vernahm nichts, nur unten im Hauſe glaubte ſie unverſtändliches Sprechen zu hören. Sie ſchritt weiter, quer durch den Gang, an die Thür des Kranken. Sie lauſchte an der Thüre, ſie faßte die Klinke an.

Die Tochter war ihr bis in den Gang gefolgt, angſtvoll, bebend.

Mutter, wenn Jemand käme?

Es kommt Niemand.

Ich höre Schritte.

Wirklich kamen Schritte hinten die Treppen herauf.

Zurück!

Sie flogen Beide in ihr Zimmer zurück. Die Thür zogen sie ohne Geräusch wieder zu.

Zwei Schritte kamen wieder den Gang herauf.

Das scharfe Ohr der Mutter hatte die Schritte, die in dem Gange sich bewegten, schon zu unterscheiden gelernt.

Die Wirthin und die Wärterin, sagte sie.

Die Wirthin und die Wärterin gingen drüben in die Stube des Kranken. Die Thür ließen sie offen. Man konnte in dem Zimmer der beiden Damen verstehen, was sie sprachen.

Ja, er ist todt, sagte die Wirthin. Aber ob wir nicht dennoch zum Arzte schicken? Es könnte ein Scheintodt sein.

Nein, Madame, es ist der rechte Tod. So war auch der letzte Seufzer. Ich kenne das. Es kam nur so plötzlich, so auf einmal. Dann war gleich Alles vorbei, und Sie hören noch jetzt keinen Athem wieder.

Man hört nichts.

Man fühlt auch keine Bewegung.

Es wird der rechte Tod sein.

So lassen wir ihn in Ruhe.

Warten wir noch ein Viertelstündchen.

Wie Sie wollen, Madame.

Eine Viertelstunde blieb es still wie der Tod, an dem sie standen oder zu stehen glaubten.

Ja, er ist todt, sagte dann die Wirthin mit voller Ueberzeugung. Komm, Margaretha, lassen wir ihn in Ruhe. Der Arzt kann ihn morgen Früh besichtigen.

Herrin und Dienerin verließen die Stube des Todten oder Scheintodten.

Sie machten die Thür hinter sich zu, aber ohne sie zu verschließen und den Schlüssel abzuziehen. In Dörfern und kleinen Städten denkt man überhaupt nicht daran. Wer wollte zudem in das Gemach des Todes dringen?

Jetzt gilt es, sagte die Frau Eisenhart.

Sie öffnete ihre Thür.

Ah, Frau Wirthin, ich wollte gerade zu Ihnen hinunter gehen. Ist der fremde Lohnkutscher noch da?

Gewiß, und er würde Sie sehr gern fahren. Ich hatte mit ihm darüber gesprochen.

In der Nacht?

In der Nacht.

Meine Tochter fühlt ſich in der That wohler und in einer Viertelſtunde wären wir fertig. Wenn der Mann ſo lange warten kann —

Er wird. Ich werde ihm ſagen, daß er ſich bereit hält.

Ich bitte Sie darum, Madame.

Die Wirthin ging mit der Wärterin.

Die Frau Eiſenhart zog geräuſchvoll, daß man es hören mußte, ihre Stubenthüre hinter ſich zu.

Jetzt gilts, ſagte ſie noch einmal, ordnen wir ſchnell unſere Sachen.

Sie ordnete ſchnell Alles zur ſofortigen Abreiſe.

Die Tochter half ihr.

Die Mutter kalt, ruhig. Die Tochter bebend.

Dann kehrte ſie an die Thüre zurück. Sie lauſchte wieder. Sie öffnete ſie wieder unhörbar. Sie horchte in den Gang hinein.

Wir ſind ſicher. Komm!

Muß es denn ſein, Mutter?

Frage nicht. Komm!

Sie trat in den Gang.

Die Tochter folgte ihr.

Sie ſchritt zu der Thür gegenüber.

Die Tochter folgte ihr auch dahin. Aber ſie mußte ſich an den Arm der Mutter feſthalten.

Sie ſtanden an der Thüre des Todes und des Verbrechens.

Die Mutter öffnete die Thür.

Sie trat in das Zimmer.

Folge mir, Anna!

Mutter!

Was giebts?

Ich kann nicht.

Thörin! So bleib hier auf Wache. Aber wenn ich Dich rufe, kommſt Du.

Sie ſchritt weiter in das Zimmer.

Die Tochter blieb auf der Schwelle der Thür ſtehen, auf Wache.

Anna Eiſenhart hatte noch nie geſtohlen.

Ihre Mutter —? Der Rendant Eiſenhart hatte eine fremde Kaſſe verwaltet. Es hatte ihm oft Geld darin gefehlt. Sie hatte Recht, ſie war wohl längſt eine Diebin, eine rechte, gemeine, verworfene Diebin. Sie übte ihr Handwerk nicht zum erſten Male.

Aber die leichtſinnige Tochter konnte Wache ſtehen bei dem Verbrechen der Mutter. War ſie nur noch leichtſinnig? —

In dem Zimmer herrſchte die Stille des Todes.

Aber nicht die Dunkelheit. Eine Nachtlampe ließ die Gegenſtände erkennen. Sie brannte auf einem Tiſche, unter dem Spiegel. Gerade gegenüber an der Wand ſtand ein Bett.

Um Anderes bekümmerte die Diebin ſich nicht. Sie warf nur noch einen flüchtigen Blick auf einen Reiſekoffer, der geöffnet neben dem Tiſche am Spiegel ſtand. Man hatte wohl Wäſche und dergleichen für den Kranken herausgenommen.

Im Bette muß es ſein! ſagte die verbrecheriſche Frau für ſich.

Sie nahte ſich dem Bette.

Aber im Bette war auch der Todte.

Er lag wie ein ruhig Schlummernder da, die Arme lang ausgeſtreckt, die Augen geſchloſſen, die Lippen zuſammengepreßt, das bleiche Geſicht tief eingefallen.

Er iſt todt, ſagte ſich die Frau. Wo mag er die Brieftaſche haben? Unter dem Kopfkiſſen ſei ſie nicht, in dem ganzen Bette habe man ſie nicht gefunden. Das Bett ſteht dicht an der Wand. Wenn er ſie, ſchlau, zwiſchen Wand und Bettſtelle verſteckt hätte? Dort haben ſie nicht geſucht. Ich müßte mich über den Todten herüberbeugen. — Ah! —

Sie konnte es doch nicht. Ein Schauder jagte ihre Geſtalt in die Höhe.

Ich bin einfältig! ſchalt ſie ſich ſelber.

Sie ging an das Kopfende des Bettes.

Ich ſchiebe es von der Wand ab. So muß zu Boden fallen, was dahinter liegt.

Sie ſchob das Bett von der Wand.

Es fiel nichts.

Sie nahm zum Ueberfluß die Lampe und leuchtete unter das Bett. Es lag nichts da.

Sie ſtellte die Lampe zurück. Sie ſchob die Bettſtelle wieder an die Wand.

Sie handelte mit größter Ruhe, Vorſicht und Beſonnenheit.

Es muß doch im Bette ſein. Aber wo nur? Unter dem Kopfkiſſen nicht. Vielleicht nur nicht unmittelbar. Unter dem Kopfpfühl dann? Dort hat man ſchwerlich genau geſucht — man hätte dem Kranken wehe

gethan. Wie er die Krankheit herannahen fühlte, wollte er ſeinen Schatz ſo ſicher, alſo ſo tief wie möglich verbergen. So muß es ſein.

Das Haupt des Todten lag auf einem Kopfkiſſen. Unter dem Kiſſen war ein zweites. Dann kam ein breites Pfühl.

Sie wollte darunter ſuchen. Aber das Pfühl war von Pferdehaaren, keilförmig, hart. Es gab dem Drucke der Hand nicht nach. Sie konnte nur wenig mit der Hand hinunterlangen.

Sie mußte mit der andern Hand die Kopfkiſſen aufheben. Aber der Todte war ſchwer.

Sie konnte dennoch tiefer reichen, freilich nur langſam, zollweiſe.

Der Schweiß brach ihr aus.

Auf einmal fühlte ſie etwas.

Sie iſt's! Die Brieftaſche!

Sie wollte ſie faſſen.

Sie vermochte es nicht.

Der Todte lag zu ſchwer. Die Hand, die die Kopfkiſſen hielt, ſank zurück.

Sie ſprang zu der Tochter.

Anna, ſchnell!

Das Mädchen hatte ſich krampfhaft an die Thür gehalten. Sie erſchrack vor der Mutter, wie vor einem Geſpenſt.

Das Geſicht der Frau war leichenblaß, die Lippen blau; von dem bleichen Geſichte rann der Schweiß.

Was iſt's, Mutter?

Ich habe die Brieftaſche.

Du haſt ſie?

Gefühlt. Ich kann ſie nicht faſſen. Du mußt mir helfen. Komm!

Die Tochter folgte ihr. Sie widerſtrebte nicht mehr. War es Betäubung? Oder war die Luſt, die Wuth des Verbrechens, anſteckend auch über ſie gekommen. Sie folgte an das Bett des Todten. Sie konnte freiwillig das empörendſte Verbrechen mit ausführen helfen.

Hier! rief die Mutter.

Wo, Mutter?

Unter dem Pfühle.

Auf dem Pfühle liegt der Todte.

Warte, ich hebe ihn auf.

Sie hob die Kopfkiſſen in die Höhe, auf denen der Todte lag, mit ihnen dieſen.

Fühlst Du etwas?

Nein.

Lange weiter! — Jetzt?

Jetzt.

Zieh' es heraus.

Ich kann nicht.

Zieh' fester.

Ich habe es.

Sie hatte eine kleine Brieftasche von grünem Saffian hervorgezogen.

Die Mutter riß sie ihr wild aus der Hand.

Endlich!

Um Gotteswillen! schrie sie auf einmal auf.

Der Todte!

Sie stürzte fort.

Der Todte! rief auch die Tochter.

Aber ihr Schritt war gelähmt. Sie mußte nach dem Bette hinstarren, nach dem Todten.

Aber es war kein Todter mehr. Er war aus seinem todesähnlichen Schlummer erwacht. Er hatte sich bewegt. Er schlug die Augen auf. Sein Blick traf das entsetzte, bleiche Mädchen, die wie eine Leiche vor ihm stand.

Der Blick gab ihr das Leben wieder. Sie stürzte der Mutter nach.

Das verbrecherische Weib hatte die Brieftasche schon geöffnet. Ihr Gesicht glühte schon wieder. Ihre Augen strahlten in einer wilden Lust.

Wir sind reich, Anna! Für unser ganzes Leben! Aber fort! fort!

Sie steckte die Brieftasche in ihren Busen. Geld, um die Zeche zu bezahlen, hatte sie schon herausgenommen, einen Kassaschein.

Sie war ein entsetzliches Weib.

Sie hatte früh in Lastern angefangen. Da war das Verbrechen ihr nichts mehr.

Sie nahm den Reisesack. Sie ermahnte die Tochter: Nimm Dich zusammen, Anna! Sie verschloß die Thür ihres Zimmers hinter sich und der Tochter. Sie sah gegenüber die Thür des Kranken, des Beraubten, offen stehen; die Tochter hatte in Angst und Entsetzen vergessen, sie zu verschließen. Sie machte sie leise zu. In die Stube sah sie nicht. Sie hatte ihre volle Besonnenheit wieder.

Unten war der Lohnkutscher zur Abreise bereit.

Sie bezahlte die Zeche. Sie verabschiedete sich mit freundlichem Dank von der Wirthin. Sie stieg mit der Tochter in den Wagen.

Der Wagen fuhr ab.

In den nächsten zwei Stunden können sie nichts entdecken.

Und dann, Mutter?

Sind wir über alle Berge.

Sie hatten das Thor der Stadt hinter sich. Der Wagen fuhr auf einer alten Landstraße.

Sie bog sich aus dem Wagenfenster zu dem Kutscher.

Der Weg führt nach Kassel, Kutscher?

Ja, Madame.

Nicht auch nach Fulda!

Nein, Madame. Fulda liegt rechts.

Führt kein Weg dahin seitab?

O ja, in einer halben Stunde.

Ich habe Verwandte in Fulda. Ich möchte sie besuchen, da wir einmal in der Nähe sind. Könnt Ihr uns hinfahren?

Wenn wir um den Preis einig würden.

Ich gebe Euch das Doppelte von dem, was für die Reise nach Kassel ausgemacht war.

Einverstanden, Madame.

So nehmt den nächsten Weg nach Fulda.

Nach einer halben Stunde bog der Wagen von der Landstraße rechts ab, in einen breiten Seitenweg.

Es war mitten in der Nacht, mitten im Gebirge, in einer völlig menschenleeren Gegend.

Wir sind frei, Anna! Kein Mensch ahnt, daß wir diesen Weg genommen haben. Kein Mensch kann uns hier verfolgen.

Sollte sie Recht haben?

3.

Eine Verfolgungsgeschichte.

Es war eine warme Sommernacht, in die Mutter und Tochter hineingefahren waren.

Der frühe Morgen dämmerte vor ihnen auf.

Der Wagen fuhr noch immer im tiefen Gebirge, auf einer wenig be-

ſuchten, nur durch Waldung und an eizelnen Dörfern vorüberführenden Landſtraße. Kein Menſch war ihnen in der Nacht begegnet. In den Dörfern hatte Alles geſchlafen.

Wir ſind ſicher! frohlockte noch einmal die Mutter.

Sie hatte keine Sekunde die Augen geſchloſſen; ſie hatte auf Alles geachtet.

Wie weit haben wir noch bis zur Grenze? fragte ſie in gleichgiltigem Tone zum Wagen hinaus den Kutſcher.

Wir erreichen ſie in anderthalb Stunden.

Erſt? mußte die Frau ſich doch zurufen.

Kommen wir vorher noch an einen Ort?

Eine Viertelſtunde diesſeits der Grenze müſſen wir durch ein kleines Städtchen.

Werdet ihr dort anhalten?

Ein halbes Stündchen möchte ich Raſt machen, um den Pferden Futter und Waſſer zu geben.

Gut!

Das Geſicht der Frau ſtrafte das Gut Lügen. Aber ſie durfte am wenigſten dem Kutſcher zu einem Mißtrauen Veranlaſſung geben.

Es iſt nicht möglich, daß man bis dahin nur unſere Spur auffinden wird, ſprach ſie ſich Muth zu.

Die Morgenröthe war heller geworden. Man konnt auch im Wagen deutlicher ſehen.

Die Mutter warf einen Blick auf ihre Tochter.

Das Mädchen hatte ſich in die Ecke des Wagens zurückgelegt. Sie hatte ſich in ihren Reiſeſchawl gehüllt. Ihr Geſicht war von dem dichten Schleier ihres Hutes bedeckt. So lag ſie unbeweglich, dem Anſcheine nach ſchlafend. Aber ſie ſeufzte ſchwer, ſie ſchlief nicht.

Es wird ſich ſchon geben, ſagte die Mutter für ſich.

Sie zog vorſichtig etwas aus ihrem Buſen hervor. Es war eine Brieftaſche von grünem Saffian. Sie öffnete ſie. Es lagen mit Papierſtreifen umzogene Pakete von bedruckten Zetteln darin, Banknoten, Kaſſenſcheine.

Die Frau zählte ſie, die Zahlen, die auf den Papierſtreifen verzeichnet waren, die Pakete, die einzelnen Zettel, Noten und Scheine. Sie zählte ſie mit wachſender Luſt.

Bei dem geringſten Geräuſche von Außen flog ſie dennoch in die

Höhe. Wenn der Kutſcher auf dem Bocke ſich rührte, raffte ſie in wilder Haſt Alles zuſammen.

Sie war mit Zählen und Rechnen fertig. Sie verbarg Alles wieder in ihrem Buſen.

Sie wandte ſich an ihre Tochter.

Du ſchläfſt nicht, Anna?

Nein Mutter.

Weißt Du, wie viel wir haben?

Ich will es nicht wiſſen, Mutter.

Sprich um Gottes willen leiſer.

Sie ſelbſt hatte geflüſtert.

Es ſind gerade noch zwanzigtauſend Thaler in der Brieftaſche.

O Gott! ſeufzte ſchwerer die Tochter.

Wir haben für unſer ganzes Leben genug, ich, Du auch.

Wir ſind für unſer ganzes Leben verloren.

Wir werden jetzt anders leben. Wir werden uns einſchränken. Mit den Zinſen können wir auskommen. Du wirſt einen braven Mann finden, glücklich werden —

Die Tochter fuhr auf ihrem Sitze empor.

Ich einen braven Mann? Eine Diebin?

Sei keine Thörin, Anna.

Ich je glücklich werden? Diebin! Diebin! Ich höre keinen andern Namen, keinen andern Ruf, kein anders Wort mehr. Dieſe Nacht hat mich auf ewig dem Unglück übergeben.

Aber Anna! Muß ich es Dir wiederholen, daß wir in der heutigen Nacht nichts mehr gethan haben, als was wir ſchon längſt in dem Bade gethan hatten? Wir waren ſchon vorher Diebinnen.

Ja, wir waren es. Aber jetzt iſt es mir zum Bewußtſein gekommen, jetzt erſt in dem Leichtſinn, in dem ich war. Und jenes war doch anders. Ich war nur leichtſinnig. Ich war nicht ſchlecht. Ich gebrauchte nur leichtfertige Künſte, um einen Mann zu gewinnen, den ich für reich hielt, dem am Ende nichts daran gelegen ſein konnte, ob ich Geld hatte oder nicht. Hatte ich ihn ſonſt betrogen? Ich ſelbſt kann es mir nicht vorwerfen. Aber in der heutigen Nacht bin ich Diebin geworden, eine gemeine Diebin, für immer, für mein ganzes Leben lang. Diebin, Diebin! ruft jeder Mund mir zu, der zu mir ſpricht, jedes Auge, das mich anblickt, jede Hand die ſich mir entgegenſtreckt. Ich bin verflucht, verdammt für immer.

Sie hatte ihren Schleier zurückgeſchlagen; es war ihr unter ſeiner Hülle zu eng, zu heiß geworden. Man ſah in ein leichenblaſſes Geſicht; die Augen ſtarrten hohl und trocken.

Die Mutter erſchrack.

Wir gehen in's Ausland, Kind, ſuchte ſie zu beruhigen. Wir leben dort ſtill, eingezogen. Niemand kennt uns dort.

Kennen wir uns ſelbſt nicht?

Wir werden vergeſſen —

Vergeſſen? Je die heutige Nacht vergeſſen? Jenen Blick des Sterbenden? Jenen entſetzlichen Blick, den er noch einmal dem Tode entrungen hatte? Ihn ſollte ich je, je vergeſſen können? Es war ſein letzter Blick. Mit ihm ſchied er aus dem Leben. Mit ihm hatte er mich angeſehen, die Diebin. Mit ihm hat er mich gefaßt, mit in das Grab, in den Tod genommen. Mit ihm wird er mich verfolgen bis an meinen Tod. Immer und immer wird er vor mir ſtehen, um zuletzt wie mit feurigen Krallen mich zu greifen und zu ſich hinunterzureißen O, ich bin verflucht, verdammt.

Die Mutter ſaß auf glühenden Kohlen.

Sprich leiſer Kind. Der Kutſcher kann Dich hören.

Da fuhr die Tochter noch einmal in die Höhe. Ihr Schmerz wurde ein wilder.

Nur dafür haſt Du Sinn und Gedanken? Nicht für unſere Schuld, unſer Verbrechen, unſer Unglück? Nicht für das Unglück Deines Kindes, das Du, ja Du ſelbſt unglücklich gemacht haſt. Ja, ich muß es ſagen, es muß heraus, und wenn ich auch die Seligkeit dadurch verwirken ſollte. Du, Du haſt mich verführt, verdorben, erſt mich leichtſinnig gemacht, dann zur Verbrecherin, zur gemeinen Verbrecherin. Du haſt Dein eigenes, Dein einziges Kind für dieſe und jene Welt verdammt.

Die Mutter kannte nur Angſt. Sie mußte nur beruhigen.

Ich ehre Deinen Schmerz, Anna. Aber habe ich je etwas Anderes, als Dein Glück, das Glück meines einzigen Kindes gewollt, das ich über Alles liebte?

Sie ſprach vergebens.

Mein Glück hätteſt Du gewollt! rief ihr unglückliches Kind. Mich hätteſt Du geliebt? Du haſt immer nur Dich geliebt, nur an dich gedacht. Du kannſt ja auch jetzt nur an Dich denken, daß die Verfolger Dich nicht ergreifen, daß Du mit dem geraubten Gute in Sicherheit kommen, daß Du damit ein angenehmes Leben führen könneſt. Aber was Du denkſt

wird doch nicht in Erfüllung gehen. Es kann nicht. Auch Du wirſt nicht glücklich werden; Du nicht, wie ich nicht. Das Verbrechen verfolgt Dich ſchon jetzt. Seine Strafe hat Dich ſchon erreicht. Wenn ein Blatt hier im Baume rauſcht, zitterſt Du; wenn der Vogel ſeinen fröhlichen Morgengeſang erhebt, fährſt Du erſchrocken in die Höhe. Du hörſt nur den Ruf der Polizei: Haltet den Dieb! Du ſiehſt nur das Zuchthaus in dem Du Wolle ſpinnen mußt. Das iſt Deine erſte Strafe. Und auch meine. Es iſt die Strafe des Gewiſſens. Sie wird uns verfolgen, wohin wir auch fliehen, wir werden auch der zweiten nicht entgehen, dem Arme der Polizei, dem Urtheilsſpruche des Richters, dem Zuchthauſe. Und dann auch der dritten nicht, der härteſten von allen, der ſittlichen Strafe der Menſchen, der Verachtung, die für das Leben an uns, die ſelbſt nach dem Tode an unſerm Andenken klebt, ja die nach dem Worte der Bibel bis in das vierte Glied ſich forterben ſoll.

Sie legte ſich erſchöpft in die Ecke des Wagens zurück. Die Ermattung machte ihr Herz weicher. Sie konnte weinen.

Die Mutter ſchwieg. Die erſchütternde Wahrheit, die in den Worten ihres unglücklichen Kindes lag, hatte ſie doch, ſelbſt ſie, ergriffen. Ihr Blick hatte nicht bloße Angſt; ſie ſah mit Mitleiden auf die Tochter.

Aber iſt es denn zu ändern? ſagte ſie zuletzt.

Da erhob die Tochter ſich noch einmal, nicht mehr heftig, aber ruhig, edel.

Ja, Mutter, es iſt zu ändern. Laß uns umkehren, daß Geld zurückgeben, die Strafe des Richters auf uns nehmen. Wir entgehen dann jeder anderen Strafe; wir haben uns mit dem ſittlichen Bewußtſein der Menſchen ausgeſöhnt, ſelbſt mit unſerem eigenen, unſerem Gewiſſen. Komm, Mutter.

Konnte die Mutter? Konnte das verdorbene, ſelbſtſüchtige, verbrecheriſche Weib irgend ein Opfer bringen? Auch dem Glücke ihres Kindes? Sie erſchrack. Kein Schatten von Mitleiden war mehr in ihrem Innern. Er hatte ja auch wohl nur wie ein flüchtiger Schatten ihr verhärtetes Herz durchzogen.

Biſt Du von Sinnen, Anna? Wir ſollten für nichts und wieder nichts auf eine Reihe von Jahren in das Zuchthaus wandern?

Das war ihre einzige Antwort.

So muß ich mit Dir zu Grunde gehen, durch Dich, ſeufzte die Tochter.

Sie ſprach nicht mehr.

Die Mutter wollte beginnen zu triumphiren.

Aber kann der Menſch über das Recht triumphiren?

Nur zu oft klagt die Welt.

Sie klagt damit die Vorſehung an. Der kurzſichtige Menſch die Vorſehung! Weil er die Strafe nicht ſieht, ſo meint er, ſie ſei nicht da. Freilich, wenn die Strafe des bürgerlichen Richters die alleinige wäre! Aber nein, ſie ſühnt ja nur; ſie verſöhnt, wenn auch nicht immer mit den Menſchen, doch mit dem eigenen Bewußtſein.

Die Sonne war höher am Himmel emporgeſtiegen. Sie beſchien hell und klar eine weite fruchtbare Ebene. In die Ebene fuhr der Wagen aus dem wilden, waldigen Gebirge hinunter.

In nicht weiter Ferne lag zwiſchen Gärten und unter Pappeln und Obſtbäumen freundlich eine kleine Stadt.

Dort werden wir ein halbes Stündchen anhalten, ſagte der Kutſcher.

Nur noch eine halbe Stunde! ſagte ſich die Dame. Es iſt noch früher Morgen. In dem Wirthshauſe hinter uns werden ſie kaum aufgeſtanden ſein. Um den Todten hat ſich in der Nacht Keiner mehr bekümmert. Erſt jetzt werden ſie wieder zu ihm gehen. In einer Stunde vielleicht erſt nach der Brieftaſche ſuchen. Und wenn ſie die auch nicht finden! Sie denken er hat gar keine gehabt. Und wenn ſie das auch nicht denken, wie könnte der Verdacht auf uns fallen! Wie könnten ſie gar ſogleich uns verfolgen wollen? Wir ſind frei! Mit dem Geide!

Sieht man die Grenze hier? mußte ſie dennoch den Kutſcher fragen.

Sie zieht ſich jenſeits des Städtchens mitten durch die Feldflur.

Es war ihr doch, als wenn ſich ein Stich durch ihr Herz ziehe. Feldflur und Grenze lagen ſo nackt und kahl und offen da.

Der Wagen rollte weiter in die Ebene hinein, dem Städtchen zu.

Er erreichte das Thor, die Straßen.

Es war nach der Uhr auf dem Kirchthurme fünf Uhr Morgens.

Für die Bewohner des Landſtädtchens war es keine frühe Stunde mehr. Alles war ſchon auf, an ſeiner Arbeit, auf den Straßen, an den Fenſtern.

Die Dame mußte die Geſichter muſtern.

Sie ſahen gleichgiltig den Wagen vorbeifahren.

Hierher iſt noch keine Nachricht gekommen. Sie wäre ein Ereigniß geweſen. Jedermann hätte ſie erfahren. Man würde uns mit Mißtrauen betrachten.

Sie beruhigte ſich. Die Angſt hatte ſie alſo nicht verlaſſen. Trotz

alledem nicht. Sie ſollte, ſie konnte ſie auch ferner nicht verlaſſen. Die Strafe des Gewiſſens! hatte die Tochter geſagt.

Der Wagen fuhr an dem Wirthshauſe des Städtchens vor.

Sie traten in das Haus, in die Wirthsſtube. Nur der Wirth war darin. Er empfing ſie höflich, freundlich.

Wir ſind hier ſicher. Keine Gefahr droht uns mehr. Endlich wird mich doch auch dieſe Angſt verlaſſen.

Sie hatte ein Frühſtück beſtellt. Sie konnte nichts davon genießen; die Angſt hatte ſie nicht verlaſſen.

Sie mußte an das Fenſter treten, um jeden Menſchen anzuſehen, der vorbei kam, um nach dem Kutſcher, der unter dem Fenſter ſeine Pferde fütterte, auszuſchauen, ob er bald fertig ſei. Sie erbebte, wenn ein Vorübergehender nach dem Wagen, nach den Pferden ſah.

Sie flog von dem Fenſter zurück. Ein Gendarm kam auf der Straße vorbei. Er transportirte zwei Gefangene, einen Mann und eine Frau. Sie waren vermittelſt einer eiſernen Stange zuſammengeſchloſſen. Die Menſchen auf der Straße blieben ſtehen, ſie ſich anzuſchauen, ihnen nachzublicken. Der Mann ſchlug die Augen nieder; die Frau ſah frech lachend die Menſchen an.

Auch der Wirth war an das Fenſter getreten.

Das ſind ein paar freche Diebe, theilte er mit. Beſonders die Frau. Sie haben hier in der Nachbarſchaft auf den Dörfern viele Diebereien verübt. Sie werden jetzt zu dem Kriminalgerichte transportirt. Es iſt drei Meilen von hier entfernt. — Aber was iſt dem Fräulein? Sie wird ſo weiß. Sie fällt doch nicht in Ohnmacht?

Anna Eiſenhart — ſie hatte in der Angſt, von der ſie verzehrt wurde, kaum den Wagen verlaſſen können. Sie hatte dann nicht gewagt, den Blick zu erheben, einen Laut von ſich zu geben, wie wenn Alles ſie als Diebin verrathen müſſe. Sie hatte ſich ſtumm in einen Winkel der Stube geſetzt. Die Mutter hatte ſie aufgefordert, von dem Frühſtück zu verzehren. Sie hatte gemeint, Gift zum Munde zu führen. Und doch konnte ſie vor Ermattung und Erſchöpfung ſich kaum mehr aufrecht halten. Sie zuckte zuſammen, als ſie ihre Mutter von dem Fenſter zurückfliegen ſah. Sie mußte aufſpringen, als der Wirth von den beiden Dieben erzählte. Ihr Blick fiel unwillkürlich durch das Fenſter. Sie ſah das gefeſſelte Verbrecherpaar. Sie ſank mit einem Schrei auf ihren Sitz zurück. Sie war kreideweiß geworden. Sie war wirklich einer Ohnmacht nahe.

Meine Tochter hat ſchwache Nerven, ſagte die Mutter. Anna, willſt

Du nicht etwas genießen? Das Fahren hat Dich angegriffen. Du mußt Dich ſtärken.

Das Mädchen ſchüttelte ſchweigend den Kopf.

Die Mutter ſollte ſelbſt einer Ohnmacht nahe kommen.

Die Thür der Wirthsſtube öffnete ſich.

Ein Fußreiſender trat ein, ein Bürger oder Landmann aus der Nachbarſchaft.

Der Wirth kannte ihn.

Woher ſchon ſo früh?

Aus —, drüben vom Gebirge.

Die Frau mußte ſich gewaltſam halten, um nicht umzuſinken.

Der Mann hatte den Namen der Stadt genannt, aus der ſie mit ihrer Tochter kam, in der ſie den Diebſtahl verübt hatten.

Aber der Mann muß vor uns von da fortgegangen ſein, ſuchte ſie ihre Angſt zu beruhigen. Wir fuhren im Wagen, er hat den Weg zu Fuß gemacht.

Sie hatte ſich getäuſcht.

Sie ſind die Nacht durch gegangen? fragte der Wirth weiter.

Seit halb zwei Uhr Früh.

Da haben Sie tüchtig marſchirt.

In vier Stunden kann man, geradezu durch das Gebirge, den Weg bequem machen. Der Fahrweg iſt drei Stunden länger.

Der Reiſende erzählte von ſelbſt weiter:

In dem Städtchen paſſirte gerade eine kurioſe Geſchichte, die mich aufhielt. In dem Gaſthofe zum Falken —

Die Mutter mußte ſich krampfhaft halten. An dem ganzen Körper der Tochter flogen Nerven und Muskeln. Hätte ſie den dichten Schleier nicht über das Geſicht gezogen, man hätte ein Todtengeſicht ſehen müſſen.

In dem Gaſthofe zum Falken lag ſchon ſeit mehreren Tagen ein Fremder krank. Er hatte ſehr viel Geld bei ſich. Geſtern Abend — es war ſchon in der Nacht — ſtarb er. So hatten die Leute in dem Gaſthofe gemeint, und ſie hatten den Menſchen, den ſie für eine Leiche hielten, allein gelaſſen. Auf einmal —

Die Mutter hatte alle ihre Kraft zuſammen genommen. Sie hatte nur noch Einen Gedanken: Fliehen! Er gab ihr Kraft, er erhöhte ſie ihr. Drei Stunden war der Weg durch das Gebirge näher, als der Weg, den ſie genommen hatte. Schon war die Kunde von ihrem Verbrechen hier, in dem nämlichen Zimmer mit ihr. Konnte ſie nicht in jeder Minute, in

jeder Sekunde die Häſcher erwacten? Ja, brachte der Reiſende nicht auch die Beſchreibung der Verbrecherinnen mit? Noch hatte er ſie nicht angeſehen. Wie, wenn ſein Blick auf ſie fiel, auf ſie, auf ihre Tochter? Die Diebinnen waren eine Mutter und Tochter geweſen; wohl gekleidet; ſie waren in einer Lohnkutſche abgefahren.

Fliehen! Nur fliehen! war ihr Gedanke.

Sie ſah zum Fenſter hinaus. Der Kutſcher hatte eine halbe Stunde halten wollen. Die halbe Stunde war um. Aber er war noch nicht fertig.

Fliehen! Fliehen!

Sie trat zu ihrer Tochter, die wie in den Zuckungen des Todes da lag.

Komm, Anna.

Ich kann nicht, Mutter.

Ich beſchwöre Dich.

Ich kann mich nicht erheben. Mein ganzer Körper iſt gelähmt. O, könnte ich hier ſterben!

Sie war wie gelähmt; ſie konnte ſich nicht erheben. Aber die Arme konnte auch nicht ſterben.

Die Mutter ſtand verzweiflungsvoll.

Dieſe Angſt des Gewiſſens! Dieſe Angſt vor Entdeckung, vor Strafe! Und wenige Stunden vorher jene Luſt zu dem Verbrechen. Und faſt wenige Augenblicke vorher noch die goldenen Pläne der Zukunft, gebaut auf das Verbrechen!

Giebt es einen tückiſcheren und grauſameren Dämon, als den des Verbrechens?

Auf einmal um Mitternacht, fuhr der Reiſende in ſeiner Erzählung fort, hören die Leute in dem Zimmer ein Geräuſch. Es iſt als wenn darin gepoltert werde. Sie eilen hin. Da ſitzt er aufrecht im Bette, den ſie für todt gehalten hatten.

Mein Geld iſt mir geſtohlen! ruft er ihnen entgegen.

Sie denken, er iſt aus dem Todesſchlafe zu wilderem Fieber erwacht, er ſpricht irre in dem Fieber. Aber er zeigt ihnen die Stelle, wo er das Geld, in ſeiner Brieftaſche verborgen, gehabt hatte, tief unter ſeinem Kopfkiſſen. Sie wollen ihm noch nicht glauben. Wer könnte den Diebſtahl verübt, einen Todten beraubt haben? Er erzählte ihnen auch das.

Die Mutter hatte ſich in ihrer Verzweiflung vergebens nach Hilfe umgeſehen. Woher ſollte ſie ihr kommen? Der Wagen war noch immer

nicht fertig. Ihre Tochter lag ächzend, mit völlig aufgelöſten Kräften, mit geſchloſſenen Augen vor ihr.

Sie mußte einen Entſchluß faſſen. Sie faßte einen Entſchluß der Verzweiflung und der Selbſtſucht.

Noch einen Blick warf ſie auf die Tochter, aber nur um ſich zu überzeugen, daß die Unglückliche ſie nicht begleiten könne. Dann verließ ſie ihr Kind und glitt leiſe zum Zimmer, zur Thüre hinaus.

Der Reiſende fuhr fort zu erzählen:

Ich wachte auf, ſagte der Kranke. Es war mir als wenn mich Jemand angefaßt hätte. Ich war wie gedrückt. Es lag ſchwer auf mir. Ich konnte keinen Athem bekommen. Es ſauſte mir im Kopfe. Ich hörte Stimmen über mir. Auf einmal wurde ich losgelaſſen. Ich fühlte mich frei. Ich ſchöpfte Athem. Ich konnte die Augen aufſchlagen. Ein Frauenzimmer ſtand vor mir. Ein junges, ſchönes Geſicht. Ich wollte ſchreien. Sie verſchwand. Ich fiel erſchöpft zurück. In meinem Kopfe ſauſte es mir wilder. Ich hatte ſchreckliche Träume. Ich wollte rufen und konnte nicht. Nach langer Zeit endlich konnte ich meinen Stuhl rütteln, um mich bemerkbar zu machen.

Er hatte das nicht im Fieberwahnſinn erzählt. Ihm gerade gegenüber hatten zwei Damen logirt, die denſelben Abend angekommen waren. Sie waren eine Stunde vorher abgereiſt. Es waren eine ſchöne junge und eine ältere Dame geweſen. Ein Stunde vorher konnte der Raub paſſirt ſein. Sie waren plötzlich und eilig abgereiſt.

Der Reiſende wollte weiter erzählen.

Der Wirth unterbrach ihn.

Eine junge und eine alte Dame.

Mutter und Tochter.

Der Wirth ſah nach den beiden Damen hin, die bei ihm eingekehrt waren.

Er ſah nur noch die Eine, die jüngere. Die ältere war verſchwunden; er hatte nicht bemerkt, wie. Er ſtutzte.

Wie waren die Damen abgereiſt? fragte er leiſe den Erzähler.

Mit einem Lohnkutſcher.

Haben Sie gehört, wie Wagen und Pferde ausſahen?

Der Wagen war grün lackirt; die Pferde ein paar Braune.

Der Wirth ſah zum Fenſter hinaus, er ſah Wagen und Pferde an, die vor dem Hauſe hielten.

Er ſchüttelte den Kopf.

Bleiben Sie noch einen Augenblick, ſagte er zu dem Reiſenden. Ich muß einmal mit dem Kutſcher ſprechen.

Er verließ das Zimmer.

Die furchtbarſte Angſt hatte auch dem unglücklichen Mädchen Kraft gegeben. Sie hatte die ganze Erzählung des Fremden angehört. Sie mußte die Augen aufſchlagen nach der Mutter. Nach ihrer Verführerin, nach der Verderberin. Aber auch nach der Mutter. Dem armen, kranken, ſchwachen Kinde bleibt die Mutter immer, bleibt jede Mutter die nächſte, die erſte und die letzte Stütze, nach der es ſich umſieht. Und ſie war ſo krank, ſo ſchwach ſo elend.

Die Mutter war fort.

Sie war allein, verlaſſen. Sie fühlte, daß ſie verlaſſen war. Sie errieth, ſie wußte, was geſchehen war.

Sie richtete ſich auf. Sie konnte es. Sie warf einen ergebenen Blick zum Himmel empor. Dann ſchaute ſie frei in dem Zimmer umher. Es war ihr erſter, freier Blick ſeit ihrer That, ſeit dem Bewußtſein, daß ſie eine gemeine Verbrecherin, eine Diebin ſei.

Jetzt kommt die zweite Strafe, ſagte ſie zu ſich. Sie mußte kommen. Sie wird die erſte von mir nehmen. Dieſe entſetzliche Angſt! Ich hätte ihr erliegen müſſen. Die Mutter? Wohl ihr! Sie iſt — ſie iſt eine andere Natur, wie ich. Sie wäre dem Zuchthaus erlegen. Möge ſie entkommen. —

Sie war eine andere Natur, als ihre Mutter. Der Leichtſinn hatte den beſſern Grund in ihr nicht zerſtört. Nur die Verführung, nicht der eigene gemeine Sinn hatte ſie zur Verbrecherin gemacht. Sie konnte in Gemeinheit nicht verſinken. Sie konnte ſich erheben. Sie hatte ſich erhoben. Sie ſah gefaßt, in ruhiger Ergebung dem entgegen, was nach dem bürgerlichen Geſetze, wie nach dem ſittlichen Rechte kommen mußte.

Es kam ſchnell. Es war ſchon da.

Der Wirth kehrte mit einem Gendarmen in das Zimmer zurück.

Man hatte einen Reiter in der Straße heraufſprengen hören. Er hatte vor dem Wirthshauſe gehalten, den Wagen angeſehen, ein paar Worte mit dem Kutſcher, dann mit dem Wirthe geſprochen. Er begleitete dieſen in das Zimmer.

Anna Eiſenhart trat ihm entgegen.

Sie ſuchen mich?

Ihre Stimme zitterte doch.

Und ihre Mutter, ſagte der Gendarm.

Sie iſt ſchuldlos. Ich allein bin die Verbrecherin. Verhaften Sie mich.

Sie hatte ihre Kraft überſchätzt.

Der Gendarm mußte in ſeinen Armen eine Ohnmächtige auffangen.

Sie wurde an das benachbarte Kriminalgericht abgeliefert. An jenes nämliche Gericht, zu welchem das aneinander gefeſſelte Diebespaar transportirt war. War das Entſetzen, das ſie bei dem Anblicke der beiden Menſchen ergriff, zugleich eine Vorahnung ihres eigenen Schickſals geweſen?

Es wurde die Kriminalunterſuchung wegen Diebſtahls gegen ſie eingeleitet. Gegen ſie allein.

Ihre Mutter war entkommen. Gendarmerie und Polizei wurden nach der Verhaftung der Tochter zu ihrer Verfolgung aufgeboten. Man fand auch ihre Spur, aber nur auf eine kurze Strecke. Hinter dem Wirthshauſe befand ſich ein Garten. Er ſtieß an einen anderen Garten.

Aus dieſem hatten Leute eine wohlgekleidete fremde Dame herauskommen ſehen. In einem engen Wege, der zwiſchen den hohen Gartenhecken lief, war ſie eilig weiter gegangen. Die Leute hatten ſie wohl verwundert angeſehen; aber eine Diebin, eine Verbrecherin, eine von der Polizei Verfolgte hatte Niemand in ihr vermuthet. Als die Beamten der Polizei ſich nach ihr erkundigten, wußte man es. Jetzt war ſie verſchwunden. Man konnte nur noch die Richtung anzeigen, die ſie genommen hatte. Sie wurde in dieſer weiter verfolgt. Es war zu ſpät. Sie hatte den geradeſten Weg zur Grenze eingeſchlagen. Die Grenze war für die Verfolgenden ein Schlagbaum, den ſie nicht überſchreiten durften. Es war die Grenze eines anderen deutſchen Landes. Die deutſchen Länder ſchließen ſich gegen einander ab, wie viele fremde Länder, zum Nutzen von Zöllnern und Verbrechern.

Die Entflohene hatte auch das geſtohlene Geld mitgenommen. Das ſelbſtſüchtige, verbrecheriſche Weib hatte ſich keinen Augenblick verleugnet: das von ihr verführte eigene Kind in den Händen der ſtrafenden Gerechtigkeit zurückgelaſſen, ſich ſelbſt mit der Beute gerettet.

Entging ſie der Strafe, weil ſie dem Arme des weltlichen Richters entging? —

Anna Eiſenhart geſtand dem Gerichte ihr Verbrechen zu. Sie geſtand mehr zu, als ſie gethan hatte. Sie nahm, getreu ihrem erſten Ausrufe bei ihrer Verhaftung, das ganze Verbrechen auf ſich. Sie allein habe die That ausgeführt, ſie allein habe darum gewußt. Durch die Er-

zählung der Wirthin von dem Kranken, von dem Gelde, das er bei ſich führen müſſe, dann von ſeinem plötzlichen Tode, ſei der Gedanke, der Entſchluß des Diebſtahls in ihr geweckt, genährt, befeſtigt worden. Ihrer Mutter habe ſie nichts geſagt, im Gegentheile, um ungeſtört das Verbrechen ausführen zu können, habe ſie ihr zugeredet, ſich auf das Sopha zu legen und bis zur Abreiſe zu ſchlummern. Als die Mutter eingeſchlafen geweſen, ſei ſie fortgeſchlichen und habe, ohne fremde Hilfe, die That vollführt. Sie habe dann die Mutter geweckt und ſie ſeien abgereiſt. Unterwegs habe ſie der Mutter die Brieftaſche übergeben, ohne zu ſagen, was dieſe enthalte oder woher ſie ſei. Als ſie dann in dem Städtchen gewahrte, daß ihr Verbrechen entdeckt ſei, daß ſie verfolgt werde, habe ſie die Mutter gebeten zu entfliehen, um nicht, trotz ihrer Unſchuld, als mitſchuldig verurtheilt zu werden. In ihrer Angſt habe die Mutter wohl an die Brieftaſche nicht gedacht. Warum ſie dieſe auch jetzt nicht zurückgeliefert habe, könne ſie ſich nicht erklären.

War es doch noch ein Reſt ihres Leichtſinns, dieſes Gewebe von Unwahrheiten? Jedenfalls war die Kindesliebe das treibende Element. Und wer will den Stein auf die Tochter werfen, auf die von der Mutter ſo ſchmachvoll verlaſſene und preisgegebene Tochter, die dennoch die eigene Mutter nicht verrathen, nicht anklagen kann? Nahm ſie doch ihre eigene Strafe mit der vollſten Ergebung auf ſich!

Dem Richter war, was ſie angab, glaublich und nicht glaublich. Gegen die Entflohene wurden daher Steckbriefe erlaſſen. Sie hatten keinen Erfolg. Nicht die geringſte Spur von ihr wurde aufgefunden. Auch das geſtohlene Geld kam nicht wieder zum Vorſchein.

Anna Eiſenhart wurde für geſtändig und überführt erachtet. Mit ihrem Geſtändniſſe ſtimmten der Hauptſache nach die vernommenen Zeugen überein. An ihrer Schuld konnte alſo weder juriſtiſch noch moraliſch gezweifelt werden. Auf ihre Beſtrafung hatte eine Mitſchuld der Mutter keinen Einfluß.

Bei den Juriſten hatte freilich ein Umſtand Bedenken erregen wollen. Es war eine eigenthümlich pſychologiſche Erſcheinung.

Der Beſtohlene — er war der Reiſende eines bedeutenden Hamburger Handlungshauſes – hätte den Geſetzen nach zur vollſtändigeren Feſtſtellung des Thatbeſtandes vernommen werden müſſen. Dies war aber nicht zu bewirken geweſen. In der erſten Zeit der Unterſuchung nicht, weil er ſofort nach der Mittheilung des Diebſtahls in heftiges Fieber zurückverfallen und erſt nach Monaten vollſtändig geneſen war. Später

nicht, weil er nur körperlich geheilt war. In ſeinem inneren Leben war ein ſonderbar krankhafter Zuſtand zurückgeblieben, von dem die Aerzte nicht wußten, ob ſie ihn als eine Geiſtes- oder als eine Gemüthskrankheit bezeichnen ſollten. Vor ihm ſchwebte fortwährend das ſchöne, jugendliche Bild der Diebin, das er bei ſeinem Erwachen aus dem Todesſchlafe über ſeinem Haupte geſehen hatte. Er unterredete ſich mit ihm, er klagte es des Diebſtahls an, er machte ihm die bitterſten Vorwürfe, und auf einmal mitten in ſeinen Klagen und Vorwürfen brach er ab, um es mit ſeinen Zärtlichkeiten, mit Verſicherungen ſeiner Liebe zu überſchütten, es um Liebe zu bitten, die Eidſchwüre ewiger, unwandelbarer Liebe auszuſprechen und anzunehmen. Seine Vernehmung zu der Unterſuchung war unter ſolchen Umſtänden völlig unmöglich. Er hatte ſogar ſpäter in eine Irrenanſtalt gebracht werden müſſen.

Das Gericht begnügte ſich mit einer Berechnung des Hamburger Hauſes, wonach die geſtohlene Summe etwa zwanzigtauſend Thaler betragen haben mußte.

Anna Eiſenhart wurde wegen ſchweren, großen Diebſtahls zu einer Zuchthausſtrafe von fünf Jahren verurtheilt. Sie ergriff kein Rechtsmittel gegen das Urtheil.

Sie trat die Strafe an. Sie verbüßte ſie vollſtändig.

4.

Eine Zuchthausgeſchichte.

Es iſt ein eigen Ding um die Gewohnheit des Menſchen. Und iſt nicht die Gewohnheit ſein Leben? Auch der Dichter ſagt es. Selbſt das Haus des Schmerzes verlaſſen wir nur mit Schmerz und mit Trauer, und wir haben Stunden, in denen wir uns ſtill nach den finſteren Mauern zurückſehnen.

Kann der Zuchthausſträfling ſich nach dem Zuchthauſe zurückſehnen?

Anna Eiſenhart hatte ihre fünfjährige Zuchthausſtrafe verbüßt. Sie ſollte aus der Strafanſtalt entlaſſen werden. Sie war bis zu dem letzten Augenblicke Züchtling. Der Direktor der Anſtalt war ein gewiſſenhafter, ſtrenger Beamter. Er rechnete genau. An dem heutigen Tage vor fünf Jahren, des Vormittags um eilf Uhr, war die Gefangene eingeliefert;

bis zum Schlage der Stunde war ſie Gefangene, der ganzen Strenge der ſtrengen Zuchthausordnung unterworfen. Mit dem Schlage ließ er ſie vor ſich führen, um ſie der Haft zu entlaſſen.

Der gewiſſenhafte, ſtrenge Beamte war freilich auch ein umſichtiger Beamter und ein Mann mit einem braven und wohlwollenden Herzen.

Ein Jahr lang hatte Anna Eiſenhart Wolle ſpinnen, dann weben müſſen, ganz wie jede andere Gefangene der Anſtalt. Der Direktor hatte ihre Vorzüge, ihre Bildung, ihre Kenntniſſe, er hatte aber auch ihren Leichtſinn erkannt, der trotz der ſchweren Schickſalsprüfung noch zuweilen wieder hervorbrach. Nach Ablauf der erſten zwei Jahre war ſie vollſtändig geheilt. Er ſelbſt hatte ſich davon überzeugt, mit ihm der würdige Geiſtliche der Anſtalt. Er gab ihr eine andere Beſtimmung. In der Anſtalt befand ſich eine beſondere Schule für die vielen, an Geiſt und Herz verwahrloſten weiblichen Gefangenen. Der Lehrerin an der Schule wurde Anna Eiſenhart beigeordnet. Sie wirkte ſegensreich. Sie wurde eine Freundin der Lehrerin. Sie blieb in ihrer Stellung bis zu ihrer Entlaſſung aus der Anſtalt.

Irgend einen Vorzug brachte dieſe Stellung ihr nicht ein. Sie behielt ihre gewöhnliche Züchtlingskleidung, ihre einſame Zelle, ihr hartes Strohlager, die traurige Gefangenenkoſt. Sie wurde früh Abends in ihre Zelle eingeſchloſſen, wie die anderen Gefangenen; ſie mußte am Morgen früh aufſtehen wie dieſe. Sie wurde von den Beamten mit Du angeredet; ſie durfte nur mit den Beamten ſprechen.

Es war im Anfange des Monats Mai, als ſie entlaſſen wurde. Sie ſtand im Bureau des Direktors in ihrer Zuchthauskleidung, einem ſchwarzgrauen, groben, weitfaltigen Wollenrocke, und einer Mütze oder vielmehr Kappe von gelbem Kattun. Der Rock war weit, bis zum Halſe zugeknöpft, er ließ keine der Formen erkennen, die er bedeckte. Die Mütze umſchloß, ſteif und glatt anliegend, das Geſicht bis über die Schläfe.

Sie war dennoch ſchön. Sie hatte nichts verloren von jener bezaubernden Schönheit, durch die ſie vor fünf bis ſechs Jahren die Bewunderung der eleganteſten Badewelt erregt hatte. Sie war faſt ſchöner geworden. Ihre hohe Geſtalt fiel auf, trotz der groben Kleidung. Ihre Haltung war eine ruhige, würdige. Ihr Geſicht hatte ſich veredelt. Die dumpfe Luft des Zuchthauſes hatte dieſes feine Geſicht nicht mit jener grauen Bleifarbe überziehen können, ſie hatte es nur gebleicht, aber für die verdrängte Friſche der Haut die klarſte und zarteſte Durchſichtigkeit verliehen. Ein ſtiller, demüthiger Friede verlieh ihm den Adel.

Gefangene Anna Eiſenhart, redete der Direktor ſie an, Du wirſt heute nach Ablauf Deiner fünfjährigen Strafzeit entlaſſen. Ich habe vorſchriftsmäßig einige Fragen zum Protokolle an Dich zu richten, die Du mir beantworten wirſt.

Sie konnte nur mit einem ſtillſchweigenden Neigen des Kopfes antworten. Sie war doch bewegt.

Zuerſt, haſt Du Klagen über Deine hieſige Behandlung?

Nein, Herr Direktor. Aber den herzlichſten, den innigſten Dank —

Das gehört nicht in das Protokoll. — Zweitens, wohin gedenkſt Du Dich von hier zu wenden? Und wie willſt Du Dir Deinen künftigen Unterhalt erwerben?

Sie konnte wieder nicht antworten. In ihre Augen waren leiſe Thränen getreten.

Du biſt gebürtig aus X?

Ja.

Du haſt dort keine Angehörigen mehr?

Mir leben gar keine nahe Verwandte, außer —

Außer Deiner Mutter?

Sie nickte ſchmerzlich mit dem Kopfe.

Aber Du weißt nicht, wo Deine Mutter iſt?

Nein.

Es iſt mir bekannt. Niemand hat ſeit jenem Tage, an dem ſie Dich verließ, etwas von ihr vernommen. Nun, wohin gedenkſt Du Dich zu wenden.

Meine Abſicht war, ins Ausland, womöglich nach England, als Gouvernante zu gehen.

Wirſt Du das Reiſegeld dahin haben? Unſere Regierung kann Dir nur das gewöhnliche Zehrgeld bis an die Grenze Deines Heimatlandes geben. Es beträgt für die Meile drei Kreuzer, im Ganzen dreißig.

Sie ſtand in ſtummem Nachſinnen.

Der Direktor fuhr in ſeiner trockenen, amtlichen Weiſe fort:

Indeß, das wird ſich finden, außerhalb des Protokolls. Zum Protokoll werde ich vermerken, Du habeſt gegründete Ausſicht, auch das Reiſegeld zu erhalten. — Damit wären meine Fragen beendigt. Ich habe Dich noch zu ermahnen, künftig einen ehrlichen und chriſtlichen Lebenswandel zu führen. Dein muſterhaftes Betragen hier in der Strafanſtalt bürgt mir dafür. Ich bin mit Dir fertig. Du wirſt jetzt zur Hausmutter gehen, um dieſe Zuchthauskleidung abzulegen, die Eigenthum

der Anſtalt iſt, und dafür Deine Kleidung in Empfang zu nehmen, in der Du hier eingeliefert wurdeſt, und damit —

Und damit lebe wohl, wollte der alte würdige Beamte ſagen. Die Stimme verſagte ihm. Der trockene Aktenton hatte ihn wohl angegriffen.

Die Gefangene aber war faſt erſchrocken.

Jene Kleidung? rief ſie. Muß ich dieſe denn wechſeln?

Jene Kleidung, in der ſie eingeliefert, in der ſie verhaftet war, in der ſie den glänzenden Badeort verlaſſen, in der ſie ihr ſchweres Verbrechen verübt hatte? In der der Blick des Beraubten, des Sterbenden ſie getroffen, jener Blick, den auch ſie nicht vergeſſen hatte, der immer und immer wie ein verzehrendes Feuer in ihrem Herzen brannte?

Die Hausordnung ſchreibt es nicht anders vor, ſagte der Direktor.

Ein Gefangenwärter führte ſie aus dem Bureau zu der Hausmutter.

Sie mußte bei dieſer ihre Kleidung wechſeln. Die elegante Reiſekleidung in der ſie eingeliefert war, hing über einem Stuhl. Das koſtbare ſeidene Kleid, das ſie am Abende ihres Verbrechens hatte verkaufen wollen, um Reiſegeld zu erhalten, hing daneben.

Sie erbleichte bei dem Anblick. Das Herz wollte ſich ihr zuſchnüren. Dann mußte ſie laut weinen.

Nein, nein! rief ſie. Wie könnte ich jemals dieſe Kleider wieder anlegen?

Aber ſie gehören Ihnen, Kind, ſagte die Frau. Die Hausordnung läßt ſie Ihnen. Sie können doch nicht nackt von hier fortgehen.

Geben Sie mir Mägdekleidung dafür! bat die Gefangene.

Auch der Frau wollten die Thränen in die Augen treten.

Nun, nun, ſagte ſie, ſo ſchlimm braucht es nicht zu werden.

Sie öffnete einen Schrank. Sie nahm einen beſcheidenen, aber anſtändigen Anzug heraus, in dem auch eine Gouvernante ſich wohl zeigen konnte.

Der Herr Direktor hätte davon geſprochen, daß Sie Ihre alte Kleidung nicht wieder würden tragen wollen, und wir Anderen im Hauſe hatten längſt daran gedacht. Wir haben Sie ja Alle ſo lieb gewonnen. Da wollten wir Ihnen dieſes Andenken machen.

Die Gefangene hatte nur die heißeſten Thränen des Dankes.

Als ſie ſich umgekleidet hatte, trat der Gefangenwärter, der ſie hergeführt, wieder zu ihr.

Der Herr Direktor läßt Sie noch zu ſich bitten.

Sie war auch für den Gefangenwärter keine Gefangene mehr.

Er führte ſie in die Wohnung des Direktors.

Der Direktor empfing ſie an der Thür.

Fräulein Eiſenhart, Sie werden Freunde hier finden.

Er führte ſie in ſein Zimmer.

Sie fand Freunde dort, alte Freunde, die jetzt erſt ihre Freunde ſein durften: den Geiſtlichen der Anſtalt, den Inſpektor, die Lehrerin.

Sie begrüßten mit warmem Händedruck die heftig Zitternde. In den Armen der Lehrerin konnte ſie ſich ausweinen.

Die Hausordnung, ſagte der Direktor dann, giebt jedem Gefangenen auch noch für den Tag ſeines Ausſcheidens das Mittagsmahl. Es iſt Mittagszeit. Darf ich bitten?

Er führte ſie an der Spitze der kleinen Geſellſchaft in ſein Speiſezimmer.

Sie mußte an ſeiner Seite ſitzen.

Als nach einer Stunde die Hausordnung ihn und die Anderen wieder zum Dienſte rief, entließ er ſie.

Sie ſchied von Freunden.

Mit dem letzten Scheidegruße drückte der Direktor ihr etwas in die Hand.

Das Reiſegeld nach England! Ihre Freunde haben es für Sie zuſammengebracht. Ihrem geläuterten, Ihrem demüthigen und frommen Herzen verdanken Sie es. Es wird die reichſten Früchte tragen. Gott ſei immer mit Ihnen!

So ſchied die Diebin Anna Eiſenhart aus dem Zuchthauſe, in dem ſie fünf Jahre lang eine harte und ſchmachvolle Strafe verbüßt hatte. Die zweite Strafe ihres Verbrechens!

Sie hatte auch noch von einer dritten Strafe geſprochen. Sollte auch dieſe ſie noch treffen? Gleichwohl noch?

Sie zählte erſt dreiundzwanzig Jahre!

5.

Eine weſtphäliſche Bauerngeſchichte.

Tacitus erzählt uns, wie die alten Deutſchen nicht in Städten und Dörfern zuſammen, ſondern einzeln auf zerſtreuten Höfen wohnten.

So pflegt jetzt überall der Adel auf dem Lande zu wohnen.

So wohnt in Westphalen noch heute der Bauer.

Und mancher Bauernhof Westphalens ist größer und umfangreicher und hat einen höheren Werth, als anderswo ein Edelsitz, der zu den bedeutendsten seiner Provinz gerechnet wird.

Sie führen ein gar eigenthümliches Leben, die reichen westphälischen Bauern, auf diesen Bauernhöfen, die großen Edelhöfen gleichen.

Fest am Alten hängend, wie die tausendjährigen Eichen vor dem Hause in dem harten, lehmigen Boden wurzeln, haben sie doch die neuere Civilisation nicht spurlos an sich vorübergehen lassen. Leben, Sitten, Vorurtheile und selbst Aberglauben der Altvordern werden getreulich bewahrt, am meisten die stolze, aristokratische Gesinnung, von Anderen der Bauernhochmuth genannt. Der Komfort des modernen Lebens wird hinzugenommen, der Geist der höheren Bildung dringt von so vielen Seiten unaufhaltsam mehr und mehr hinein.

Ein solches Leben erzeugt und zeigt die sonderbarsten Kontraste. Aber immer ist es ein Leben der Redlichkeit, der Treue, der Bravheit. Denn sein guter, fester Grund ist und bleibt die alte, feste westphälische Treue und Redlichkeit.

Zu beiden Seiten der Ruhr entlang zieht sich ein gut Stück des echten westphälischen Bauernlebens.

An der westlichen Abdachung des hohen Gebirges liegt dort der Limberger Schulzenhof. Es ist der bedeutendste Bauernhof der Gegend. Aber es ist noch ganz der alte westphälische Bauernhof, mit seinen endlosen Aeckern, seinen ungeheuren Waldungen und seinen Weiden und Wiesen in dem Thallande. Auch die Hofgebäude haben noch die alte, seit vielen Jahrhunderten hergebrachte Form: das lange, niedrige Bauernhaus mit seinem weiten und breiten Strohdache, ihm gegenüber das kleinere Leibzuchtshaus; erbaut zwischen beiden die Scheunen, Schuppen, Stallungen. Und wenn man das Bauernhaus betritt, so tritt man auch noch sofort in die große Küche mit dem mächtigen Heerde, auf dem ein Dutzend Kessel und Töpfe über dem Feuer hängen, und um den herum zwei Dutzend Menschen bequem sitzen und sich erwärmen können.

Dann aber zeigt sich der neue Komfort in einem Anbau von einer Reihe hoher, heller Zimmer mit Tapeten und Spiegeln und Sopha's und Fauteuils, und was sonst zur Ausschmückung und Bequemlichkeit eines eleganten Zimmers gehört. Der Edelmann hat es in seinem Schlosse wohl prunkvoller, vielleicht auch geschmackvoller; aber kostbarer, solider und bequemer nicht.

Das Haus des Limberger Hofes ſelbſt mit ſeinen Umgebungen, der beſonders und eigentlich ſogenannte Hof, lag noch im Gebirge.

Die Landſtraße führte ungefähr zweihundert Schritt weit an ihm vorüber. Eine Allee von Obſtbäumen verband Straße und Hof mit einander. Sie war neueren Urſprungs.

Die Landſtraße war eines Tages ungewöhnlich beſucht. Es war um die Mittagszeit eines ſchönen Maitages. Die Menſchen kamen zu Fuße, zu Pferde, zu Wagen herbei. Es waren meiſt Landleute. Aber auch ein paar ſtädtiſche Equipagen waren darunter. Alle bogen in die Allee von Obſtbäumen ein, die zu dem Limberger Schulzenhofe führte. Sie kamen von beiden Seiten der Landſtraße heran. Die Leute trugen ihre Sonntagskleidung, bunt genug, beſonders die Frauen. In den ſtädtiſchen Equipagen ſah man nur dunkle Trauergewänder. In dieſen Wagen herrſchte Stille; die Andern waren laut, ſie lachten, ſie ſcherzten. Als ſie die Einfriedung des Hofes erreicht hatten, wurden auch ſie ſtill.

Auf dem Hofe waren ſchon viele Menſchen verſammelt. Die Zahl wuchs nach und nach auf vielleicht dreihundert an.

Sie bewegten ſich umher und durcheinander, in der großen Küche des Schulzenhauſes, deren Thür weit offen ſtand, unter dem Schatten der uralten Eichen rings umher, in den Gängen und Lauben des großen Gartens hinter dem Hauſe, in den Scheunen und Schoppen und Ställen.

Nur das Leibzuchtshaus lag ſtill und verlaſſen da. Es wurde gemieden. Mit ſeinen feſt verſchloſſenen Fenſterläden ſah es aus wie ein Todtenhaus.

Es war ein Leichenhaus.

Die Anweſenden ſprachen leiſe mit einander, ſie plauderten, aber flüſternd; ſie ſcherzten, aber mit unterdrücktem Lachen.

Die große Wanduhr in der Küche ſchlug zwölf, die Mittagszeit.

Es entſtand Unruhe auf dem Hofe, unter allen den Hunderten von Menſchen. Der eigentliche Hof wurde verlaſſen. Man drängte ſich nach der Hinterſeite der Scheunen und Schoppen.

Lange Tiſche waren dort reihenweiſe unter den Bäumen gedeckt. Bänke ſtanden zu beiden Seiten davor.

Alles nahm Platz an den Tiſchen. Es blieb noch Raum übrig.

Aus den Schoppen und Scheunen — ſie waren zu improviſirten Küchen eingerichtet — wurden Speiſen herbeigetragen: Keſſel voll Suppe, Keſſel voll Gemüſe, auf ungeheuren blanken, zinnernen Schüſſeln Braten,

Schinken, Würſte. Es ſchien unmöglich, daß alle die Hunderte von Menſchen das Alles aufzehren könnten.

Tonnen von Bier lagen ſchon zur Seite.

Die Mahlzeit der Gäſte begann; das Leichenmahl der Leichengäſte; nach der uralten Sitte des weſtphäliſchen Bauernlebens.

Die ganze Bauernſchaft hatte geladen werden und erſcheinen müſſen, Angehörige wie Nichtangehörige; Schulzen, Vollbauern, Halbbauern, Kötter. Familienereigniſſe, in Leid wie in Freud, mußten auch die Grenzen und den Stolz der Ariſtokratie zurückdrängen. Ueber die Bauernſchaft hinaus waren die Einladungen ergangen, an Verwandte, an Freunde. Hier hatte die Ariſtokratie wieder ihr Recht.

Die Gäſte wurden laut; ſie wurden lauter. Zu den Tonnen Bier kamen Fäßchen mit Branntwein.

Die uralte Sitte erforderte das Alles.

In einem Gemache jenes neuen Anbaues an dem Schulzenhauſe ſaßen unterdeß ſechs Perſonen beiſammen. Sie waren in Trauerkleidung; ſie hatten die Mienen der Trauer; ſie ſprachen wenig, mit gedämpften Stimmen, zu einander.

Es war auch ihnen ein Mittagsmahl vorgeſetzt; ein mäßiges: ſie genoſſen nur wenig davon, einige gar nichts.

Es waren die nächſten Leidtragenden, die Kinder und Schwiegerkinder der Verſtorbenen.

Die Verſtorbene war die Leibzüchterin des Hofes, die Wittwe des vorigen Hofbeſitzers.

Ihrer Kinder waren vier. Vier von ihnen waren wenigſtens zu ihrem Leichenbegängniß da, zwei mit ihren Gatten.

Zuerſt eine große, hagere, blaſſe Frauengeſtalt. Sie war die älteſte Tochter. Sie trug halb ſtädtiſche, halb bäuerliche Kleidung. Ihr bleiches Geſicht zeigte Strenge, dennoch Wohlwollen. Sie war unverheirathet. Warum ſie es geblieben war, die Leute wußten es, und ſie ſprachen auch davon. Sie hatte nie den Hof verlaſſen.

Ein wohlgenährter, breitſchultriger Herr war der Zweite. Er hatte ein kluges Geſicht, feine Manieren. Man ſah ihm an, daß er in der beſten Geſellſchaft zu Hauſe war. Er war der älteſte Sohn. Er war einer der bedeutendſten Advokaten in der benachbarten Hauptſtadt der Provinz. Der verſtorbene Schulze Limberg hatte ſeinen Sohn ſtudiren laſſen. Der junge Menſch hatte Talent gezeigt, und den Hof konnte ja der älteſte Sohn nicht bekommen.

Seine Frau war mit ihm. Sie zeigte die brave, ſtille, aber wohlgebildete Hausfrau.

Eine andere Dame war groß, ſchön, lebhaft, eine Weltdame. Nur die tiefe Trauer legte ihr Zurückhaltung auf. Sie war das dritte Kind der Verſtorbenen, verheirathet in jener Hauptſtadt der Provinz an einen der erſten Kaufleute.

Ihr gleichfalls mit anweſender Mann war der gewandte, nur etwas trockene Geſchäftsmann des Komptoirs.

Der Letzte war ein junger Mann von ſechs- bis ſiebenundzwanzig Jahren, eine feine Geſtalt, ein ſchönes, aber bleiches Geſicht. Hatte die Trauer es nur jetzt gebleicht, oder ſchon länger ein kränkliches oder krankhaftes Weſen? Man konnte es nicht unterſcheiden. Jedenfalls zog das Geſicht an durch eine außerordentliche Güte und einer faſt ſchüchternen Milde, die ſich darin ausſprachen. Er war der jüngſte Sohn der Verſtorbenen, und daher nach dem uralten Rechte des Landes und des Hofes früher der Anerbe, und ſeit zwei Jahren, dem Tode des Vaters, der Schulze Limberg, der Herr, der alleinige Eigenthümer, des großen und reichen Limberger Schulzenhofes. Er war unverheirathet.

Er und die ältere Schweſter waren von einer tiefen Trauer ergriffen. Sie hatten mit der verſtorbenen Mutter ſtets auf dem Hofe zuſammen gelebt. Die Anderen waren früh in die Welt hinausgekommen.

Sie waren es, die von den Speiſen nichts anrührten. Sie ſaßen nur in ſchmerzlichem Schweigen an der Tafel.

Die ältere Schweſter mußte dennoch ein allgemeines Geſpräch anregen. Es gehörte zu der Trauer.

Seit wie langer Zeit ſind wir hier nicht Alle beiſammen geweſen! Der Tod der Mutter mußte uns vereinigen. Das Unglück vereint freilich immer eher, als das Glück. Es iſt auch gut ſo. Um ſo trauriger für uns, daß uns doch Einer heute fehlen muß.

Haſt Du, wandte ſie ſich an den Advokaten, kürzlich Nachrichten von dem armen Franz erhalten?

Ich erhalte, wie Ihr wißt, erwiederte der Advokat, monatlich regelmäßig einen Bericht von dem Direktor der Anſtalt. Den letzten habe ich vor vierzehn Tagen bekommen.

Und wie lautete er?

Nicht tröſtlich, wie Ihr denken könnt. Ich hätte ihn Euch ſonſt längſt mitgetheilt.

Der Zuſtand des unglücklichen Bruders iſt alſo noch immer derſelbe?

Noch immer. Das Bild jener Perſon will ihn nicht verlaſſen. Es beherrſcht bei Tage ſeine Gedanken, lebt des Nachts in ſeinen Träumen. Es iſt, als wenn es ihn verzaubert habe.

Giebt der Direktor noch Hoffnung auf ſeine Heilung?

Doch. Die Schwärmerei des Kranken, ſchreibt der Direktor, ſei ſeit einiger Zeit eine ſtillere geworden. In letzterer Zeit habe er ſogar mit ihm über den Gegenſtand ſeiner Schwärmerei ſprechen können. Der Bruder habe ihn ruhig angehört, was früher nie der Fall geweſen, und ſei dann in ein ſtilles Nachdenken verſunken, in dem er offenbar den Gedanken erwogen habe, daß es eine gemeine Verbrecherin ſei, die ſein Herz gleich einem höheren Weſen anbete. Das könne nun allerdings zu einem unheilbaren Tiefſinn hinführen. Wahrſcheinlicher ſiege aber der Geiſt, ringe ſich aus der Nacht des Wahnwitzes heraus, erkenne die Wahrheit und ſei dann für immer geheilt und wieder frei. In naher Zeit werde es ſich entſcheiden. Hoffentlich könne ſchon der nächſte Monatsbericht beſtimmtere Anzeichen der Beſſerung mittheilen.

Gebe Gott das!

Hat man nichts wieder von der Perſon, der Diebin, gehört? fragte der Kaufmann.

Die Elende! rief mit Abſcheu die ältere Schweſter. Reden wir nicht von ihr. Wenigſtens heute nicht.

Der jüngſte Bruder, der Schulze Limberg, hatte noch nichts geſprochen. Die Worte der Schweſter machten ihn unruhig. Er wollte ihr etwas entgegnen; die Strenge der älteren Schweſter imponirte ſeiner Schüchternheit. Er mußte doch ſprechen, ſchüchtern, leiſe, milde.

Gerade heute, liebe Katharina. Der Tod ſoll auch die Lebenden unter einander verſöhnen. Der Geiſt unſerer verklärten Mutter ſieht nur mit Liebe auf uns herab. Wie könnte ich gerade heute, da wir ihren Leib zur Erde beſtatten, an einen Nebenmenſchen mit Haß denken?

Die Schweſter war gereizt.

Auch an eine Diebin nicht, ſagte ſie, die Deinen Bruder, die uns Alle unglücklich gemacht hat?

Auch an ſie nicht, Katharina. Und wer iſt am Ende unglücklicher? Der Bruder, der kein Bewußtſein von ſeinem traurigen Zuſtande hat? Oder jene Arme, der täglich, ſtündlich ihr Gewiſſen ihr Verbrechen, ihre Schande, ihre Verdorbenheit vorhält? Ich geſtehe, ich kann nur mit dem innigſten Mitleide an ſie denken. Mit Schmerz an den unglücklichen Franz. Mit Trauer an die unglückliche Verbrecherin.

Die Schweſter wollte etwas erwiedern.

Der Advokat kam ihr zuvor.

Die Perſon war zu fünf Jahren Zuchthaus verurtheilt. Sie muß, wenn ich richtig rechne, dieſe Strafe ſeit wenigen Tagen, oder in den nächſten Tagen verbüßt haben. Gehört habe ich übrigens nichts von ihr. Es iſt weit von hier, wo ſie ſitzt, in einem andern deutſchen Lande, von dem wenige Kunde bis zu uns kommt.

Ich meine, ſagte die Frau des Advokaten, einmal von ihr gehört zu haben, ſie führe ſich außerordentlich muſterhaft in dem Zuchthauſe auf.

In der That, ſo kamen Nachrichten. Man habe in der Anſtalt nie eine reuigere Verbrecherin gehabt.

Siehſt Du, Katharina? ſagte der Schulze Limberg, der, nachdem er ſeine Schüchternheit einmal überwunden hatte, in ſeiner Gutmüthigkeit deſto zäher wurde.

Die Schweſter wurde diesmal durch etwas Anderes an einer Erwiederung verhindert.

Eine Dienſtmagd trat in das Zimmer. Sie hatte, wie es ſchien, etwas Wichtiges oder Sonderbares mitzutheilen. Sie wandte ſich an die ältere Schweſter, die Herrin im Hauſe, weil ſie dem unverheiratheten Herrn die Wirthſchaft führte.

Mamſell, ein paar Worte.

Mamſell wurde die Schweſter des Hofherrn genannt, wenn man zu ihr ſprach; wenn von ihr: Mamſell Katharina. Die „Mamſell Katharina auf dem Limbergs-Hofe“ war in der ganzen Gegend bekannt, und geehrt und geliebt wegen ihrer Wohlthätigkeit, die ſie für die Armen, wegen ihres guten Raths und ihrer Hilfe, die ſie für Jedermann hatte, ſelbſt wegen der ſittlichen Strenge, mit der ſie das Gute belobte, das Schlechte verdammte.

Die Mamſell ſtand auf und trat mit der Magd an ein Fenſter.

Die Magd ſprach leiſe, eilig und angelegentlich zu ihr.

Die Mamſell hörte ihr ruhig zu.

Das muß der Herr entſcheiden, ſagte ſie dann. Ich werde ihn fragen. Warte ſo lange.

Sie kehrte an den Tiſch zurück.

Da iſt ein ſonderbarer Fall, Schulze — ſo nannte ſie den Hofherrn — den ich nicht auf mich nehmen mag. In dem Poſtwagen, der täglich um dieſe Stunde auf der Landſtraße hier vorbei kommt, iſt plötzlich eine Perſon krank geworden. Bis zur nächſten Station haben ſie noch anderthalb

Stunden. So lange könne ſie das Fahren nicht aushalten, hat der Schirrmeiſter gemeint, und er bringt ſie nun hierher und bittet, daß wir ſie aufnehmen möchten. Sie ſei nur ſehr ſchwach, ſie ſei weit hergekommen, immer durchgefahren und es thue ihr nur Ruhe Noth. Morgen Mittag kommt der Wagen wieder vorbei, und dann wolle er ſie abholen.

Und da wollteſt Du mich fragen, Schweſter, ſagte der Schulze ob wir die Perſon aufnehmen ſollten?

Sie iſt eine Wildfremde. —

Katharina, von dem Schulzenhofe zu Limberg wurde noch kein Menſch zurückgewieſen, der in Noth war, und unter unſerer braven Mutter und Deiner Wirthſchaft iſt die Wohlthätigkeit auf dem Limberge ſprichwörtlich geworden.

Du biſt der Herr hier, Schulze.

Und Du ein beſſerer Engel der Armen, als die beſte Hausfrau.

Die Mamſell wandte ſich an die Magd.

Die Perſon kann alſo bleiben, Grethe. Wo iſt ſie jetzt?

Sie ſitzt an dem Hauſe auf einem Stuhl. Ich mußte ihr einen Trunk friſchen Waſſers geben.

Führe ſie ins Haus.

Und wohin, Mamſell?

Wie ſieht ſie eigentlich aus?

Wie ſo eine Stadtmamſell. Sehr reputirlich. Sie ſcheint ganz ordentlicher Leute Kind zu ſein.

Sie iſt noch jung?

Und ein gewaltig ſchönes Frauenzimmer, Mamſell, nur ſchrecklich blaß im Geſichte.

In der Mamſell war mehr und mehr das regſte Mitleiden wach geworden.

Führe ſie in die blaue Fremdenſtube, Grethe, und laſſe ſie ſich da gleich in das Bett legen. Du hilfſt ihr und bleibſt dann bei ihr, bloß für ſie, und beſorgſt ihr, was ſie nöthig hat. Du biſt eine erfahrene Perſon. Wenn wir von dem Leichenbegängniſſe zurückkommen, werde ich ſelbſt nach ihr ſehen. Jetzt habe ich keine Zeit mehr.

Die Magd ging.

Die Mamſell hatte wirklich keine Zeit mehr. Das Leichenbegängniß mußte vor ſich gehen.

Die Gäſte an den langen Tiſchen draußen hatten ihre Mahlzeit beendigt. Sie waren ſchon lange laut geworden, ſehr laut. Wer ſie an

dem Leichenmahle ſah, hätte geglaubt, ein fröhliches Hochzeitsmahl zu ſehen. Der Lärm war bis in das Zimmer gedrungen, in dem die Kinder der Verſtorbenen in ihrer ſchmerzlichen Trauer beiſammen ſaßen.

Auf einmal, wie in Folge eines Zauberſchlages, war er verſtummt. Es war faſt eine Todtenſtille eingetreten.

Unmittelbar darauf erhob ſich vor der Leibzüchterei, dem Leichenhauſe, ein feierlicher Trauergeſang. Nur helle Kinderſtimmen ſangen ihn; eine einzige ſonore Männerſtimme klang dazwiſchen.

Es waren der Küſter mit der Schuljugend des benachbarten Dorfes.

Der Geſang rief zum Beginn des Leichenzuges.

Der Leichenwagen fuhr vor. Es war ein Leiterwagen des Hofes. Ein grüner mußte es ſein.

Der Zug ordnete ſich. Zuerſt die Männer, dann die Frauen. Voran die Schulzen, dann die Vollbauern, dann die Halbbauern, dann die Kötter, zuletzt die Knechte des Hofes. Die Frauen gingen darauf in gleicher ariſtokratiſcher Rangordnung.

Die Knechte des Hofes hatten vorher den Sarg aus dem Leibzüchterhauſe abgeholt und auf den Leichenwagen geſtellt.

Der Wagen war einfach mit zwei braunen Pferden des Hofes beſpannt. Sie trugen nur ſchwarzes Geſchirr. Der Fuhrmann, ein Knecht des Hofes, ſaß vorn auf dem Wagen, dicht hinter den Pferden. Er war der Einzige, der einen ſchwarzen Rock trug. Andere Abzeichen führte er nicht.

Die nächſten Leidtragenden fehlten noch. Auch ſie kamen aus dem Schulzenhauſe; zuerſt die Männer, dann die Frauen. Unter den Männern war der Jüngſte, der Schulze, der erſte, ihm folgte der Advokat, dieſem der Kaufmann. Unter den Frauen ging die älteſte Tochter, die Mamſell Katharina, voran.

Gerade als ſie aus dem Hauſe traten, wurde von der Seite die Fremde, der auf dem Hofe Quartier gegeben war, dem Hauſe zugeführt. Sie hatte unter einer alten Eiche ausgeruht. Der Stuhl ſtand noch da. Sie mußte ſehr ſchwach ſein. Der Schirrmeiſter und die Magd hatten ſie untergefaßt. Ihr Geſicht war ſchneeweiß, aber auch in der Bläſſe des Todes von einer blendenden, zauberiſch ergreifenden Schönheit.

Die Mamſell mußte dieſes ſchöne Geſicht unwillkürlich mit einem tief ernſten, prüfenden, faſt durchdringenden Blick betrachten.

Der junge Schulze ließ mit einer ſonderbaren, inneren Bewegung ſein Auge auf ihm ruhen.

Sie mußten Beide weiter, zu dem Leichenzuge.

Der Zug ſetzte ſich in Bewegung.

Voran der Küſter, ihm folgten die ſingenden Schulkinder.

Dann der Leichenwagen.

Unmittelbar hinter ihm gingen die drei nächſten männlichen Leidtragenden. Der Schulze ging in der Mitte der beiden anderen.

Die anderen Männer folgten, wie ſie ſich vorhin aufgeſtellt hatten.

Ihnen die Frauen in gleicher Ordnung, in der Mitte der Schweſter und Schwägerin die Mamſell Katharina.

Alle folgten dem Leichenwagen zu Fuße, ſchweigend.

Der Zug bewegte ſich zu dem benachbarten Kirchdorfe, das tiefer zurück im Gebirge lag, von dem Hofe ungefähr eine Viertelmeile entfernt.

Dort auf dem Pfarrkirchhofe mußte die Leiche begraben werden. Eine beſondere Grabſtätte, eine Familiengruft auf dem Schulzenhofe geſtattete die bäuerliche Sitte nicht.

Auf dem Kirchhofe empfing ſie der Pfarrer.

Die Beſtattung erfolgte nach den religiöſen Gebräuchen.

Nachdem ſie beendigt war, zerſtreute der ganze Leichenzug ſich nach den verſchiedenſten Seiten, jeder einzelne, wohin er wollte oder mußte. Die Leichenfeier war zu Ende.

Die ſechs Geſchwiſter kehrten nach dem Limberger Hofe zurück. Ein Wagen, der ihnen nachgefahren war, holte ſie ab.

Die Geſchwiſter fanden ſich wieder in dem Zimmer zuſammen, in dem ſie zu dem ſtillen Trauermahle verſammelt geweſen waren.

Die Lücke, die der Tod in einer Familie gemacht hat, die Zurückgebliebenen werden ihrer recht ſich erſt dann bewußt, wenn ſie den Todten der Erde zurückgegeben haben und nun von dem letzten Gange mit ihm in das Trauerhaus zurückkehren. Der geliebte Todte, den ſie immer da ſahen, iſt nicht mehr da. Die Lücke wird zu einer unrndlichen Leere. Auch wo man ihn nie geſehen hatte, jetzt vermißt man ihn dort, überall. Und wo iſt er? Da hinten auf dem einſamen Kirchhofe, in der finſteren Nacht, in der Tiefe der Erde, zwiſchen Gräbern und Todten, einſam, verlaſſen, ſelbſt ein Todter, und doch ſieht man ihn nur lebend, in dem weißen Leichentuche und umherſchreitend, vor Froſt ſich ſchüttelnd, mit den offenen Augen vor ſich hinſtarrend, ſeine Lieben ſuchend, das Kind die ſchützende Mutter, die Mutter die geliebten Kinder; ſie ſuchen die Lebendigen unter den Todten, ſie ſehen ſich nur unter Todten.

So träumt der Lebendige von den Todten, und er ſchüttelt ſich, und er muß ſich andere Gedanken machen.

Die Mamſell Katharina nahm den älteſten Bruder, den Advokaten, auf die Seite. „Doktor“ und „der Doktor“ nannte ſie ihn, denn er war Doktor der Rechte. Sie ſprach lange mit ihm ſehr leiſe. Er nickte ihr beſtimmend zu.

Und Du machſt es gleich heute ab? ſagte ſie zuletzt.

Ja, Schweſter. Es bleibt mir noch immer Zeit, heute Abend nach Hauſe zurückzukommen.

So werde ich Dich mit ihm allein laſſen.

Noch eins, ſagte ſie dann. Du thuſt es nicht umſonſt. Du biſt der Advokat des Hofes; es wird Dir auch das bezahlt werden.

Gut Schweſter, erwiederte der Advokat, als wenn es ſich von ſelbſt verſtehe.

Er war der Advokat des reichen Limberger Hofes. Hätte er nicht ſtudirt, ſo wäre er vielleicht jetzt der erſte Knecht des Hofes und ſeines jüngſten Bruders geweſen.

Wir laſſen den Doktor wohl auf ein Viertelſtündchen mit dem Schulzen allein, ſagte die Mamſell Katharina zu den Anderen,

Sie folgten ihr in ein Nebenzimmer.

Der Advokat und der Schulze waren allein.

Der Advokat hatte das trockenſte Geſchäftsgeſicht.

Der Schulze hatte aus dem blaſſen, kummervollen Geſichte die Thränen wegzuwiſchen geſucht. Auch ſeine Miene konnte trotzdem keine geſchäftliche werden, als der Advokat ſich ihm näherte.

Sie begannen ein rein geſchäftliches Geſpräch, freilich zu Anfang ohne ſonderliche Theilnahme von Seite des jungen Schulzen.

Die zehntauſend Thaler, ſagte der Advokat, habe ich für Dich an den Baron Rampach ausgeliehen. Das Hypothekendokument werde ich Dir nächſtens zuſtellen.

Gut, Bruder, ich danke Dir.

Ich habe nun noch fünfzehntauſend Thaler für Dich in der Kaſſa. Ich hoffe, ſie auch bald ſicher und gut unterbringen zu können.

Ich überlaſſe Alles Dir, Bruder.

Der Holzhändler in Amſterdam, der vor vier Wochen hier war, hat wieder an mich geſchrieben.

Es kann nichts daraus werden, Bruder.

Du ſollteſt Dich doch beſinnen, Bruder Ernſt. Er bietet Dir jetzt viertauſend Thaler mehr, nämlich vierundſechzigtauſend.

Der junge Schulze wurde auf einmal lebhaft.

Und wenn er mir ſiebzig, wenn er mir hunderttauſend böte.

Aber bedenke, Bruder. Es iſt ein hübſches Geld und einzig und allein für die Eichen in der öſtlichen Holzung. Du behältſt Holz genug, und Du könnteſt für das Geld das Rittergut Sanden kaufen. Es grenzt an Deinen Hof und der Baron iſt in Noth. Solch' eine Gelegenheit kommt nicht wieder.

Nein, nein, Bruder. Ich kann mich von dem Holze nicht trennen.

Das iſt Vorurtheil, Bruder Ernſt. Der Schlag der Eichen wäre ein rein wirthſchaftlicher. Du mußt es ſelbſt am beſten wiſſen. Du warſt ein Jahr auf der Forſtakademie. Aber weil der Bauer hier zu Lande überhaupt an nichts zäher als an ſeinem Holzbeſtande hängt, ſo willſt auch Du nicht.

Du magſt Recht haben, Bruder. Ich glaube Du haſt es. Aber ich kann nicht.

Es iſt Dir ein Schaden von vierzig- bis fünfzigtauſend Thalern.

Wenn auch. Und dann bedenke die Schweſter Katharina. Es wäre ihr Tod.

Ah, ſagte der Advokat, ich ſehe ſchon. Die Schweſter Katharina iſt es. An ſie hatte ich freilich nicht gedacht. Ja, ich glaube, ſie würde nicht mehr ſchlafen können, wenn ſie den vollen Eichenkamp nicht mehr auf dem Limberger Hofe ſähe. Geben wir daher die Sache auf. Ich werde dem Amſterdamer abſchreiben.

Dem Schulzen fiel ein Stein vom Herzen.

Das Herz ſollte ihm doch wieder ſchwer werden.

Ich habe nun noch einen Auftrag von der Katharina an Dich, fuhr der Advokat fort.

Von der Schweſter Katharina?

Sie wünſcht, daß Du endlich daran denken mögeſt, Dich zu verheirathen.

Der junge Mann lächelte ſchmerzlich.

Ich verbinde meine Bitte mit der ihrigen, ſprach der Advokat weiter. Wir Alle. Du biſt achtundzwanzig Jahre alt, und es muß eine Frau auf den Hof.

Die Katharina iſt die beſte, die hierher kommen kann, ſagte der Schulze.

Aber ſie zählt ſchon achtundvierzig. Sie fängt an, ſich nach Ruhe zu ſehnen.

Sie ſagte Dir das, Bruder?

Ja, und es iſt ihr Ernſt.

Der junge Schulz wurde nachdenklich.

Und dann, fuhr der Advokat fort, hat ſie noch einen Grund, den ich ebenfalls nicht verwerfen mag. Seit anderthalb hundert Jahren ſind wir Althofs Schulzen auf dem Limberger Hofe. Ich habe nun keine Söhne. Unſer armer Bruder Franz iſt im Irrenhauſe, und wer weiß, ob er je geheilt wird. Wenn nun Du nicht heiratheſt, ſo würde der Name Althof auf dem Hofe ausſterben, der Name Schulze zum Limberge würde auf eine andere Familie übergehen müſſen.

Der junge Schulze war unruhig geworden. Er konnte augenſcheinlich dem Gewichte der Gründe des Bruders ſich nicht entziehen, und er hatte keine Gegengründe, wenigſtens keine, die er vorbringen mochte.

Der Advokat ſelbſt brachte einen vor.

Die Schweſter Katharina kommt Dir auf mein Bitten entgegen. Sie konnte ſich früher nur eine Schulzentochter als Schulzin hier auf dem Hofe denken. Ich habe ſie jetzt überzeugt, daß das nichts für Dich iſt. Du biſt auf Hochſchulen geweſen, Du biſt ein Menſch von vielſeitiger Bildung. Eine Bauerntochter kann nicht mehr Deine Frau werden. Katharina ſelbſt wünſcht, daß Du nach Deiner freien Wahl Dir eine gebildete, auch Deinem Geiſte ebenbürtige Frau ausſucheſt.

Der junge Mann war erröthet. Er ging mit großen Schritten in dem Zimmer auf und ab.

Du könnteſt Dir ein Edelfräulein ausſuchen, fuhr der Advokat fort, obwohl wir Alle das nicht wünſchen würden. Denn auch ein Schloß könnteſt Du Dir bauen. Der Limberger Schulzenhof trägt zwei adelige Schlöſſer. Aber genug der Worte, Bruder Ernſt. Sieh' Dich um unter den Töchtern des Landes und laß uns im nächſten Frühjahre hier eine Hochzeit feiern. Schlage ein.

Der junge Mann zögerte. Aber er gab doch dem Advokaten die Hand, langſam, und ſein Geſicht war wieder bleich und kummervoll geworden.

Der Advokat öffnete die Thür des Nebenzimmers.

Ihr könnt wieder hereinkommen.

Sie kamen wieder herein.

Die Mamſell Katharina ſah den Advokaten fragend an.

Alles gut! nickte er ihr mit dem Kopfe zu.

Die Mamſell öffnete ein Portemonnaie, nahm einen Zehnthalerſchein heraus und gab ihn dem Advokaten.

Für Deine Bemühung, Doktor.

Der Advokat ſteckte den Schein ſo ruhig ein, als wenn er ihn von einem wildfremden Klienten für einen juriſtiſchen Rath erhalten hätte.

Er war der Advokat des Schulzenhofes.

Sein Wagen war unterdeß angeſpannt. Seine Geſchäfte riefen ihn noch heute zur Stadt zurück.

Auch den Kaufmann die ſeinigen.

Sie fuhren zuſammen ab; Beide mit ihren Frauen.

Die älteſte Schweſter und der jüngſte Bruder waren wieder allein.

Sie räumte auf in dem Zimmer.

Er ſaß am Fenſter und träumte.

Sie war mit dem Aufräumen fertig.

Ah, beinahe hätte ich die Kranke, die Fremde vergeſſen. Ich muß doch ſehen was ſie macht.

Der junge Schulze fuhr plötzlich aus ſeinen Träumen auf.

Er ſtarrte nach einer alten Eiche hin, die an der Seite des Hauſes ſtand. Ein leerer Stuhl war noch an den mächtigen Stamm gelehnt. Dort hatte die fremde Kranke geſeſſen. Von dort war ſie gekommen, als er zuerſt das auch in der Bläſſe des Todes bezaubernd ſchöne Geſicht geſehen hatte.

Die Schweſter hatte unterdeß das Zimmer verlaſſen, um zu der Kranken zu gehen.

6.

Eine Liebesgeſchichte.

Der Menſch denkt und Gott lenkt!

Ein Sprichwort iſt ein wahres Wort. Auch jenes. Gott lenkt auch in ſeinen Prüfungen, die er dem armen Menſchenherzen auflegt.

Die Mamſell Katharina auf dem Limberger Schulzenhofe ſaß in ſehr tiefem Nachſinnen am Fenſter. Sie erwartete Jemanden, der auf den Hof kommen ſollte. Ihr Auge wahrte das Heck des Hofes und die Ge-

gend, in der die von der Landſtraße her führende Obſtallee ausmündete. Man ſah in ihrem Blick eine gewiſſe Spannung.

Was ſie erwartete, wollte noch immer nicht kommen.

Etwas Anderes ſtellte ſich ihrem Blicke dar, und er erheiterte ſich nicht; ihr Geſicht erfüllte ſich mit Sorge. Und es war doch ein ſo freundliches Bild, das dieſe Sorge in ihr heraufrief.

Aus dem Hauſe waren ein junger Mann und ein junges Mädchen herausgetreten. Sie gingen unter dem Fenſter vorüber, an dem die Mamſell ſaß. Sie ſahen ſie nicht. Ihre Gedanken waren wohl mit ganz etwas Anderem beſchäftigt, als mit der Mamſell. Und doch vielleicht auch mit ihr.

Sie gingen neben einander, Einer dicht an der Seite des Anderen, mit einer gewiſſen Vertraulichkeit, und doch wieder mit einer Fremdheit. Sie kannten ſich, ſie waren wie längſt mit einander Bekannte; aber Keiner wagte es ſich, Keiner wagte es dem Andern zu geſtehen. Es hielt ſie etwas von einander zurück. So waren auch ihre Blicke. Sie ſuchten einander, ſie ſcheuten ſich einander zu finden. Sie flogen zurück, ſie mieden ſich, wenn ſie ſich gefunden hatten; ſie mußten ſich von Neuem ſuchen, um ſich von Neuem zu meiden.

Es war im Spätſommer, im Monat Auguſt.

Dritthalb Monate vorher war das Leichenbegängniß des Schulzen zum Limberge geweſen. An dem Tage des Begräbniſſes war die junge Dame durch den Schirrmeiſter des Poſtwagens auf den Limberger Schulzenhof ſehr krank und ſchwach gebracht worden. Sie hatte gaſtfreundliche Aufnahme gefunden.

Der Schirrmeiſter war am anderen Mittage, wie er verſprochen hatte, zurückgekommen, um die Reiſende wieder mitzunehmen. Er konnte ſie nicht mit ſich nehmen. Sie war ſchwächer, kränker geworden. Er mußte ſie auf den folgenden Tag da laſſen, und den darauf folgenden, und die nächſten Tage. In der andern Woche brauchte er gar nicht wieder nachzufragen. Die Reiſende war in ein ſchweres Nervenfieber verfallen. Erſt nach vollen vier Wochen war ſie außer Gefahr. Nach weiteren vier Wochen erſt konnte ſie das Bett verlaſſen. Nach vierzehn Tagen dann erſt war ſie ſo weit gekräftigt, daß ſie ihre Reiſe hätte fortſetzen können.

Da trat etwas anderes ein.

Die fremde Kranke hatte auf dem Schulzenhofe eine Pflege gefunden, als wenn ſie ein Kind des Hauſes ſei, und die Tochter eines Edelmannes hätte ſie im väterlichen Schloſſe nicht beſſer finden können. Zwei

Mägde waren nur für ſie da, bei Tag und bei Nacht an ihrem Bette zu wachen und den Anordnungen nachzukommen, die täglich der Arzt aus der benachbarten Stadt ertheilte.

Die Mamſell Katharina ſelbſt überwachte die Mägde und die Pflege. Aus allgemeinem menſchlichen Mitgefühl und Pflichtgefühl, und um der Ehre des Limberger Schulzenhofes willen. Nicht aus einem andern Grunde.

Ein anderer Grund hätte ſie zu dem Gegentheile beſtimmen können.

Der Schirrmeiſter hatte mit der Fremden nur einen ſehr kleinen, leichten Reiſeſack überbracht. Weiter nichts.

Die Mamſell ſchütteite den Kopf.

Die wäre ordentlicher Leute Kind, wie die Grethe ſagte?

Sie kann gar nicht weiter reiſen, ſie hat das Nervenfieber, ſagte die Mamſell am vierten Tage zu dem Schirrmeiſter. Sie können nun nur auch ihre anderen Sachen hierherbringen.

Welche anderen Sachen fragte der Schirrmeiſter verwundert?

Nun, ihre Reiſeſachen, die ſie mit ſich im Poſtwagen führte.

Sie hatte nichts als die kleine Reiſetaſche.

Die Mamſell verwunderte ſich noch mehr, als ſoeben der Schirrmeiſter.

Die iſt *nicht* ordentlicher Leute Kind, ſagte ſie ſich dann. Und was mag ſie ſelbſt ſein?

Sie hatte, als das Fieber der Kranken das Bewußtſein nahm, die Reiſetaſche öffnen müſſen, um Wäſche und ähnliches für ſie herauszunehmen. Sie hatte nichts darin gefunden, als ein einziges Hemd, ein Taſchentuch, zwei paar Strümpfe.

Nachtzeug und ein Morgenrock hatte ſich auch noch darin befunden. Die Kranke ſelbſt hatte ſie am Abende ihrer Ankunft herausgenommen.

Außerdem beſaß ſie den Anzug in dem ſie angekommen war.

Das war Alles, was die Fremde mit ſich führte, und was ſie auf der Poſt bei ſich gehabt hatte. Und ſie war, wie der Schirrmeiſter geſagt ſchon Tagelang gereiſt und ſie war noch für eine Reiſe von mehreren Tagen eingeſchrieben, bis nach der Seeküſte.

Die Mamſell Katharina war es heiß und kalt überlaufen. Sie, die in Kleidungsſtücken und in ganzen Bergen von Leinwand wühlte! Nur das eine Hemd, oder zwei! Das wollte ihr in das Herz ſchneiden.

Das arme Kind! rief ſie voll Mitleiden.

Aber dann ſiegte doch wieder das Mißtrauen, und ſie mußte immer bedenklicher und bedenklicher den Kopf ſchütteln.

Das kann unmöglich mit rechten Dingen zugehen. Das muß einen Haken haben. Wer mag die Perſon ſein? Woher kommt ſie? Wohin wollte ſie?

Sie war von der ſtrengſten Redlichkeit. Sie hätte für Alles in der Welt in der Reiſetaſche oder in den Kleidern der Kranken nicht nach einem Briefe oder ſonſt nach einem Stück Papier geſucht, und wenn ihr eins unter die Hände gekommen wäre, ſie hätte es nicht geöffnet, vielleicht nicht einmal die Aufſchrift angeſehen. Von den Zeichen in der ärmlichen Wäſche konnte ſie indeß ihre Augen nicht verſchließen. Aber ſie las nur den einfachen Buchſtaben A., freilich in außerordentlich feiner und kunſtvoller Weiſe hineingeſtickt.

Wenn auch nicht neugieriger, doch weniger gewiſſenhaft waren die beiden Mägde geweſen, die bei der Kranken wachten und ſie pflegten. Allein auch ſie hatten nur ein Kopfſchütteln.

Es iſt kurios, Mamſell, in allen Taſchen und Kleidern kein Streifen Papier, nicht einmal ein Gebetbuch, worin ihr Name ſtünde.

Ihr ſolltet euch ſchämen, ſagte ſtrenge die Mamſell, daß Ihr anderer Leute Sachen durchſucht. Und nun gar einer Kranken! Wißt Ihr nicht, daß die unter dem beſonderen Gottesſchutze ſteht?

Aber, Mamſell, kurios bleibt es doch, ſo mit gar nichts in die weite Welt hineinzureiſen.

Die Mamſell mußte darauf ſchweigen.

Der Schirrmeiſter kam einmal wieder, um ſich gelegentlich nach der Kranken zu erkundigen. Sie fragte ihn doch nach dem Namen der Fremden. Er hatte ihn völlig vergeſſen. Er hatte ihn nur flüchtig in dem Paſſagierzettel des Poſtwagens geleſen. Das war ſchon ſo lange her. Wo jetzt der Zettel ſei, das möge Gott wiſſen

Gott mag mehr wiſſen! ſagte ſich die Mamſell. Richtig iſt die Sache nicht.

Dabei blieb ſie.

Dabei blieb ſie, ſelbſt wenn ſie in das ſchöne, feine edle Geſicht der Kranken ſchaute, die in dem ſchweren Fieber wie ein Engel des Leidens, aber auch wie ein Engel der Milde, der Demuth, des klarſten Seelenadels da lag. Sogar die Fieberphantaſien der Kranken trugen ein Gepräge der Sanftmuth und Milde. Sie klagte darin nur über den engen

Poſtwagen, über ſein Stoßen, über das langſame Fahren, und daß ſie ihr Reiſeziel nicht erreichen könne.

Die Sache iſt nicht richtig! Die Mamſell blieb mit Schrecken dabei, als ſie auf einmal etwas Anderes gewahrte.

Ihr Bruder, der junge Schulze Limberg, war einmal zufällig in die Stube der Kranken gekommen. Er hatte eilig ſeiner Schweſter etwas zu ſagen, die an dem Krankenbette ſaß.

Er hatte die Fremde ſeit ihrer Ankunft nicht wieder geſehen. Er hatte ſich bei der Schweſter nach ihr erkundigt, aber mit keiner anderen, als einer allgemeinen Theilnahme. Der Tod der Mutter, ſo Vieles, was in Folge ſeiner zu ordnen war, die Ernte des Sommers, ſo Manches hatte ihn zu voll beſchäftigt, als daß er zu Träumereien wieder Zeit gehabt hätte. Da ſah er die Kranke wieder. Es war in der Zeit des Entweichens des Fiebers. Sie lag ſchlummernd im Bett. Schneeweiß, die feine Haut klar und durchſichtig, jene Engelsmilde in dem ſchönen Geſichte.

Es fuhr ihm durch das Herz. Er mußte den Blick noch einmal zu ihr wenden. Er ſprach zerſtreut mit der Schweſter.

Die Mamſell Katharina bemerkte es nicht.

Sie achtete auch nicht darauf, als er am folgenden Tage wieder kam, und darauf abermals und nochmals und dann öfter, bald unter dieſem bald unter jenem Vorwande, bald ohne allen Vorwand, bloß um nachzuſehen, wie es der Kranken gehe. Wie konnte ſie denken, daß der Schulze Limberg für eine wildfremde Perſon, mit der es nicht richtig ſein möge, ein anderes Intereſſe haben könne, als das eines allgemeinen Mitleides, das auch nur ſie zu dem Bette der Kranken führte?

Als er aber dann länger blieb, mit der mehr und mehr geneſenden Kranken ſich in Geſpräche einließ, ſich an das Bett der Kranken ſetzte, die Schweſter einladete zu bleiben, damit er noch länger bleiben könne, da wurde ſie doch aufmerkſam und immer aufmerkſamer und ſie ſah Manches, was ſie früher nicht geſehen hatte und es machte ſie unruhig und immer unruhiger.

Es waren brennende Blicke, mit denen der ſtille, junge Mann die fortſchreitende Geneſung, das wiedererſtarkende Leben, die wunderbar wieder aufblühende Schönheit der Fremden verfolgte.

Und auch ſie, die Kranke, hing mit einer ſo eigenthümlichen Innigkeit an der feinen Geſtalt und dem ausdrucksvollen, ſchönen, blaſſen Geſichte des jungen Mannes und wenn ſie ſich dann manchmal vergeſſen hatte, dann gewahrte man einen ſo ſonderbar wehmüthigen Schmerz in

ihrem Geſichte, ſie ſtarrte wie in eine tiefe Nacht vor ſich hin, und plötzlich ſchrack ſie auf, als wenn ein entſetzlicher Gedanke ſie ergriffen habe und zu erdrücken drohte.

Die Mamſell Katharina mußte dann nicht minder erſchrecken.

Sie wollte ſich wohl beruhigen: Es iſt ja nicht möglich, daß der Schulze Limberg ſich je an eine Perſon hängen kann, von der kein Menſch weiß, wer und was ſie iſt.

Aber nun mußte ſie nur um ſo mehr wiſſen: Wer iſt ſie denn? Woher kommt ſie? Wohin wollte ſie?

Sie fragte angelegentlicher, als ihr wohlwollendes Herz es ihr ſonſt geſtattet hätte. Sie erfuhr nichts. Ein um ſo ſchreckhafteres Geheimniß lag vor ihr.

Wie beläſtige ich Sie ſchon ſo lange hier, hatte die Geneſende eines Tages geſagt.

Auf dem Limberger Hofe, erwiederte ihr die Mamſell, können Sie Jahr und Tag bleiben, ohne Jemanden zu beläſtigen. Sie ſind hier gern geſehen, Ihre Angelegenheiten möchten Sie denn weiter rufen —

Gewiß möchte ich gern bald das Ziel meiner Reiſe erreichen.

Iſt es noch weit von hier?

Ich war auf dem Wege nach England.

Sie haben Verwandte dort?

Ich wollte dort eine Stelle als Gouvernante übernehmen.

Sie waren ſchon früher Erzieherin?

Ja.

Die Kranke wurde glühend roth bei dem Ja. Sie konnte es ſagen. Sie war drei Jahre lang die Gehilfin einer Lehrerin und Erzieherin geweſen; freilich im Zuchthauſe.

Die Mamſell ſah ihr Erröthen. Ihr Mißtrauen wuchs.

Waren Sie hier in der Nähe?

Im ſüdlichen Deutſchland.

Dort iſt auch wohl ihre Heimat.

Nein.

Aber Angehörige haben Sie dort?

Auch nicht. Ich habe gar keine Angehörigen mehr.

Das Wohlwollen drängte doch die Strenge in dem Innern der Mamſell zurück.

So jung, ſagte ſie, und ohne Angehörige! Allein und krank unter

wildfremden Leuten! Und das Loos einer Gouvernante iſt ein ſchweres, beſonders in England.

Und, ſetzten ihre Gedanken hinzu, nur zwei Hemden und ein Kleid!

Die Kranke ſeufzte. Sie konnte in ihren Gedanken noch mehr hinzuſetzen: Und eine aus dem Zuchthauſe entlaſſene Diebin!

Darf ich Ihren Namen wiſſen, Kind? fragte die Mamſell, und nur in ihrem Wohlwollen. Sie haben nur einmal der Grethe geſagt, daß Sie Anna heißen.

Ich heiße Anna Eberhard.

Die Kranke erblaßte bei den Worten. Sie konnte den Namen Eberhard nur leiſe ausſprechen.

Der Mamſell entging es nicht.

Aus —? fragte ſie ſchnell, faſt heftig.

Aus Böhmen.

Die Mamſell fragte nicht mehr.

Da iſt ein Geheimniß, das Geheimniß einer Landläuferin! Wenn der Menſch von einer ſchweren Krankheit geneſen iſt, ſo drängt es ihn, von der Vergangenheit, von der Zukunft zu ſprechen, von ſeiner Kindheit, ſeiner Heimat, von Eltern, Geſchwiſtern —! Sie ſcheut jede Antwort, jede Erinnerung.

Ihr Verdacht ſollte noch denſelben Abend eine furchtbare Nahrung bekommen.

Sie hatte die Unterredung mit der Kranken am Nachmittage gehabt. Gegen Abend war die Kranke eingeſchlummert. Die Magd Grethe war, wie gewöhnlich, bei ihr geweſen. Die Magd kam geheimnißvoll zu der Mamſell.

Mamſell, es iſt doch kurios mit der Fremden.

Was haſt Du jetzt wieder?

Sie war vorhin eingeſchlafen. Sie war gewaltig unruhig. Sie ſprach ſogar laut im Schlafe, was ſie ſchon lange nicht mehr that.

Verſtandeſt Du etwas?

Zuerſt nicht. Aber dann fing ſie auf einmal an zu weinen, und in dem Weinen rief ſie zweimal laut: Zuchthaus! Zuchthaus! Es war erſchrecklich anzuhören.

Die Mamſell war leichenblaß geworden.

Die Magd fuhr fort:

Und gleich nachher wachte ſie auf. Sie ſah ordentlich mit wilden Augen umher. Sie ſah mich. Sie erſchrack. Habe ich geſprochen, Grethe?

Ja, Mamſell, ſagte ich. Aber ſie fragte nicht, was ſie geſprochen habe. Sie ſagte nur ſchnell: Ach, Grethe, ich hatte einen häßlichen Traum. Sie wollte noch mehr ſagen. Aber ſie ſchwieg, als wenn ſie ſchon zu viel geſagt hätte. Es iſt gewiß nicht richtig mit der.

Das theilte die Magd der Mamſell mit.

Sprich mit keinem Menſchen ein Wort davon, befahl ihr die Mamſell.

Sie ſelbſt konnte den Abend kein Wort mehr ſprechen.

Am andern Morgen hatte ſie einen Entſchluß gefaßt. Sie ging zu ihrem Bruder.

Schulze, ich wünſchte, Du fährſt einmal zu dem Doktor hinaus. Du weißt, was Du ihm am Begräbnißtage der Mutter verſprochen haſt.

Der junge Mann erröthete.

Es hat ja noch Zeit, Schweſter Katharina.

Zeit? Iſt das Dein wirklicher Ernſt?

Gewiß.

Bruder — ſie hatte ihn wohl lange nicht ſo genannt — Du kannſt mir nicht in die Augen ſehen, Bruder. Du haſt etwas auf dem Herzen. Du willſt es mir verbergen. Ich weiß es dennoch.

Du weißt es?

Ja, Bruder, und ich weiß auch, daß es Dein Unglück, unſer Aller Unglück ſein würde, wenn es möglich wäre. Aber es iſt nicht möglich, es darf nicht möglich ſein. Du haſt ſchon Deine Heirathsgedanken. Jene Fremde! Aber weißt Du, wer ſie iſt?

Nein, Katharina. Ich weiß nur, daß ſie ein braves Herz iſt.

So will ich Dir das Andere ſagen. Sie iſt eine Perſon, die keine Heimath, keine Eltern, keine Geſchwiſter, die in der ganzen Welt nichts hat, keine Vergangenheit, nicht einmal eine Kindheit. Und warum das Alles nicht, Schulze? Weil ſie es nicht haben darf. Weil an ihrer Vergangenheit etwas klebt. Im Schlafe hat ſie das Wort Zuchthaus ausgeſprochen. Kommt ſie aus dem Zuchthauſe? Oder fürchtet ſie ſich vor dem Zuchthauſe? Das weiß ich nicht. Aber das weiß ich, daß eine ſolche Perſon nie und nimmermehr Schulzenfrau auf dem Limberger Hofe werden kann. Und nun, mein lieber Bruder Ernſt, verreiſe morgen, noch heute. Gehe zum Doktor, komme mit einer Braut zurück, die Deiner und und unſer Aller werth und würdig iſt.

Sie ging.

Sie ließ den jungen Mann betäubt, vernichtet zurück.

Aber er reiſte nicht zu dem Advokaten, weder am nächſten Tage noch an dem folgenden.

Dagegen ſuchte er am dritten Tage Mamſell Katharina auf. Er war ruhig und gefaßt.

Katharina, ich habe mit der Fremden geſprochen.

Ich hoffe, zu Deinem und unſer Aller Heil, Schulze.

Auch ich hoffe es. Ich habe ihr meine Hand angetragen. Sie hat ſie ausgeſchlagen.

Die Schweſter zitterte.

Allmächtiger Gott, Du trugſt der Perſon Deine Hand an?

Ja, Katharina, der Perſon.

Und ſie ſchlug ſie aus?

Sie ſchlug ſie aus.

Der Schrecken der Mamſell war entflohen, aber nur um einem Gefühle Platz zu machen, das, wie eine tiefe Beſchämung auf ſie drücken wollte.

Die Mamſell Katharina war eine edle Natur.

Und welchen Grund gab ſie an, Schulze?

Denſelben, den Du mir ſchon vorher angegeben hatteſt, ſie ſei meiner, Deiner, unſerer Familie nicht würdig.

Die Beſchämung drückte ſchon ſchwer auf das Herz der Mamſell.

Was gab ſie Dir weiter an, Schulze?

Ich hatte ſie weiter gefragt. Sie bat mich, ich möge ihr die Antwort erlaſſen. Ich möge ſie nicht unglücklicher machen, als ſie ſchon ſei. Ihre Antworten könnten doch nichts ändern. Es ſei nun einmal unmöglich, daß ſie meine Frau werden könne. — Morgen Früh wird ſie abreiſen.

Auf die Schweſter Katharina drückte etwas mehr als Beſchämung, das bittere Gefühl, daß ſie ein Unrecht gethan, ein großes Unrecht. Nur ein großes Unglück, nur ein edles Herz konnte handeln, wie die Fremde gehandelt hatte. Und ſie hatte in dieſer Fremden nur eine Landläuferin geſehen.

Aber warum will ſie denn nicht ſagen, wer ſie iſt? ſuchte ſie das Unrecht von ſich abzuwälzen, und in dem Zwieſpalt mit ſich ſelbſt ging ſie an ihren Wäſcheſchrank und ſuchte die feinſten, noch nie getragenen Hemden und Strümpfe aus und legte ſie zu einem großen Packete zuſammen, das morgen der abreiſenden Fremden zu dem Poſtwagen nach-

getragen werden ſollte. Eine Hand voll Goldſtücke nähte ſie in die Hemden ein. Ihr Herz war ihr leichter dadurch geworden.

Es ſollte ihr wieder deſto ſchwerer werden. Sie mußte in das Wohnzimmer zurückkehren. Da ſtand ihr Bruder, einer Leiche ähnlich, an das Fenſter gelehnt, nach jener alten Eiche hinſtarrend, an deren Stamme die Fremde bei ihrer erſten Ankunft auf dem Hofe hatte ausruhen und den Beſcheid abwarten müſſen, ob man ſie aufnehmen werde. Die Ruhe und Faſſung womit er vorhin zu ihr geſprochen, waren gemacht, unter gewaltſamer Anſtrengung gemacht geweſen.

Um des Himmels willen, Schulze, was iſt Dir?

Nichts, Schweſter Katharina.

Aber Du biſt krank.

Es wird ſchon wieder vorübergehen.

In dem nämlichen Augenblicke ſollte etwas Anderes der armen Mamſell Katharina das Herz noch ſchwerer machen.

Die Magd Grethe trat mit einem ängſtlichen Geſichte ein.

Mamſell, mit der Fremden iſt es wieder ſchlimmer geworden. Sie war eben daran, ihre Sachen zuſammen zu legen; ſie wollte morgen abreiſen. Auf einmal wurde ſie kreideweiß und dann fing ſie an zu wanken. Sie war mir ſchon vorher ſo ſonderbar vorgekommen. Ich fing ſie auf, ehe ſie niederfiel. Aber dann war das Leben ihr lange weg. Sie hatte keinen Athem und keinen Puls mehr. Ich trug ſie ins Bett. Sie hat jetzt wieder Leben. Aber an das Abreiſen kann die morgen nicht denken.

Katharina, ſagte der Schulze, wenn ſie ſtirbt, ich ſterbe mit ihr.

Und ich trage die Schuld! ſagte die Schweſter.

Auch die Mamſell Katharina hatte ihre Geſchichte, und ihre Geſchichte hatte ſie ſo gemacht, wie ſie war.

Sie war ein junges Mädchen, als auf den Limberger Schulzenhof Einquartierung kam. Ein Hauptmann mit zwanzig Mann. Er mußte ſechs Wochen bleiben; unten in der Ebene waren große Manöver.

Es war ein ſchöner, feiner, gebildeter Mann. Noch jung. Er hatte die Feldzüge nach Frankreich mitgemacht, als Knabe faſt. Seinen Muth, ſeine Tapferkeit bezeugten mehrere Orden, die er ſich auf den Schlachtfeldern erworben hatte.

Er war von Adel. Er war bei alledem beſcheiden.

Katharina Schulze Limberg zählte neunzehn Jahre. Sie war ſchön. Sie hatte, wenn auch keine ausgezeichnete, doch eine ſolide Bildung der

Töchter der höheren Bürgerſtände erhalten. Ihr Verſtand war ein ungewöhnlich heller. Ein ſtets ruhiger, klarer Ernſt verlieh, in Verbindung mit dem Wohlwollen ihres Herzens, ihrem Umgange einen beſonderen Reiz.

Der Hauptmann war aufmerkſam auf ſie geworden; er zeichnete ſie aus. Das zog ſie an ihn. Sie lernten ſich nähren kennen. Sie ſchätzten ſich ſie liebten ſich. Sie wurden Verlobte. Die Schulzentochter ſtand ſo viel höher, als manches adelige Fräulein. Eine ſo reiche Mitgift, wie ihr beſtimmt wurde, hätte eine junge Gräfin ihrem Gatten nicht zubringen können.

Der Hochzeitstag ſollte feſtgeſetzt werden. Der Bräutigam hatte der Braut ſeinen Beſuch angekündigt.

Sie fuhr ihm mit ihrer Mutter bis zur nächſten Station entgegen. Der Hauptmann war ſchon da, als ſie mit der Mutter ankam. Er ſtand vor dem Poſthauſe im Geſpräch mit mehreren Damen. Es waren Damen des Adels der Nachbarſchaft. Er war bekannt mit ihnen. Sie ſprachen vertraut, ſie ſcherzten zuſammen. Da ſtieg aus der allerdings eleganten Equipage des Limberger Hofes die gleichfalls untadelhaft nach den Anforderungen der Mode und des Geſchmackes gekleidete Braut; aber dann, von ihr unterſtützt, ihre Mutter, völlig in der bäuerlichen Tracht des Landes, die Schulzin Limberg, die wohlgenährte, behäbige Bauernfrau.

Wer ſind denn das? rümpfte eine der adeligen Damen die Naſe.

Reiche Bauern! ſagte eine andere.

Ah, lieber Hauptmann, es ſind doch nicht —?

Wahrhaftig, Baron, Ihre künftige Schwiegermutter!

Der Hauptmann war blaß und roth geworden, und ſo verlegen, daß er nicht wußte, ſollte er bleiben oder gehen.

Seine Braut ſah es.

Sie erblaßte, als wenn ein tödtlicher Stich ihr Herz getroffen hätte.

Steigt wieder ein, Mutter, ſagte ſie zu der Mutter.

Kehre wieder um, Chriſtian, befahl ſie dem Kutſcher.

Aber warum, Kind?

Ich will es Euch ſagen, wenn wir wieder im Wagen ſitzen.

Sie drängte die Mutter in den Wagen. Sie ſprang dann nach.

Der Kutſcher kehrte um.

Der Hauptmann hatte ſich beſonnen. Er wollte zu der Braut und der künftigen Schwiegermutter gehen. Er kam zu ſpät.

Der Wagen fuhr ſchon im Trabe davon.

Warum, Mutter? ſagte Katharina im Wagen. Er ſchämt ſich meiner und Eurer. Er konnte ſich meiner Mutter ſchämen. Er kann nie mein Mann werden. Ich war in einem Irrthum. Wir paſſen nicht zuſammen. Bleibe der Edelmann beim Edelmann und der Bauer bei dem Bauer.

So ſchrieb ſie auch offen an den Hauptmann. Sie ſchrieb ihm ab und keine Bitten von ſeiner, keine Vorſtellungen von aller anderen Seite konnten ſie bewegen, von dem einmal gefaßten Entſchluſſe abzuſtehen. Sie hatte klar erkannt, was ſein mußte. Sie hatte die Feſtigkeit des Willens, es durchzuführen.

Dennoch hatte ſie den Mann geliebt und ſie liebte ihn noch lange.

Ihr Sinn war ſeitdem ſtrenger geworden, aber ohne Säure, ohne Bitterkeit. Sie lebte nur noch für den Limberger Hof. Auf alles Andere hatte ſie verzichtet. Der Hof war ihr Stolz; ihre jüngeren Geſchwiſter waren ihre Liebe. Der jüngſte Bruder war ihr Stolz und ihre Liebe zugleich: er war der künftige Schulze Limberg. Sie wachte mit einer faſt mütterlichen Zärtlichkeit über ihn.

Noch Eins trug hierzu bei. Der jüngſte Bruder war ſchon als Kind kränklich. Er blieb als Knabe zart und ſchwächlich. Um ſo weniger konnte ſein weicher Sinn ſich kräftig entwickeln. Um ſo mehr bedurfte er der Stütze, des Schutzes. Katharina wurde ſeine Stütze, ſein Schutz. Sie blieb es ſpäter. Bei ſeinen Anlagen war er auf dem einſamen Bauernhofe Fremden gegenüber ſchüchtern geworden und geblieben. Und ſo und zugleich ſtill und zurückgezogen, war er jedesmal von dem Gymnaſium, von der Univerſität, von der Forſtakademie in das elterliche Haus und zu der liebenden und beſchützenden Schweſter zurückgekehrt. Er wurde dieſer Alles.

Hätte ich ihr doch Unrecht gethan? fragte ſich die Mamſell Katharina. Eine Verbrecherin, eine Landläuferin hätte ihm die Antwort nicht gegeben. Mache ich ſie denn Beide unglücklich? Soll ich es?

Da kam früh am andern Morgen die Magd Grethe zu ihr, und ſagte: Mamſell, die Fremde will doch abreiſen. Sie iſt ſchon auf und macht ſich fertig, um den Poſtwagen nicht zu verſäumen. Aber ſie iſt ſo ſchwach, daß ſie ſich auf den Füßen nicht halten kann. Fort will ſie dennoch. Sie ſagt, ſie müſſe. Und verweint ſieht ſie aus, daß es zum Erbarmen iſt.

Ich habe Ihr Unrecht gethan, ſagte ſich die Mamſell, und es wurde ihr glühend heiß.

Da kam ihr Bruder und glich einem Schatten, konnte kaum Guten Morgen ſagen, ſchob die Taſſe Kaffee zurück, die ſie ihm hinſtellte, und

mußte an das Fenſter gehen, als wenn auch ihm auf einmal die Thränen aus den Augen treten wollten, die er ihr nicht zeigen dürfe.

Sie mußte ſelbſt ihre Taſſe zurückſchieben, aufſtehen und die Magd Grethe rufen.

Sage der Mamſell Eberhard, ich laſſe ſie bitten, heute noch nicht abzureiſen. Ich hätte ihr noch etwas recht dringendes zu ſagen.

Die Magd ging.

Schweſter! ſtürzte der Schulze auf Mamſell Katharina zu. Aber mehr konnte er nicht ſagen.

Und auch ſie konnte nichts ſprechen.

Wenn ſie doch die Landläuferin, die Verbrecherin wäre?

Der Gedanke überfiel ſie wieder mit ſeinem furchtbaren Gewichte und ließ keinen anderen in ihr aufkommen.

Sie verlor alle Klarheit ihrer Gedanken. Sie wußte keinen Rath mehr. Sie bedurfte ſelbſt anderer Hilfe.

Sie ſchrieb an ihren Bruder, den Advokaten. Er war ja der Advokat des Limberger Schulzenhofes.

Lieber Doktor, hier haben ſich ſo ſonderbare Dinge ereignet, daß ich nothwendig Deines Rathes und Deiner Hilfe bedarf. Komm ſpäteſtens bis morgen Nachmittag.

Der Nachmittag des andern Tages war gekommen. Sie ſaß, auf den Advokaten ſorgenvoll wartend, am Fenſter.

Der junge Schulze und Anna Eberhard, wie die Fremde ſich genannt hatte, kamen aus dem Hauſe und gingen unter die Eichen, die das Haus umgaben. Die Sorge der Mamſell wurde keine geringere.

Sie hatte die Fremde gebeten, auch noch dieſen Tag zu bleiben. Sie werde ihr am Abend offen ſagen, warum. Jetzt könne ſie es noch nicht.

Die Fremde wußte es doch ſchon. Sie hatte von dem unruhigen Geſichte der Mamſell nur in das leichenblaſſe des Schulzen ſehen dürfen.

Dem Schulzen hatte die Mamſell nichts geſagt, auch nicht, daß ſie zu dem Advokaten geſchickt habe, auch kein Wort über die Fremde.

Sie bleibt auf meine Bitten, hatte ſie ihm nur bemerkt. Ueber den Grund hatte ſie ihn im Unklaren gelaſſen. Er konnte an ſich, er konnte an die Schwäche der Fremden denken.

Er hatte in der letzten Zeit mit der Fremden kleine Spaziergänge gemacht, in der belebenden Wärme der Mittagsſonne, unter dem erfriſchenden Schatten der Eichen.

Er wartete auch an dem heutigen Nachmittage auf ſie. Sagen wollte

er ihr nichts mehr. Er konnte nur seinem liebenden Herzen nicht widerstehen. Wie schwach ist der Wille einem Herzen gegenüber, das liebt!

Sie kam zu ihrem Spaziergange. Sie wollte aus der Hausthür hervortreten. Da sah sie ihn in der Thür, wie er auf sie wartete. Sie erschrack. Aber liebte sie ihn minder? Und ist der Wille des Weibes stärker als der des Mannes?

Sie gingen zusammen unter die alten Eichen.

Mein Gott, rief die Mamsell Katharina, und sie erschrack mehr, denn je zuvor. Wenn sie jetzt einig würden! Wenn der Doktor zu spät käme!

Erst nach einer Viertelstunde kam der Advokat.

Ich komme spät, Schwester.

Ich fürchte, Du kommst zu spät.

Was giebt es hier denn? Du machst ein wahres Unglücksgesicht.

Ach Doktor, ich weiß wirklich keinen Rath mehr.

Dann muß es freilich schlimm sein. Erzähle.

Du erinnerst Dich der Fremden, die am Begräbnißtage der Mutter krank hierher kam.

Ich erinnere mich. Sie wurde schwer krank. Ihr behieltet sie. Ist sie noch hier?

Sie ist noch hier, und der Schulze will sie heirathen.

Der Bruder Ernst?

Er liebt sie und ich glaube, er könnte für sie sterben.

Und sie?

Sie liebt ihn nicht minder.

Hm! Wer ist sie? Oder eigentlich nur, ob sie ein braves Mädchen, mit der unser Bruder glücklich sein kann? Alles Andere, was ihr fehlen mag, haben wir.

Ja, Bruder, ich stimme Dir bei. Es hat mich einen schweren Kampf gekostet, mir eine wildfremde Person, die mit zwei Hemden in der Welt umherreist, als Schulzin Limberg zu denken. Doch ich habe mich darin gegeben. Aber wir wissen nichts von ihr, gar nichts, nicht einmal, ob sie ein ehrliches Mädchen ist.

Dann ist sie es, Schwester. Die schlechte Person hätten Dein klarer Blick und Ernsts gesunder Sinn längst herauserkannt.

Die Sache hat doch ihren Haken, Doktor.

Sie erzählte ihm Alles von der Fremden, das im Schlafe ausge-

ſprochene Wort Zuchthaus, die Weigerung der Fremden, dem Bruder ihre Hand zu reichen.

Hm! ſagte der Advokat wieder, aber diesmal, weil er ſelbſt keinen Rath wußte.

Das iſt eine verzweifelte Sache. Denn zwei Dinge ſind mir klar. Zuerſt, daß ſie keine ſchlechte Perſon iſt.

Das meine ich jetzt auch, Doktor.

Und dann zum Anderen, daß ſie doch, daß ſie gerade eine Verbrecherin iſt.

Daran hatte die Mamſell Katharina mit allem ihrem klaren Verſtande noch nicht gedacht. Sie konnte es auch noch nicht ſogleich faſſen.

Wie, Doktor? Eine Verbrecherin und doch keine ſchlechte Perſon?

O, Schweſter Katharina, man muß die Verbrecherwelt kennen gelernt haben, um zu wiſſen, wie viele Unglückliche darunter ſind, die mit dem beſten, dem bravſten, treueſten, edelſten Herzen durch Verführung, durch Elend, durch einen einzigen entſetzlichen Moment ihres Lebens zu Verbrechern geworden ſind. So wird es auch mit ihr ſein. Nach Allem, was Du von ihr ſagſt, muß ſie eine Verbrecherin ſein. Darum darf ſie an ihre Vergangenheit nicht rühren; darum darf ſie die Hand unſeres Bruders nicht annehmen. Und indem ſie fühlt und erkennt, daß ſie dies nicht darf, iſt ſie zugleich eine brave, eine ſehr brave Perſon.

Und nun, Doktor? Nun unſer Bruder?

Das iſt das Verzweifelte bei der Sache, Schweſter. Er liebt ſie.

Nur zu ſehr.

Er wird mit einer braven Perſon, die er liebt und die ihn wieder liebt, glücklich werden.

Gewiß, gewiß.

Aber — Du haſt Dich darin gefunden, Dir eine Bettlerin mit zwei Hemden als Schulzin zum Limberge zu denken. Auch vielleicht eine Kindesmörderin?

Allmächtiger Gott!

Oder eine Diebin, eine beſtrafte Diebin.

Es wäre vielleicht noch ſchlimmer. Meine Augen könnten den Limberger Hof nicht wiederſehen.

Und Du meinſt doch, der Bruder könne glücklich werden? Der Ernſt, deſſen ganzes Herz von ſeiner früheſten Kindheit her an Dir gehangen hat?

Die Mamſell war aufgeſprungen. Sie durchſchritt in leidenſchaftlicher Unruhe das Zimmer, ſie trat zu dem Bruder zurück.

Könnteſt Du eine Diebin hier als Schulzin, als Deine Schwägerin ſehen, Doktor?

Auf mich kommt es nicht an, Schweſter Katharina. Auch auf die Anderen nicht. Wir waren ihm ſtets mehr fremd. Aber Du! Nur Du allein!

Nun, ſo kann ich es. Und wenn ſie auch eine Diebin iſt, er mag ſie heirathen, er ſoll glücklich werden.

Edles Herz! ſagte der Advokat, dem die Thränen in den Augen ſtanden. Du biſt doch die Beſte von uns Allen. Du haſt da einen Kampf gekämpft, von dem wir Anderen kaum eine Ahnung haben.

Aber ſprich Du mit ihm, ſagte die Mamſell. Ich kann es nicht.

Ich werde es — wenn es nöthig iſt. Denn ſieh', da kommen ſie.

Es iſt doch noch nöthig. Jetzt erſt recht.

Du biſt, wie die Beſte, ſo auch die Verſtändigſte von uns.

Die Schweſter verließ den Bruder. —

Der junge Schulze Limberg und Anna Eiſenhart kehrten von den Eichen her zum Hauſe zurück.

Unter den Eichen hatte ſich Folgendes begeben.

Fräulein Anna, darf ich Sie begleiten? hatte der Schulze vorher in der Hausthür gefragt.

Sie hatte es geſtattet. Aber ſie zitterte heftig, als ſie Ja ſagte.

Unter den Eichen dann mußte er ſchnell zu einer Entſcheidung kommen.

Fräulein Anna, ſagte er, haben Sie keine andere Antwort für mich, als vor drei Tagen?

Sie zitterte heftiger, aber ſie ſprach entſchieden das Wort Nein aus.

Weil Sie meiner unwürdig ſeien?

Ich bin es. Eines braven Mannes. Einer edlen Familie.

Macht dieſe Erklärung Sie nicht des bravſten Mannes, der edelſten Familie würdig.

Sie kann nie das Geſchehene ungeſchehen machen.

Aber ſie iſt das Zeichen eines Herzens, das, wenn es auch noch ſo ſchwer gefehlt hat, um ſo tugendhafter, um ſo erhabener neu erſtanden iſt.

Es hatte ſehr ſchwer gefehlt.

Um ſo reiner, um ſo edler iſt es jetzt.

Sie kämpfte mit ſich.

Herr Schulze, fragte ſie ganz entſchloſſen, könnten Sie eine Verbrecherin Ihre Frau nennen?

Die Frage gab ihm doch einen tiefen Stich in das Herz. Er konnte nicht ſofort antworten.

Eine Diebin? fragte ſie.

Anna, Sie eine Diebin?

Ja.

Großer Gott!

Eine beſtrafte Diebin, die ein unglücklicher Zufall unmittelbar aus dem Zuchthauſe hierher geführt hat.

Noch einen Augenblick, einen ſchweren Augenblick mußte auch er kämpfen. Dann hatte auch er einen Entſchluß gefaßt. Er hatte nur noch eine Frage an ſie.

Anna, die Gerechtigkeit hat keine Anſprüche mehr an Sie?

Kein Gericht, Niemand mehr.

Sie ſtutzte doch über ihre eigenen Worte.

Niemand? ſagte ſie ſich. Nein, nein, Niemand.

Und nun fragte er ſie:

Lieben Sie mich, Anna?

Hätte ich Ihnen ſonſt jemals meine Schande geſtehen können? rief ſie.

Aber mit den Worten brach ſie zuſammen. Sie mußte ſich an einen Baum lehnen. Ein Strom von Thränen entſtürzte ihren Augen. Er faßte ihre Hand.

Anna, auch ich liebe Sie.

Die Verbrecherin? Die Diebin?

Den reuigen, den durch Reue, durch Buße, durch Strafe gereinigten, veredelten Engel, der ſein Verbrechen geſühnt hat.

Nein, nein! riß ſie ihre Hand aus der ſeinigen. Ich bin mit Gott verſöhnt, denn ſeine Gnade iſt unendlich. Wohl auch mit mir, da Gott mir gnädig iſt. Aber den Verbrecher müſſen drei Strafen treffen. Zwei habe ich verbüßt, zwei ſchwere: die des Gewiſſens, die des Geſetzes. Die dritte ſteht noch vor mir, die ſchwerſte, wie ich jetzt erkenne. Es iſt die Verachtung der Menſchen. Und kein edler Mann darf ſie mit mir theilen.

Es wäre hier ein Vorurtheil der Menſchen, Anna!

Nein, es iſt die gerechte Strafe. Fragen Sie Ihre Schweſter, Ihre anderen Angehörigen. Aber nein. Fragen Sie ſie nicht. Nur Sie dürfen meine Schande wiſſen. Sie mußten. Die Anderen nicht. O, die Verachtung der Menſchen drückt ſchwer.

Der junge Mann machte noch Einen Verſuch. Es war ihm ein neuer Gedanke gekommen.

Anna, meine Schweſter Katharina muß es wiſſen —

Katharina? rief ſie faſt mit Entſetzen. Die Reine, Strenge?

Eben weil ſie das iſt. Sie ſoll entſcheiden. Werden Sie Ihrer Entſcheidung ſich unterwerfen?

Der Gedanke hatte auch bei ihr Eingang gefunden. Sie liebte ja.

Sie liebte mit der ganzen Kraft und Innigkeit ihres von ſeiner ſchweren Schuld wieder gereinigten Herzens den jungen Mann, der ihr mit ſo vieler Liebe in ſeinem braven treuen Herzen zu einer Zeit und in einer Lage entgegengekommen war, worin ſie ſo ſehr der Liebe bedurfte und ſo wenig auf Liebe rechnen konnte. Und er war der einzige Menſch in der Welt, der ſie jemals geliebt hatte. Nicht einmal ihre ſelbſtſüchtige Mutter hatte ihr Liebe gezeigt. Ihren Vater hatte ſie als Kind verloren. Die Mamſell Katharina zeigte ihr Wohlwollen, aber mehr hatte ſie, vermöge der Strenge ihres Charakters, für die Fremde nicht. Der junge Schulze hatte wahrhaft innige, herzliche, heiße Liebe für ſie, und wo das weibliche Herz Liebe findet, da liebt es ſo gern wieder.

Sie ſoll entſcheiden, ſagte ſie zu dem jungen Schulzen.

So gehen wir gleich zu ihr.

Sie kehrten zum Hauſe zurück.

Sie gingen ſtill neben einander, Beide hoffend und zagend.

So hatten der Advokat und die Mamſell Katharina ſie ankommen ſehen.

Anna Eberhard war in ihre Stube gegangen.

Der Schulze ging in das Wohnzimmer, in dem er ſeine Schweſter anzutreffen hoffte. Er fand den Advokaten.

Du hier, Bruder?

Ja, und um Deinetwillen.

Was hat ſich zugetragen?

Als ich das letzte Mal hier war, hatteſt Du uns die Gewährung einer Bitte verſprochen. Ich bin gekommen, Dich an Dein Verſprechen zu erinnern.

Jetzt?

In meinem und zugleich in Katharinens Namen.

Mein Gott, zu ihr wollte ich.

In derſelben Angelegenheit? So kannſt Du mir mittheilen, was Du ihr ſagen wollteſt, Ich weiß Alles von ihr.

Nein, nein, nur ſie kann entſcheiden.

Wenn ſie nun ſchon entſchieden hätte? Und zwar für Dich?

Bruder, wie kann ſie wiſſen?

Verſtändige und liebende Frauen ſehen Alles, und wenn Dich Eine liebt, ſo iſt es die verſtändige Katharina. Aber erſchrick darum nicht. Höre zu, was ſie mir für Dich geſagt hat, für Dich, damit ich es Dir wieder ſagen ſoll. Und wenn ſie, ſind ihre Worte, und Du wirſt wiſſen, wen ſie damit gemeint hat — und wenn ſie auch eine Diebin iſt, er mag ſie heirathen, er ſoll glücklich werden.

Allmächtiger Gott, rief der tief erbiaſſende junge Mann. Aber ſie iſt eine Diebin, eine beſtrafte Diebin, die unmitelbar aus dem Zuchthauſe hierher kam.

Der Advokat mußte doch auch nach Faſſung ringen.

Ah, ſiehſt Du? rief der junge Mann. Den Gedanken an die Möglichkeit hattet Ihr ertragen können. Die Wirklichkeit entſetzt Euch.

In Wahrheit, Bruder —!

Eine Nebenthür that ſich auf.

Die Mamſell Katharina trat hervor.

Sie hatte gelauſcht. Wie hätte das treue, liebende Schweſterherz anders gekonnt?

Schulze, ſagte ſie mit ihrer klaren Ruhe, was ich einmal geſagt habe, dabei bleibe ich. Ich glaube, die Unglückliche erkannt zu haben. Du kennſt ihr Herz ganz. Sie iſt Deiner wieder werth. Du wirſt glücklich mit ihr ſein. Ich werde ihr eine eben ſo treue Schweſter ſein, wie Dir. Hier, meine Hand darauf.

Der junge Schulze drückte die Hand an ſein Herz.

Sie iſt unſer wieder werth, auch Deiner. Sie hatte mich wiederholt zurückgewieſen. Sie hatte mir freiwillig geſtanden, wer ſie ſei. Da forderte ich ſie auf, ſich Deiner Entſcheidung zu unterwerfen. Der Reinen, der Strengen? rief ſie. Eben ihr! Sie gab nach.

Sie iſt Deiner werth, Bruder, ſagte auch der Advokat.

Gottlob, ſprach die Mamſell Katharina. Und kommt gleich, wir, wollen Euren Bund ſegnen. Aber vorher noch zwei Worte. Zuerſt, kein Menſch in der Welt, außer uns Dreien, erfährt nur ein einziges Wort über ihr früheres Leben. Gebt mir die Hand darauf.

Sie gaben ihr die Hand darauf.

Sodann, Schulze, ſprich nie wieder mit ihr über ihre Vergangenheit. Auch wenn ſie ſelbſt Dir davon erzählen will, gieb es nicht zu, höre ſie nicht an. Es würde Dir nur einen Stachel tiefer in das Herz drücken

den immerhin nur gänzliches Vergeſſen ganz herausreißen kann. Verſprich es mir.

Ich verſpreche es Dir, Schweſter Katharina.

So kommt jetzt. — Doch nein!

Sie hatte noch ein Bedenken.

Du, Doktor, biſt ihr noch ein Fremder. Deine Anweſenheit würde ſie drücken. Es thut mir leid, aber —

Du haſt auch darin Recht, Du Krone aller braven Schweſtern, rief der Advokat.

Er reiſte wieder ab.

Als er fort war, gingen der Schulze und Mamſell Katharina zu Anna Eberhard.

Die Mamſell ſchloß die Bebende in ihre Arme und legte dann ihre Hand in die des Bruders.

Seid glücklich!

Die Verlobten umarmten ſich.

Die Mamſell trat an das Fenſter um zu weinen.

Es waren vielleicht die erſten glücklichen Thränen in ihrem Leben.

7.

Eine Hochzeitsgeſchichte.

Die Landſtraße, die an dem Limberger Schulzenhofe vorbeiführte, war wieder ſehr beſucht. Alles drängte ſich durch die Obſtbaumallee nach dem Hofe hin, zu Fuße, zu Pferde, zu Wagen.

So weit war es, wie vor ungefähr fünf Monaten. Aber das Andere war doch ſo ganz anders, als damals.

Die Leute waren jetzt Alle feſtlich geputzt, auch die in den ſtädtiſchen Equipagen, die hinfuhren. Und Alle waren ſie fröhlich und luſtig und voll Scherz und voll Lachen.

Und ſo war es auch auf dem Hofe ſelbſt.

Auf dieſem aber waren heute vielleicht mehr als vierhundert Menſchen verſammelt, und der ganze Hof war voll Freude und Feſtlichkeit, denn es ſollte heute ein Hochzeitsfeſt gefeiert werden.

Die Vorbereitungen dazu waren, wie die bäuerliche Sitte des Landes und des reichen Schulzenhofes es forderte, in großartigſter Weiſe getroffen.

Ueberall auf dem Hofe — es war ein klarer, noch warmer Oktobertag — unter den Bäumen, in den Schoppen, auf den Tennen („Dehlen“) waren die langen Tiſche und Bänke zum Eſſen aufgerichtet. An fünf bis ſechs verſchiedenen Stellen im Freien wurde an ungeheuren Kochheerden gekocht. Muſikbanden ſpielten, die jungen Leute ſchoſſen aus ihren Flinten. Hinter dem Hauſe in der Wieſe wurden Böller abgefeuert. Jubel und Jauchzen waren an allen Ecken und Enden laut.

Es war zehn Uhr Morgens.

Um eilf Uhr ſollte die Trauung ſein.

Es fehlten mit der Stunde nur noch der Geiſtliche und die Geſchwiſter des Bräutigams aus der Stadt. Sie wurden jeden Augenblick erwartet.

Der Bräutigam ging unter allen den Leuten umher, ſie zu begrüßen, zu ſehen, ob es ihnen an nichts fehle, ſie ſelbſt zu bedienen.

An ſeinem Hochzeitstage iſt der weſtphäliſche Bauer der erſte Diener ſeines Hofes. Auch der reiche Schulze Limberg konnte ſich dem nicht entziehen, und entzog ſich ihm nicht, und er war zugleich heute der glücklichſte Menſch auf ſeinem Hofe.

Die Herrin, die Königin des Tages iſt die Braut.

Anna Eberhard ſaß in dem Prunkgemache der künftigen Schulzin Limberg. Der Bräutigam hatte es ihr neu und koſtbar herrichten laſſen.

Sie war bräutlich geſchmückt. Sie war ſchön, wie ein Engel des Himmels.

Die Mamſell Katharina war bei ihr.

Warum biſt Du ſo ſtill, Kind? ſagte die Mamſell zu ihr. An Deinem Ehrentage mußt Du fröhlich ſein.

O, meine gute Schweſter Katharina, ich möchte es ſo recht aus Herzensluſt ſein können!

Und Du kannſt es nicht? ſagte die Mamſell. Ja, ja, ich begreife es. Aber es wird ſich ſchon geben. Du biſt ein braves Kind, Du wirſt die bravſte Frau werden.

Wirſt Du mich nur immer lieb behalten, Schweſter Katharina?

Gewiß, gewiß! Du ſollſt keine treuere Schweſter haben.

Sie küßte die ſchöne Braut auf die Stirn.

Die Mamſell Katharina drückte ſonſt nur die Hand. Wie tief mochte ihre Verſicherung ihr aus dem bewegten Herzen kommen!

Ein Wagen war auf den Hof gefahren.

Der Pfarrherr! ſagte die Mamſell. Ich muß ihn begrüßen. Du darfſt ihn erſt ſehen, wenn die Trauung beginnt.

Sie verließ das Zimmer.

Die Braut war allein.

Sie athmete auf, aber wie man unter einer ſchweren Luft aufathmet, die man endlich glaubt von ſich abſchütteln zu dürfen. Ob man es auch kann?

Warum kann ich denn nicht fröhlich ſein? Mir fehlt ja nichts an meinem Glücke. Warum ſteht denn immer drohend dieſes entſetzliche Geſpenſt vor mir? Die dritte Strafe? Muß ſie denn noch über mich kommen? Kannſt Du ſie nicht an mir vorüber gehen laſſen, mächtiger, gnädiger Herr des Himmels?

Sie verſank in ſchmerzliches Nachdenken.

Die Thür öffnete ſich.

Der junge Schulze, der Bräutigam, trat ein.

Endlich, endlich, Anna, finde ich eine Minute für Dich, für uns Beide.

Er küßte ſie herzlich.

Sie konnte doch lächeln, an ſeinen Lippen, an ſeinem treuen Herzen. Sie konnte glücklich ſein. Nur die Minute lang.

Er mußte wieder fort zu dem ſchweren heutigen Dienſte.

Sie war wieder allein. Sie verſank wieder in Nachdenken, in ſchmerzliches, in ängſtliches. Es wurde ihr weher, es wurde ihr heißer. Der Schweiß der Angſt trat auf ihre Stirn.

O, mein Gott, immer dieſe Bilder vor mir! Sie tödten mich. Meine Mutter! Wo mag ſie weilen? In Elend? In Schande? In Verbrechen? Sie ſollte heute zu meiner Seite ſtehen! An dem Tage meiner Ehre! Ja, der neuen Ehre, die ich ſtets bewahren werde! Wenn ſie auf einmal käme! Gerade zu dieſem Tage! Ein Zufall führte mich ſo hierher! Warum entſetzt mich der Gedanke? Der Gedanke an die eigene Mutter!

Der Schweiß perlte ihr heißer von der Stirn.

Und dieſes andere furchtbare Bild! Jene ſterbenden Augen! Wie ſtarren ſie mich an! Warum tauchen ſie denn gerade heute wieder auf? Und ſo drohend, ſo furchtbar drohend! Lebt er noch, der Unglückliche, in der Nacht des Wahnſinnes, in die ich, in die mein Verbrechen ihn hineingeſtoßen hatte? Oder verfolgen ſie mich aus dem Grabe? Auch von ihm habe ich ſeit jener traurigen Zeit nichts vernommen. Heute, heute, treten ſie Alle wieder vor mich hin. Es iſt wohl natürlich, aber es iſt entſetzlich. —

Eine Sorge ſollte für den Augenblick die Angſt ihres Innern verdrängen. Nur für einen kurzen Augenblick.

Es war wieder ein Wagen vorgefahren. Der Kaufmann aus der Stadt, mit ſeiner Frau, ihrer künftigen Schwägerin.

Der Bräutigam führte Beide zu ihr.

Wie werden ſie mich empfangen? Wenn ſie eine Ahnung von der Diebin hätten? Sie wiſſen von nichts, ſagt Ernſt. Woher ſollten ſie auch etwas wiſſen? Und doch, wie leicht fliegt eine böſe Nachricht durch die Welt! Ein Kaufmann muß reiſen. Er kommt überall hin. Aber würden ſie zu meiner Hochzeit gekommen ſein, wenn ſie etwas wüßten?

Sie beruhigte ſich.

Der Kaufmann kam ihr mit Herzlichkeit entgegen.

Die künftige Schwägerin war entzückt von ihr. Der Weltdame war der Gedanke zuwider geweſen, eine Bäuerin als ihre Schwägerin, als die Herrin auf dem großen, reichen Schulzenhofe zum Limberge begrüßen zu müſſen. Sie fand eine Dame von blendender Schönheit, von vornehmer Haltung, von ariſtokratiſchen Manieren, und die dennoch ſo beſcheiden, ſo demüthig feſt ſich an ſie anlehnte und ſie um ihre ſchweſterliche Liebe bat.

Der Bräutigam — auch er mochte wohl über den Empfang in einiger Sorge geweſen ſein — wurde mit jeder Minute glücklicher. Er zog ſie an ſich.

Sie werden Dich Alle lieben! flüſterte er ihr zu. Du biſt ſo ſchön, ſo gut!

Sie wurde mit ihm glücklich. Noch einmal.

Wie erfreut mich dieſe Liebe um Deinetwillen, flüſterte ſie zurück.

Das Unglück ſollte unmittelbar darauf hinter ihr ſtehen.

Sollte es ſie ergreifen, erdrücken?

Warum iſt der Bruder Heinrich nicht mit Euch gekommen? fragte der Schulze ſeine Schweſter.

Er meinte den Advokaten.

Der Schwager hatte ein geheimnißvolles Geſicht.

Ich weiß es eigentlich ſelber nicht.

Du ſcheinſt doch etwas zu wiſſen, Schwager.

Er ließ uns nur ſagen, er werde ſchon nachkommen und auch früh genug hier ſein.

Schweſter Henriette, werde ich nicht von Dir erfahren, was es iſt?

Ich glaube, lieber Bruder, ſagte die Schweſter, ſie haben eine Ueberraſchung für Dich.

Eine Ueberraſchung?

Eine recht angenehme.

Franz! rief errathend der Schulze.

Ich habe nichts geſagt.

Franz! Es kann nur Franz ſein! Schon vor vier Wochen, als ich in der Stadt war, ſagte mir der Bruder, daß es von Tag zu Tag beſſer mit ihm gehe. O, welche freudigere Ueberraſchung könnte mir werden? Und an dem heutigen Tage!

Wir werden ja ſehen, Bruder. In einer Viertelſtunde.

Die Schweſter entfernte ſich mit ihrem Manne. Sie hatten Beide noch an ihrem Anzuge zu ordnen.

Der Bräutigam blieb bei der Braut zurück. Er war überglücklich.

Sein Bruder Franz war nur wenige Jahre älter, als er. Die Beiden hatten ſich am nächſten geſtanden. Sie liebten ſich, wie ſelten Brüder einander lieben.

Welche Freude werde ich in einer Viertelſtunde haben! ſagte er zu ſeiner Braut.

Was harrte ihrer in der Viertelſtunde?

Wer iſt Franz? fragte ſie arglos. Und was iſt es mit ihm?

Franz iſt mein Bruder. Wir wuchſen hier zuſammen auf. Ich liebe ihn ſo ſehr.

Und was iſt es mit ihm? Er war nicht hier. Du haſt mir nie von ihm erzählt.

Ein ſchweres Unglück hatte ihn betroffen, von dem man ſelbſt im engſten Familienkreiſe nicht gern ſpricht. Er wurde geiſteskrank.

Der Unglückliche! ſagte die Braut. Und jetzt iſt er auf der Beſſerung?

Hoffentlich ganz geheilt. Und ſo werde ich ihn heute hier wiederſehen. Meine Schweſter hätte es geſagt, wenn es anders wäre.

War er lange krank? mußte die Braut fragen. Sie wußte ſelbſt nicht, warum.

Seit beinahe ſechs Jahren. Ah, es war ein ſchreckliches Ereigniß.

Das ihm das Licht des Geiſtes raubte?

Ein frecher Diebſtahl —

O, mein Gott!

Was iſt Dir, Anna? O, verzeihe mir. Ich ſprach unbedacht. Gerade heute! Verzeihe mir, mein lieber, mein ſüßer Engel.

Erzähle mir, Ernſt.

Nein, nein. Es greift Dich an. Du biſt blaß geworden. Du zitterſt. Kannſt Du mir verzeihen?

Aber erzähle mir, lieber Ernſt. Du ſiehſt, ich bin gefaßt. Sie hatte ſich gefaßt. Welcher furchtbaren Anſtrengung hatte ſie dazu bedurft!

Er erzählte weiter, arglos, wie ſie vorhin arglos gefragt hatte. Nur mit wenigen Worten, um ſie nicht mehr anzugreifen. Denn daß es ſie angriff, ſah er. Er war nur weit von dem wahren Grunde entfernt.

Mein armer Bruder war in einer fremden Stadt ſchwer erkrankt. Man hatte ihn einen Augenblick allein gelaſſen. Das war von einem Diebe benutzt, ihn zu berauben. Er erwacht darüber. Er ſieht den Räuber unmittelbar über ſeinem Kopfe. Er fällt für todt zurück. Er wird am Leben erhalten. Aber ſein Geiſt war irre geworden. Das Bild des Räubers verließ ihn nicht. Es hatte ihn wahnſinnig gemacht.

Anna Eberhard — nein, Anna Eiſenhart konnte nicht mehr zweifeln. Der Schulze hatte mit Schonung verſchwiegen, geändert. Sie konnte dennoch keinen Zweifel mehr haben. Und doch! Der Ertrinkende will ſich ja an dem Strohhalme retten. Ihre Kraft hielt noch aus. Sie konnte ſich noch halten.

Franz heißt Dein Bruder? fragte ſie. Franz Limberg?

Hier ſo, nach der Sitte des Landes. Draußen führte er unſeren eigentlichen Familiennamen Althoff.

Franz Althoff! Der Name war ihr aus den Akten mitgetheilt.

Sie zuckte zuſammen.

Und das Bild des Diebes hatte ihn wahnſinnig gemacht?

Es war eine Diebin, Anna. Ich darf Dir ja die Wahrheit ſagen.

Ja, ja!

Aber Anna! Du ſtirbſt! Hätte ich Unglücklicher geſchwiegen!

Sie konnte ſich noch einmal zuſammennehmen.

Mir wird ſchon wieder wohler. Du ſiehſt es. Ich werde mich ein paar Augenblicke ausruhen. Dann wird mir wieder ganz wohl ſein. Du wirſt zu den Gäſten müſſen.

Er mußte zu den Gäſten. Er verließ ſie.

Sie ſprang auf.

Was nun? — Nichts mehr! Nichts mehr! Die dritte Strafe iſt da. Die ſchwerſte, die entſetzlichſte! Sie mußte mich treffen. O, mußte ſie es denn? Ewiger Gott in Deinem Himmel, konnteſt Du es denn nicht anders über mich beſchließen? Nein, Du konnteſt es nicht. Ich bin eine Verbrecherin. Die Welt muß ihr Recht haben! — Was nun, fragte ich?

Es kann nur Eins ſein. Aber Ernſt? Katharina? Die braven Menſchen alle! — Und doch kann es nicht anders ſein. — Fort!

Sie verließ das Zimmer.

Ein feſter Entſchluß verlieh ihr neue Kräfte.

Sie ging mit ſicherem Schritt in ihr Schlafgemach. Es lag am Ende des neuen Anbaues, an einem längeren Gange.

In dem Gemache ſtand eine elegante Kommode vom feinſten Poliſſanderholz.

Sie zog eine Schublade auf.

Ein einfacher, grauer weiblicher Anzug mit einem ſchwarzen Hute lag darin.

Es war der Reiſeanzug, in dem ſie vor fünf Monaten auf dem Limberger Hofe angekommen war.

Eine kleine Rolle mit Geld lag daneben.

Es war der Reſt ihres damaligen Reiſegeldes.

Sie hatte Alles verwahrt, als wehmüthiges, und doch freundliches Andenken an jene Zeit? So hatte ſie wohl noch vor einer Viertelſtunde gemeint.

Wie anders war es jetzt!

Sie nahm den Anzug und das Geld aus der Lade.

Sie entledigte ſich ihres Brautſchmuckes; Stück für Stück.

Sie zog den grauen Reiſeanzug an.

Sie ſteckte das Geld zu ſich.

Sie ſetzte den ſchwarzen Reiſehut auf.

Sie war fertig.

Sie ſah ſich noch einmal in dem freundlichen, heimiſchen Gemache um.

Sie nahm Abſchied von ihm.

Sie nahm damit Abſchied von dem Hofe, von Allem, vom Leben.

Sie trat in den Gang hinaus, leiſe, vorſichtig. Kein Menſch durfte, ſollte ſie ſehen.

Der Gang war leer.

Sie ſchritt weiter.

Neue Wagen waren unterdeß angekommen.

Auch der Advokat.

Sie ſchritt zu einer Biegung des Ganges.

Ein Mann kam ihr entgegen, ſtand vor ihr. Ein Fremder. Nein kein Fremder.

Er kannte ſie. Sie kannte ihn.

Die Diebin!

Allmächtiger Gott! Franz —!

Sie flog an ihm vorüber. Sie bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen.

So enteilte ſie dem Gange, dem Hauſe. .

Die ſämmtlichen Gäſte und Verwandte waren beiſammen.

Schreiten wir zur Trauung, ſagte der Pfarrer. Man hole die Braut herbei.

Man ging in das Prunkzimmer, die Braut zu holen.

Sie war nicht da.

Sie wird in ihrem Schlafgemache ſein.

Man ging zu ihrem Schlafgemache, ſie da zu ſuchen.

Sie war auch da nicht.

Aber in dem Gange fand man den Bruder Franz, der, vor wenigen Minuten mit dem Advokaten angekommen, in der neuen Friſche und Kraft ſeines Geiſtes von den Geſchwiſtern mit Jubel umringt und begrüßt war.

Sein Auge war wieder irre.

Die Diebin! ſagte er. Ja, ja, glaubt mir, die Diebin! Sie iſt hier.

Sein Geiſt war wieder von der Nacht des Wahnſinns umfangen.

Und doch ſprach er die Wahrheit.

Man erkannte es.

Die Suchenden erſtarrten.

Man ſuchte vergebens weiter.

Man erkundigte ſich draußen.

Ein paar Frauen hatten eine Fremde in grauem Anzuge, einen ſchwarzen Hut auf dem Kopfe, das Geſicht mit einem Taſchentuche bedeckt, aus einer Hinterthür des Hauſes kommen ſehen. Sie war unter die Eichen und weiter dem Walde zugegangen. Sie hatten ſich nicht um ſie bekümmert. Zu einer großen Bauernhochzeit kommen viele Leute.

Aber auf dem Limberger Schulzenhofe war keine Hochzeit.

Die dritte Strafe!

8.

Nochmals eine Zuchthausgeſchichte.

Kann der Zuchthausſträfling ſich nach dem Zuchthauſe zurückſehnen? Der Direktor des Zuchthauſes hatte ſeine Bureaugeſchäfte für den

Tag beendigt. Er hatte noch einen Gang in die Gefängniſſe zu machen. Die Lehrerin der Anſtalt hatte ihn bitten laſſen, zu ihr zu kommen, ſie habe ihm etwas mitzutheilen. Sie war krank und konnte nicht zu ihm kommen. Er ging zu ihr.

Sie hatte ihre Wohnung — eine Stube — in dem Flügel der weiblichen Gefangenen, in der Mitte derer, für die ihr ſegensreiches Wirken beſtimmt war.

Es war gegen ſieben Uhr Abends, als der Direktor zu ihr ging. Es war ein ſtürmiſcher Oktoberabend.

Der Wind ſchlug laut an die Fenſter der Gänge, die der Direktor durchſchritt.

In den Gängen ſelbſt war es deſto ſtiller. Die Tagesarbeit auch der Gefangenen war ſchon ſeit ſechs Uhr vollbracht. Sie waren dann ſämmtlich in ihre einſamen Zellen entlaſſen, hatten ihr einfaches und trauriges Abendbrot verzehrt, Brot und Waſſer, und ſich zur Nachtruhe hinlegen müſſen, um früh am anderen Morgen ihr nicht beneidenswerthes Tagewerk wieder zu beginnen.

Der Direktor kam in die Stube der Lehrerin.

Sie lag ermattet in einem alten Lehnſeſſel, der zu dem Inventarium des Zuchthauſes gehörte.

Der Direktor begrüßte ſie mit ſeiner ruhigen Freundlichkeit.

Sie ſind noch immer nicht wieder ganz wohl, liebe Hartmann?

Ich kann mich noch nicht erholen. Die Kräfte wollen nicht zurückkehren.

Sie haben eine ſchwere Krankheit durchgemacht, und Ihr Amt hier iſt ein ſo mühevolles!

Ich werde es hoffentlich doch bald wieder mit Freuden aufnehmen können.

Und leider kann ich Ihnen keine Hülfe dafür gewähren. Ich habe mich an die Regierung um eine Hilfslehrerin für Sie gewandt. Ich erhalte heute einen abſchlägigen Beſcheid. Man habe keine Fonds dafür. Für neue Knöpfe in der Armee und für neue Lieutenantsſtellen haben ſie immer Geld. Aber für Erziehung und Beſſerung der verwahrloſten Armen —. So habe ich leider keine Hilfe für Sie, wenn nicht der Zufall wieder eine Anna Eiſenhart hierherführt.

Nein, Herr Direktor, das wollen wir nicht hoffen, ſagte die Kranke.

Sie haben Recht, Frau Hartmann. Ein ſolches Herz und einen ſo reich gebildeten Geiſt in der Verbrecherwelt des Zuchthauſes zu ſehen, es iſt doppelt ſchmerzlich.

Wenn es der Armen nur gut gehen möchte! Sie war mir, trotz ihrer Jugend, die liebste Freundin meines Lebens geworden. Ich hätte eine Tochter nicht mehr lieben können.

Und sie verdiente es, sagte der Direktor.

Um so trauriger, fuhr die Kranke fort, ist für mich eine Entdeckung, die ich glaube gemacht zu haben, und zu deren Mittheilung ich Sie hatte hierher bitten lassen.

Lassen Sie sie hören.

Seit drei Tagen ist eine Frau Eisenhart hier eingeliefert.

Wegen liederlichen Herumtreibens und Taschendiebstahls. Ich habe leider noch nicht Zeit gefunden, ihre Akten genau durchzulesen und mich näher nach ihr umzusehen.

Der Hausvater hat mir von ihr erzählt. Sie ist danach eine durch die gemeinsten Laster und Verbrechen völlig heruntergekommene Person. Sie soll aber früher bessere Tage gesehen haben. Sie zeige noch Spuren davon, und das, Herr Direktor, hat mich in betrübender Weise an unsere gute Anna erinnert, von der wir eben sprachen. Wenn sie deren Mutter wäre! Der Gedanke quält mich. Wollten Sie nicht die Güte haben, sich näher zu erkundigen?

Auch den Direktor hatte der Gedanke ergriffen.

Ich muß Gewißheit haben, sagte er. Ich werde auf der Stelle die Akten einsehen. Ich bringe Ihnen noch heute Abend Nachricht.

Er wollte sich entfernen.

Ein Gefangenwärter hielt ihn auf.

Der Mann hatte ihm eine Meldung zu machen.

Herr Direktor, draußen ist eine fremde Dame, die Sie zu sprechen wünscht.

Hier im Zuchthause?

Gerade hier, bat sie. Und als ich ihr sagte, daß Sie bei der Frau Hartmann seien, wünschte sie, ich möge sie sofort hierher führen.

Ihr Name?

Sie nannte ihn mir nicht. Sie schien aber hier in der Anstalt bekannt zu sein.

Und Sie kannten Sie nicht?

Nein.

Der Gefangenwärter war erst seit einigen Monaten in der Anstalt.

Führen Sie sie her, befahl der Direktor.

Der Gefangenwärter ging.

Die Lehrerin war unruhig geworden.

Wenn es Anna Eiſenhart wäre?

Wie kommen Sie auf den Gedanken?

Es giebt ſo ſonderbare Fügungen und Schickungen des Himmels.

Sie ſollte der Himmel hierher zurückführen?

Und warum nicht? Warum nicht gerade ihr gütiges Geſchick? Der Himmel weiß und lenkt Alles am beſten.

Sie könnte ihre Mutter aufſuchen, meinte der Direktor.

Nein, nein! Meine Ahnung ſagt mir etwas Anderes.

Aber wir wiſſen gar nicht einmal, ob ſie es wirklich iſt. —

Sie war es.

Der Gefangenwärter öffnete die Thür.

Anna Eiſenhart trat in das Zimmer.

In demſelben grauen Anzuge, in dem ſie vor beinahe einem halben Jahre die Anſtalt verlaſſen hatte.

Ihr Geſicht war bleicher. Ihr Körper war zuſammengefallen.

Anna! riefen ſie Beide, der Direktor und die Lehrerin. Sie ſind es wirklich? Sie wieder hier?

Ja, ich bin es; ich bin wieder hier. Ich bin wieder hier, mit der Bitte, immer hier bleiben, meine Tage hier beſchließen zu dürfen.

Im Zuchthauſe?

Nur im Zuchthauſe iſt für mich Ruhe, Friede, Glück. Nur hier finde ich Liebe. Nur hier habe ich Ehre, wird die Ehre, die ich mir innerlich wieder erworben habe, auch äußerlich anerkannt. Und anders kann ich nicht leben.

Sie beugte ſich über die Lehrerin. Ihre Thränen fielen auf das kranke Geſicht.

Sie ſollen die alte Freundin in mir finden, ſagte die Kranke.

Und ich darf wieder Ihre Gehilfin ſein? Darum kam ich. Darum wollte ich bitten.

Und nach einer Gehilfin ſuchten wir, ſagte der Direktor. Jener Fonds, die die Regierung nicht hatte, bedürfen wir jetzt nicht. Nur ein Stübchen und nur die Koſt — das haben wir. Sie bleiben hier, Anna. Sie werden unſere treue Mitpflegerin an unſerem beſchwerlichen aber edlen Werke, der Beſſerung und Aufrichtung des leidendſten, des ärmſten Theils der Menſchheit.

Sie blieb.

Und ſie fand Alles, was ſie geſucht hatte. Sie wurde geliebt, geehrt

von Allen, mit denen ſie in Berührung kam; ſie hatte Ruhe, Frieden, Glück im Zuchthauſe! Und nachdem ſie die furchtbare dreifache Strafe des Verbrechens erduldet hatte.

Noch ein herber Schmerz ſollte ſie treffen.

Jene drei Tage vor ihrer Ankunft eingelieferte Frau Eiſenhart war wirklich ihre Mutter.

Das elende Weib war auf der Bahn des Laſters und der Verbrechen bis in den tiefſten Abgrund der Gemeinheit hinuntergeſunken. Sie konnte nur im Zuchthauſe enden, aber in der Schmach des Zuchthauſes.

Sie endete zum Glück bald.

Eine Lungenentzündung ergriff ſie wenige Tage nach ihrer Einlieferung. Der Arzt gab ſie auf.

Man konnte jetzt der Tochter die Anweſenheit der Mutter nicht mehr verhehlen.

Der Direktor ſelbſt führte ſie zu der Sterbenden.

Das Weib ſtarb, wie es gelebt hatte.

Ach, Du biſt auch wieder hier? Ich hatte Dich aufſuchen wollen. Ich dachte, Du wärſt nach Deiner Entlaſſung von hier doch noch eine vornehme, reiche Dame geworden. Aber ſo — nun, da habe ich auf der Welt nichts mehr zu thun, als zu ſterben!

Sie ging in den Armen der Tochter zur Ruhe ein. Die ewige Ruhe findet Jeder.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wir haben noch von dem Limberger Hofe da hinten in dem alten Weſtphalenlande zu berichten.

Wer auf den reichen Schulzenhof kommt, findet dort ein armes Bruderpaar.

Der Schulze Ernſt Limberg — er iſt vor der Zeit alt, faſt zum Greiſe geworden, aber er iſt mild und freundlich geblieben, wie er immer war. Er führt ſeinen Bruder Franz, der das Licht des Geiſtes nicht zurückerhalten hat.

Er muß ihn in jenen Gang führen, an dem die Prunkgemächer des Hauſes liegen. Wenn er dann an die Biegung kommt, ſo bleibt er ſtehen und er ſagt mit wichtiger und zuverſichtlicher Miene: Hier war die Diebin! Du kannſt es mir glauben, Bruder.

Dann geht er mit dem Bruder draußen auf den Hof unter die Eichen. Und unter einer alten Eiche laſſen ſie ſich Beide nieder. Der

Irre ſpielt mit dem Mooſe zu ſeinen Füßen. Der Schulze aber blickt in ſtiller Trauer zu der Stelle, an der vor vielen Jahren eine bildſchöne kranke Frauengeſtalt ausgeruht hatte, bis ſie Aufnahme in dem Schulzenhauſe fand, jene für ſein Leben verhängnißvolle Aufnahme.

Auch die Mamſell Katharina lebt noch. Aber ſie hat ſich in das Leibzuchtshaus zurückgezogen und Niemand ſieht ſie dort. Der Grund iſt folgender:

Der Limberger Hof hat doch an eine andere Familie kommen müſſen. Der Schulze hat ihn dem Sohne ſeines Schwagers, des Kaufmanns, verſchrieben. Der junge Mann wohnt ſchon darauf und bewirthſchaftet ihn. Mit ihm eine liebenswürdige junge Frau. Das kann die Mamſell nicht anſehen. Sie ſind ihr, trotz aller Verwandtſchaft, Fremde auf dem Hofe. Sie hatte über ſo Manches ſich hinwegſetzen können, über das aber nicht. —

Anna Eiſenhart — ſie iſt nach dem Tode der Frau Hartmann Lehrerin im Zuchthauſe geworden und wirkt ſegensreich — hat von jenen Zuſtänden auf dem Limberger Hofe nie etwas erfahren. Sie vermied, jemals ſich danach zu erkundigen. Sie hatte auch keine Gelegenheit dazu. Wohl ihr. So kann ſie ſich das Beſſere denken.

Sie hat ſchwer genug gebüßt, zu ſchwer, um noch unter dem harten Drucke des Gefühls fremden Unglücks und der eigenen Verſchuldung deſſelben erliegen zu müſſen.

Das Verbrechen hat ſo viele Strafen!

Ein Zweikampf.

Die Baronin Neurode ſchritt die große Freitreppe des Schloſſes Neurode hinunter. Unten an der Treppe hielt ein Reitknecht ein aufgezäumtes Reitpferd.

Die Baronin — ſie trug Reithut, Reitkleid, Reitpeitſche — ſchwang ſich in den Sattel. Sie war eine ſchwere, ſtarke Dame in der Mitte der funfziger Jahre. Sie ſchwang ſich dennoch leicht hinein.

Sagt dem Rentemeiſter, in einer Stunde ſei ich wieder da, befahl ſie dem Knechte.

Sie wollte davon ſprengen. Sie war eine geübte, muthige Reiterin. Sie war überhaupt eine muthige Frau.

In demſelben Augenblicke, wo ſie das Pferd wollte anſpringen laſſen, kam Jemand um das Schloß herum athemlos in den Schloßhof gerannt.

Die Baronin zog die Zügel des Pferdes an.

Was giebt es, Andreas? fragte ſie den Menſchen, der zum Schloſſe zu gehören ſchien.

Euer Gnaden, im Dorfe rotten ſich die Bauern zuſammen, mit Heugabeln und Senſen, mit Aexten und Flinten. Sie wollen hierher zum Schloſſe. Sie wollen keine Abgaben mehr bezahlen; ſie wollen Euer Gnaden zwingen, es ihnen zu unterſchreiben.

Der Menſch konnte vor Angſt, vor Schreck, vor Eile kaum ſprechen.

So? ſagte die Baronin ruhig. Iſt Deine Nachricht gewiß?

Ich komme aus dem Dorfe, Euer Gnaden, und habe die Leute ſelbſt geſehen. Sie zogen zuerſt in die Schenke —

Ja, ja, um ſich den Muth zu holen.

Und wie ſie mich ſahen, riefen ſie mir zu, ich ſollte nur hierher laufen und ſie anmelden, den Flug des rothen Hahnes könne ich dennoch nicht aufhalten.

Die Baronin war ferner ruhig geblieben.

Nun, der rothe Hahn fliegt ſo geſchwind nicht.

Digitized by Google

Mit den Worten verließ sie langsam den Sattel.

Führe das Pferd in den Stall zurück, befahl sie dem Reitknecht. Und dann rufe den Rentemeister zu mir

Sie stieg langsam und nachdenklich die Treppe zum Schlosse wieder hinauf. Sie machte schon Pläne der drohenden Gefahr gegenüber. Der Rentemeister, wenn er kam, konnte schon ihre nach allen Seiten hin entworfenen Anordnungen empfangen. Sie war auch eine entschlossene Frau.

Sie ging in ihr Zimmer, das oben im ersten Stock des Schlosses, vorn nach dem Schloßhofe hinaus lag.

Sie entledigte sich des Reitanzuges. In ihrer gewöhnlichen Hauskleidung erwartete sie den Rentemeister. Sie war in allen ihren Bewegungen ruhig und gemessen geblieben. Keine Spur von Aufregung oder Haß war an ihr zu entdecken.

Die Baronin Neurode war Wittwe, schon seit langen Jahren. Sie war ohne Kinder. Sie stand selbst der Verwaltung des großen Gutes Neurode und eines sonstigen sehr bedeutenden Vermögens vor. Nur der Rentemeister des Gutes unterstützte sie darin. Sie war eine außerordentlich thätige Frau, die selbst nach Allem sehen, Alles anordnen und leiten mußte. Jeden Tag ritt sie in Feld und Wald hinaus. Auch heute hatte sie einen solchen Ritt machen wollen. Er gehörte zugleich zu ihrer Nachmittagserholung. Es war Nachmittag.

Der Rentemeister kam.

Sie haben gehört, Kramer?

Ja, gnädige Frau. Nach den Vorgängen von gestern war es zu befürchten.

Ich hatte es erwartet. Wir müssen jetzt handeln. Die Bauern werden in Wuth sein. Sie werden noch mehr hineinkommen. Sie sind dann zu Allem fähig.

Und wir sind hier allein, Euer Gnaden.

Wollen sie schon jetzt den Kopf verlieren, Kramer?

Euer Gnaden wissen, daß das nicht meine Art ist.

Ja, ja. So hören Sie mir zu. Sie haben Recht, wir sind hier allein. Die wenigen Leute des Schlosses können einem bewaffneten, frechen, vom Schnaps erhitzten Haufen von vielleicht hundert Bauern keinen Widerstand leisten.

Man kann nicht daran denken, Euer Gnaden.

Wir haben auch von den benachbarten Edelsitzen keine Hülfe zu erwarten.

Jeder hat in dieſer Zeit mit ſich ſelbſt zu thun.

Auch aus der Kreisſtadt nicht. Sie iſt zwar kaum zwei Meilen entfernt, und in der erſten Stunde werden die Bauern nicht kommen. Aber das iſt ja eben in ſolcher Revolutionszeit das Schlimmſte, daß der Muth da, wo er am meiſten ſein ſollte, am wenigſten anzutreffen iſt.

Euer Gnaden haben leider Recht.

So bleibt uns nur die Hauptſtadt der Provinz mit ihrem Militair. Sie iſt fünf Meilen von hier. Ein reitender Bote erreicht ſie in zwei Stunden. Man wird Hülfe von da ſchicken, Cavallerie. Sie bedarf vier Stunden, um den Weg zurückzulegen. Königliche Pferde müſſen geſchont werden. Bis ſie ſich fertig machen und aufſitzen, iſt auch eine Stunde hingezogen. Es iſt jetzt vier Uhr. So können wir ſie kaum vor Mitternacht erwarten. Doch weiß ich keinen anderen Rath. Wiſſen Sie einen?

Nein, gnädige Frau.

So laſſen Sie ſofort einen Reitknecht ſich fertig machen. Geben Sie ihm das tüchtigſte Pferd. Ich ſchreibe unterdeß an den Regierungspräſidenten und den kommandirenden General.

Der Rentemeiſter ging.

Die Baronin ſetzte ſich an ihren Schreibtiſch und ſchrieb.

Nach zehn Minuten kam der Rentemeiſter zurück.

Der Reitknecht iſt fertig.

Die Baronin hatte zwei Briefe geſchrieben. Sie übergab ſie dem Rentemeiſter.

Hier. Befehlen Sie ihm noch einmal, daß er eilt. Sie kommen zu mir zurück.

Der Rentemeiſter verließ zum zweiten Male das Zimmer. Nach drei Minuten war er wieder da.

Die Baronin hatte ruhig ſeine Rückkunft erwartet.

Hören Sie mir weiter zu. Bis die Hülfe aus der Stadt kommt, müſſen wir uns in unſer Schickſal ergeben, das heißt, ihm ſo gut wie möglich zu entgehen ſuchen. Ich weiß dazu nur einen Weg. Die Keller des Schloſſes ſind maſſiv. Sie ziehen ſich unter dem ganzen Hauſe her. Alle Bewohner des Schloſſes und der Nebengebäude haben Platz darin. Wir ziehen uns dahin zurück. Wir ſind dort, wie in einer Feſtung. Um Mitternacht werden wir entſetzt. Laſſen Sie die Leute ſich hineinbegeben. Ihre werthvollen transportablen Sachen können ſie mitnehmen. Will aber der Eine oder der Andere ganz flüchten, das Schloß verlaſſen — es ſteht ihm auch das frei; wenn das Schiff zu Grunde gehen will, ſo

haben die Ratten ein Recht, ſich davon zu machen. — Beſorgen Sie jetzt Alles. — Sie zögern?

Der Rentemeiſter zögerte in der That. Er hatte etwas auf dem Herzen.

Gnädige Frau, die Bauern haben auch von dem rothen Hahn geſprochen.

Pah, die Hähne fliegen hier zu Lande nur auf die Düngerhaufen.

In ſolch trauriger, aufgeregter Zeit — und — Euer Gnaden wiſſen, die Bauern lieben Sie nicht.

Wann liebte ein Bauer ſeinen Herrn?

Der Rentemeiſter unterdrückte einen Seufzer. Er hatte noch wohl mehr, noch wohl viel auf dem Herzen.

Aber durfte er ſeiner Gebieterin ſagen, was freilich alle Welt von ihr ſagte, und was leider wahr genug war, durfte er ihr ſagen, daß ſie eine harte, hochmüthige, geizige Frau war, von keinem Menſchen in der Welt geliebt, von den Bauern als Bauernſchinderin verflucht, von ihren Leuten als Geizhals gehaßt, von ihren nächſten Verwandten als hartes und haſſendes Herz gefürchtet? Sie war ſo. Sie war immer ſo geweſen. Was half es da, was half es gerade jetzt, es ihr zu ſagen?

Sie war doch nachdenklich geworden.

Er wollte gehen.

Sie hielt ihn zurück.

Es bleibt bei meinen Anordnungen. Nur die beiden Kinder ſollen fort. Laſſen Sie den Kutſcher die große Kutſche anſpannen. Er ſoll ſie mit der Wärterin nach Marienfelde zu der Frau von Wolfsberg führen. Ich laſſe ſie bitten, ſie bis morgen bei ſich aufzunehmen.

Und die Mutter? fragte der Rentemeiſter.

Er fragte etwas ſchüchtern.

Die Baronin fuhr heftig, wie verletzt, auf.

Die?

Der Rentemeiſter hatte ſich mehr Muth gefaßt.

Trennen Euer Gnaden in ſo ſchweren Augenblicken die Mutter nicht von den Kindern, von ſo kleinen Kindern.

Die Baronin hatte ſich beſonnen.

Sie mag meinetwegen mitfahren, ſagte ſie, aber faſt widerwillig. Sie ſoll mitfahren, ſetzte ſie dann ſchnell mit ſteigender Heftigkeit, mit einer Art von Trotz hinzu. Sie ſoll. Ich laſſe es ihr befehlen, hören Sie?

Bringen Sie ihr ſofort meinen Befehl. Und dann kommen Sie hierher zurück. Ich muß wiſſen, was ſie geſagt hat.

Der Rentemeiſter verließ wieder das Zimmer.

Die Baronin mußte ein paar Mal raſch auf und ab gehen, ehe ſie ihre Ruhe wieder gefunden hatte. Dann kehrte ſie an ihren Schreibtiſch zurück.

Sie zog Schubfächer auf, ſie öffnete kleine verſchloſſene Käſtchen, ſie ſchnellte verborgene Springfedern auf. Ueberall lagen Papiere, werthvolle Documente. Sie nahm ſie heraus, ſie ſteckte ſie zu ſich.

In dem Zimmer ſtand ein zweiter, großer, feſter Sekretair. Sie öffnete auch ihn. Sie zog ein Fach auf. Es lagen koſtbare Schmuckſachen darin. Sie langte danach, um ſie gleichfalls zu ſich zu ſtecken.

In dem nämlichen Augenblicke öffnete ſich die Thür des Zimmers. der Rentemeiſter war zurückgekehrt.

Sie warf ſchnell das Fach wieder zu und verſchloß den Sekretair. Sie traute ſelbſt dem treuen Beamten nicht. Der Geiz traut keinem Menſchen.

Nun? fragte ſie den Zurückkehrenden.

Die Frau Baronin macht ſich ſchon zur Abreiſe fertig.

Was ſagte ſie?

Sie unterwarf ſich ſtill dem Befehle Euer Gnaden.

Ich glaube es. Und ſie hatte kein Verlangen, Abſchied von mir zu nehmen?

Die Baronin fragte es mit einem übermüthigen, faſt rohen Hohn.

Sie war nur bedacht, dem Befehle Eurer Gnaden nachzukommen, antwortete der Rentemeiſter ausweichend, aber nicht ohne eine gewiſſe Betrübniß.

Das iſt die Liebe zu der Tante! fuhr die Baronin mit bitterem Lachen fort. — Aber wo trafen Sie ſie? Ich habe ſie den ganzen Tag nur einen Augenblick geſehen, und ſie kam mir ſo ſonderbar vor.

Die Frau Baronin kam ſo eben aus dem Garten.

Die Baronin fuhr auf.

Aus dem Garten? Was machte ſie im Garten? Um dieſe Jahreszeit? Bei dieſem kalten Wetter? Ich meinte, ich hätte ſie heute Morgen ſchon einmal da unten geſehen, in der Kaſtanienallee! Was hatte ſie im Garten gemacht?

Ich kann es Euer Gnaden nicht ſagen, antwortete der Rentemeiſter und verließ raſch das Zimmer.

Er wollte weiteren Fragen ausweichen. Das Geſpräch war ihm un-

heimlich geworden. Die Baronin, die ruhige, gemeſſene Frau, war in Eifer gerathen, wie immer, wenn ſie über ihre Rechte ſprach.

Er ließ ſie in dieſem Eifer zurück.

Er hatte ſie zum letzten Male geſehen.

Niemand ſah ſie lebend wieder.

Die Bewohner des Schloſſes waren emſig beſchäftigt, ihre Sachen in die Kellergewölbe zu flüchten. Es nahm Zeit weg, wie ſehr ſie ſich auch beeilten. Jeder ſuchte zu retten, ſo viel und ſo lange er konnte. Wachen waren aufgeſtellt, zeitig die Ankunft der Bauern zu melden.

Die Gutsherrin hatte unterdeß Keiner geſehen. Sie wird gleichfalls retten, dachte man, ihr Geld, ihre Gold- und Silberſachen, ihre Juwelen. Sie hat ſo viel; und ſie wird es an einem Orte verbergen, den Niemand kennt und kennen ſoll, als ſie. Darum ſieht man ſie nicht.

Der Rentemeiſter war mit den anderen beſchäftigt, doppelt ſo viel als ſie, er mußte für ſie mit ſorgen, er wurde von allen Seiten in Anſpruch genommen; er war ein braver, gefälliger Mann.

Er hatte darüber die Gutsherrin vergeſſen, oder er dachte, wie die Andern.

Er hatte auch die junge Baronin vergeſſen, die Mutter, die mit ihren Kindern das Schloß verlaſſen ſollte. Plötzlich erinnerte er ſich ihrer. Er hatte ihr verſprochen, ſie zum Wagen zu führen, wenn dieſer fertig ſei.

Der Wagen war längſt fertig. Der Kutſcher wartete ſchon ſeit einer ſtarken halben Stunde.

Er eilte zu dem Zimmer der Baronin. Sie wohnte im erſten Stock des Schloſſes, wie ihre Tante, aber von dieſer entfernt in einem Seitenflügel. Sie wohnte dort mit ihren Kindern.

Er ging zuerſt in die Kinderſtube. Die Wärterin war mit den Kindern allein da. Sie waren zur Abreiſe fertig. Auch ſie hatten ſchon lange gewartet.

Er ging zu der Mutter. Sie wohnte zwei Stuben weiter. Er fand ſie allein.

Sie ſaß wartend, aber bleich und erſchöpft von der Angſt auf dem Sopha. Sie ſprang bei ſeiner Ankunft auf. Aber ſie zitterte ſo heftig, daß ſie ſich kaum aufrecht halten konnte. Er mußte ihr ſeinen Arm geben und ſie führen.

Er führte ſie zu dem Wagen. Die Wärterin mit den Kindern folgte. Er hob ſie in den Wagen.

Der Wagen fuhr davon. Es war noch eben Zeit; das Herannahen

der Bauern wurde angekündigt. Der Wagen rollte in einer entgegengesetzten Richtung davon.

Eine arme, eine tief unglückliche Frau fuhr mit ihren Kindern davon. —

Die alte Baronin von Neurode war ohne Kinder. Ihr Mann war schon wenige Jahre nach der Hochzeit verstorben. Sie hatte nicht wieder geheirathet. Aus mehreren Gründen nicht. Ihre Ehe war keine glückliche gewesen. Ihr Charakter — und sie kannte sich — war ein stolzer, unbeugsamer, herrschsüchtiger. Endlich, sie selbst war zwar von gutem alten Adel, aber arm. Neurode und Alles, was sie sonst besaß, rührte von ihrem verstorbenen Mann her, und sie hatte nur, so lange sie lebte, den Nießbrauch davon. Nach ihrem Tode fiel, den nähern Bestimmungen in dem Testamente ihres Mannes zufolge, Alles an dessen nächste Verwandte zurück.

Diese nächsten Verwandten waren zwei Söhne von zwei Brüdern ihres Mannes. Der Sohn des älteren Bruders war zunächst zum Erben eingesetzt; erst wenn er ohne Kinder starb, konnte der Sohn des jüngeren Bruders zur Erbschaft gelangen.

Der ältere Bruder, er war schon vor dem Baron gestorben, hatte auf einem Vorwerke von Neurode gelebt. Er war Krüppel an Geist und Körper. Er hatte eine Wittwe hinterlassen, die wenige Jahre nach ihm starb, und einen Sohn, der Krüppel geworden und geblieben war, wie sein Vater. Er war der nächste Erbe, der künftige Herr von Neurode. Die Baronin nahm ihn nach dem Tode seiner Mutter ganz auf das Schloß und unter ihre Befehle.

Der jüngere Bruder des Barons war Offizier. Sein ältester Sohn wollte gleichfalls Soldat werden. Er war der künftige Herr von Neurode, wenn sein älterer Vetter, der Krüppel, ohne Kinder starb.

Die Baronin hatte auch eine eigne Verwandte zu sich genommen, eine Nichte, die blutarm, aber bildschön war.

Sie hatte ihren Plan mit ihr. Die schöne, aber arme Nichte sollte die Frau des reichen, krüppelhaften Erben von Neurode werden.

Ihr Plan fand bei den jungen Leuten keinen Widerstand.

Der imbecille Krüppel, Alphons von Neurode, hatte zwar die Tücke der Imbecillität, aber seiner gnädigen Tante gegenüber kannte er nur blinden Gehorsam und unbedingte Unterwerfung. Und das junge Mädchen war so schön.

Emma von Holzhauſen war das ſanfteſte, beſcheidenſte Kind, das man ſehen konnte. Mit ihrem braven, weichen Herzen liebte ſie die ganze Welt, am meiſten ihre Tante, die ihre Wohlthäterin war, der ſie Alles verdankte. Auch dieſe Verbindung mit dem Krüppel ſollte ja nur ihr künftiges Glück begründen und befeſtigen.

Als der Krüppel zwanzig und Emma funfzehn Jahre alt war, verlobte die Tante ſie feierlich. In zwei Jahren, weil die Braut noch zu jung ſei, ſollte die Hochzeit ſein.

Da wäre doch der Plan der Baronin beinahe vereitelt worden.

Zu der feierlichen Verlobung war Robert von Neurode, der zweite Vetter des verſtorbenen Barons, der Erbe des nächſten Erben von Neurode, wenn dieſer ohne Kinder ſtarb, zum erſten Male nach Neurode gekommen. Er war damals achtzehn Jahre alt. Er war ſo eben Fähndrich geworden. Er war ſchön, in der Uniform für die junge Braut, die ſeit ihrer Kindheit auf dem einſamen Gute der geizigen Tante gelebt hatte, doppelt ſchön. Sie war dem jungen Fähndrich die einzige Schönheit, die er je meinte geſehen zu haben. Friſch und geſund, munter und luſtig waren ſie Beide. Sie wurden bald unzertrennlich. Aber ſie blieben unbefangen. So konnten ſie ſich trennen.

Doch einer unwiderſtehlichen Sehnſucht ihrer Herzen konnten ſie dann nicht mehr gebieten. Nach wenigen Wochen war der Fähndrich wieder auf Neurode. Das Mädchen jauchzte ihm entgegen. Sie mußten ſich wieder und wieder trennen, der Dienſt, das Offiziersexamen des jungen Mannes und Anderes forderte es. Die Sehnſucht, ſich wiederzuſehen, wurde in ihren Herzen nur immer brennender.

Der Krüppel gewahrte nichts von dem Allem.

Der Tante fiel es zuletzt auf. Sie erſchrak, ſie wurde wüthend, ſie wollte abwehren. Und nun entdeckten es auch die Beiden.

Robert von Neurode war nie der Liebling der Baronin geweſen. Er hatte bei aller ſeiner Unbefangenheit einen freien, unabhängigen, ſtolzen Charakter. Er konnte der Tante nicht einen blinden Gehorſam zeigen. Ihre Herrſchſucht reizte vielmehr ſeinen Widerſtand; ihr Geiz hatte ihn ſchon gegen ſie erbittert. Sie haßte ihn dafür.

Als ſie ſeine Liebe zu dem Mädchen und die Liebe des Mädchens zu ihm bemerkte, jagte ſie ihn vom Schloſſe. Er ſollte es nie wieder betreten.

Nachdem ſie dann ſpäter erfahren, vielleicht auch wohl nur Verdacht hatte, daß der junge Offizier heimlich in der Nähe des Schloſſes geweſen

und daß die Beiden ſich im Schloßpark geſehen hätten, ſetzte ſie kurz und gut einen nahen Tag der Hochzeit Emma's mit dem Krüppel an.

Die unglückliche Braut wollte in Thränen zerfließen, härmte und grämte ſich ab — aber ſie kannte keinen Willen, als den ihrer Tante, ſie hielt ſich an ihr Verſprechen, an ihre Pflicht gebunden. Sie mußte dem ſchwachſinnigen Krüppel ihre Hand reichen. Sie wurde deſſen Gattin.

Robert von Neurode hatte an demſelben Tage auf ſein Anſuchen einen mehrjährigen Urlaub und die Erlaubniß erhalten nach Algier zu gehen, um dort in der franzöſiſchen Armee an den Kriegen gegen die Mauren und Kabylen Theil zu nehmen. Er war ſofort abgereiſt.

Seit dem Tage war aber auch von Schloß Neurode der Reſt des Glückes entwichen, das in reichem Maße wohl ſeit langer Zeit nicht dageweſen war. Hatte die alte Baronin von Neurode in keiner glücklichen Ehe gelebt, ihre junge Nichte lebte in einer unglücklichen, traurigen.

Und die alte Baronin ſelbſt trug nicht wenig dazu bei. Sie hatte nie einen Menſchen geliebt, aber manchen gehaßt. Am meiſten hatte ſie in neueſter Zeit ihren Neffen Robert gehaßt, weil er einen ſelbſtſtändigen Charakter hatte, ihr widerſprach, zuletzt ſogar ihre Pläne durchkreuzte. Als der junge Mann fort war, übertrug ſie dieſen ganzen Haß auf ihre Nichte, die er geliebt, die ihn wieder geliebt hatte, die er noch, die ihn noch liebte. Sie regte ſelbſt die Eiferſucht des Krüppels und dann die Tücke des Schwachſinnigen gegen die eigene Frau auf. Die arme, junge Frau hatte die Tage der Hölle auf Erden. Sie hatte ihrem Gatten zwei Kinder geboren, zwei hübſche Kinder, einen Knaben und ein Mädchen. Sie durfte die Kinder kaum herzen.

Der Krüppel ſtarb nach drei Jahren. Sein gebrechlicher Körper war immer auch ein ſchwächlicher geweſen. Die junge Wittwe kam aus dem Regen unter die Traufe. Durch ihr liebloſes, hartherziges Benehmen gegen den kränklichen Gatten habe ſie ſeinen frühzeitigen Tod herbeigeführt. Sie ſei ſeine Mörderin. Das waren die neuen Vorwürfe des Haſſes der Tante. Ihre Kinder wurden ihr mehr vorenthalten, als vorher. Sie habe den Vater getödtet um des Buhlen in Algier willen, da ſeien die armen Kinder keine Stunde vor ihr ſicher.

Die arme junge Frau! Sie litt in Geduld um ihrer Pflicht, ihrer Ehre, ihrer Kinder willen. Wie oft die Verzweiflung den Faden dieſer Geduld mochte zerreißen wollen, welche Bitterkeit in ihrem Gemüthe ſich mehr und mehr anſetzte und zuletzt ſich ganz und gar feſtſetzte — Gott

Digitized by Google

allein mochte es wiſſen, die Arme hatte keinen Menſchen, dem ſie ſich vertrauen konnte.

Es kam ein Anderes hinzu, und da reichte freilich die bloße Geduld nicht aus, ſie mußte den entſchiedenſten Widerſtand entgegenſetzen.

Die alte Frau von Neurode hatte einen entfernten Verwandten, der als Kammerrath in der Hauptſtadt der Provinz angeſtellt war. Er hatte die Baronin ſchon früher zuweilen beſucht. Nachdem die junge Frau, ſeine Couſine, wie er ſie nannte, Wittwe geworden war, kam er öfter. Er war ein gewandter Domainen- und Finanzmann. So konnte er der Tante manchen guten Rath geben; ſie nahm dieſen mehr und mehr in Anſpruch, und zuletzt war er ihr unentbehrlich geworden. Da wurde er auch ihr Liebling und ihr Tyrann. Der Kammerrath von Rohner konnte nur von ſich abſtoßen oder tyranniſiren.

Er hatte ſeine Augen auf die ſchöne junge Wittwe geworfen, vielleicht ſchon zu Lebzeiten ihres Mannes. Die ſchöne Frau war zugleich eine gute Partie. Fiel auch Neurode auf ihre Kinder, ſo hatte ſie doch nach dem Tode der Tante, die nicht ewig leben konnte, Verwaltung und Nießbrauch von Neurode, wie jetzt die Tante es hatte. Welche Ausſicht für einen guten Domainen- und Finanzmann, der zudem nichts als ſeinen Gehalt hatte!

Er bewarb ſich um die arme Frau.

Die Tante unterſtützte lebhaft ſeine Werbung, ſchon aus Haß gegen die Nichte, die mit dieſem Manne unglücklich werden mußte, um ſo lebhafter und entſchiedener, je entſchiedener die junge Frau den widerwärtigen Menſchen zurückwies.

Der Herr von Rohner war freilich nicht der Mann, darum zurückzuweichen.

So ſtanden die Sachen auf Schloß Neurode zur Zeit des Bauernüberfalls. —

Die Bauern waren am Schloſſe angelangt. Sie waren trotz ihrer Aufregung in ziemlicher Ruhe angekommen. So ſtellten ſie ſich vor der großen Freitreppe auf.

Thüren und Fenſterläden waren feſt verſchloſſen. Kein Menſch war zu ſehen. Nur oben in einem Fenſter erſchien der Rentemeiſter.

Was ſie wollten? rief er zu ihnen hinunter.

Sie wollten ins Schloß, um mit der gnädigen Frau zu ſprechen.

In das Schloß werde man nur eine Deputation hineinlaſſen, drei unbewaffnete Männer, die ihre Bitten vortragen könnten.

Eine Deputation, die gebeten habe, sei schon gestern da gewesen, aber von der gnädigen Frau schnöde zurückgewiesen. Sie wollten jetzt Alle ins Schloß, oder die gnädige Frau sollte zu ihnen herauskommen.

Die Baronin war auch in den letzten Augenblicken von keinem Menschen gesehen. Die Leute waren besorgt, ängstlich geworden. Der Rentemeister hatte sie selbst gesucht, er hatte sie durch alle Theile des Schlosses suchen lassen. Sie war nirgends zu finden. Man hatte laut ihren Namen gerufen, überall, in Gängen, Zimmern, auf den Böden. Nirgends eine Spur, nirgends eine Antwort. Man suchte noch, während die Bauern da waren.

Der Rentemeister mußte diesen zuletzt mittheilen, daß die gnädige Frau nirgends aufzufinden sei, daß man sie schon seit einer Stunde vergeblich suche.

Bis dahin hatten sie sich nur mühsam ruhig verhalten. Um so schneller und heftiger wurden sie tumultuarisch.

Das sei eine einfältige, grobe Lüge. Man wolle sie zum Besten halten. Im Augenblicke solle die Gutsherrin erscheinen.

Der Rentemeister mochte die Wahrheit seiner Worte so hoch und theuer versichern, wie er wollte, man glaubte ihm um so weniger.

Komme die Gutsherrin nicht in zehn Minuten gutwillig zu ihnen heraus, so werde der rothe Hahn sie heraustreiben.

Sie zerstreuten sich sofort, ihren Worten die That folgen zu lassen. Sie schleppten an den vier Enden des Schlosses Holz und Reiser zusammen, so viel sie finden konnten.

Der Rentemeister erbot sich ihnen das Schloß zu öffnen, damit sie selbst darin suchen könnten.

Es war vergebens.

Sie hatten keine Lust lange zu suchen. Die Baronin sollte herauskommen.

Sie kannten den Stolz und Trotz der Gutsherrin. Nur darum wolle sie sich nicht zeigen, meinten sie. Daher waren sie auch überzeugt, daß sie nicht fort, namentlich nicht entflohen war.

Die Baronin kam nicht zum Vorschein.

Sie forderten den Rentemeister auf, mit den anderen Leuten das Schloß zu verlassen. Es sei ihnen nur um die Baronin zu thun. Die müsse aber heraus, und sollte das ganze Schloß niederbrennen.

Alles verließ das Schloß, mit bleichen, ängstlichen Gesichtern. Die Baronin war nicht darunter.

Digitized by Google

Die Bauern waren mit jedem Augenblick wüthender geworden.

Sie ſteckten das Schloß an ſeinen vier Ecken in Brand.

Die Baronin kam nicht hervor.

Es giebt keinen Dämon, der wilder die Leidenſchaften des Menſchen anfacht und hoch treibt, als der des Feuers.

Das maſſive Schloß brannte nur langſam. Die Brandſtifter drangen in das brennende Gebäude und raubten und plünderten darin, bis es einſtürzte.

Von der Baronin wurde keine Spur gefunden.

Einzelne drangen in die verlaſſenen Nebengebäude des Schloſſes, nur um noch mehr zu zerſtören. Die wilde, zügelloſe Wuth war einmal über ſie gekommen.

Ein Haufe von ſechs Mann war in den Park gedrungen.

Sie gelangten zu einem kleinen Pavillon am Ende einer Allee, ungefähr dreihundert Schritte vom Schloſſe entfernt. Die Fenſter waren mit Jalouſieen verſchloſſen. Die Thür ſtand zu.

Hinein! riefen ſie. Sie wollten auch hier zerſtören.

Einer wollte die Thür einrennen. Es bedurfte deſſen nicht. Als er das Schloß anfaßte, öffnete es ſich. Die Thür hatte unverſchloſſen nur im Schloſſe gelegen. Sie flog auf. Die Wüthenden wollten hineinſtürzen.

Sie ſtürzten entſetzt zurück.

Mit ihnen war der helle Schein des Feuers in den Pavillon gedrungen.

In dem Schein lag vor ihnen die Leiche der Gutsherrin. Sie lag im Blut, das Geſicht zerſchmettert.

Fort war die Wuth, die Wildheit der Aufrührer, der Brandſtifter, der Räuber und Plünderer. Da war ein Mord. Sie hatten ihn nicht begangen, aber mußte er nicht dennoch über ſie kommen?

Die Angſt bleichte ihre Geſichter, ſchüttelte ihre Glieder. Sie flohen zu den Anderen zurück.

Die Gutsherrin liegt ermordet im Pavillon!

Es war eine Schreckenskunde, die in Allen die Wuth auslöſchte, die Alle lähmte.

Sie ſchlichen entſetzt und ſtill nach Hauſe, als wenn ſie die Mörder wären.

Wer iſt der Mörder? fragten ſie Einer den Andern. Keiner wußte

es. Keiner konnte es nur errathen. Ein Beweis, daß Keiner von ihnen es war. War es einer von ihnen, ſo waren alle die Andern frei. Jetzt waren ſie es Alle.

Gegen Mitternacht langte eine Eskadron Huſaren aus der Hauptſtadt der Provinz an. Der Feuerſchein, der viele Meilen bis hoch zum Himmel hinauf zu ſehen war, hatte ihren Marſch beſchleunigt.

Andere Hülfe war nicht gekommen. Die Adeligen in der Nachbarſchaft hatten ſelbſt ihre Noth, wie ſchon die Baronin geſagt hatte. Und in den Städten umher? Auch in der Kreisſtadt?

Es war im März des Jahres 1848. Da hatte, wer Muth hätte haben ſollen, keinen.

Später, als das Jahr vorüber war, da war er ihnen wieder gekommen; es war der Muth des Haſſes, der Rache für die frühere eigene Feigheit.

Die Verſtändigern der Bauern waren ſchon vor der Ankunft der Huſaren zuſammengetreten, um zu berathen, was zu thun ſei. Sie erkannten das Unglück, das ſie angeſtiftet, das noch größere Elend, das ſie ſich ſelber bereitet hatten. Sie mußten die Folgen auf ſich nehmen, nur nicht die des Mordes, an dem jeder Einzelne ſich, an dem ſich Alle unſchuldig fühlten. Sie ergaben ſich freiwillig dem Rittmeiſter der Eskadron als Gefangene. Sie zeigten ihm auf der Stelle den Mord an.

Der Rittmeiſter war mehr als ein gewöhnlicher Soldat. Er ließ ſofort den Pavillon und die Leiche bewachen. Er ſandte dann zur Kreisſtadt und ließ die Behörde auffordern, ihre Schuldigkeit zu thun.

Unter dem Schutze der Soldaten waren ſie da.

Auch eine Gerichtsdeputation fand ſich früh am andern Morgen ein, um die Unterſuchung der verübten Verbrechen zu führen. Am meiſten kam es auf den an der Gutsherrin verübten Mord an. Deſſen Thatbeſtand mußte zu allernächſt feſtgeſtellt werden.

Im Pavillon fand das Gericht Alles ſo, wie die Huſaren es gefunden hatten. Die Huſaren hatten Alles in dem Zuſtande angetroffen, wie die eindringenden Bauern es zuerſt entdeckt hatten.

Der Pavillon lag mitten in einem dichten Bosket. Zu dem Bosket führte vom Schloſſe her eine mehrfach ſich krümmende Allee, durch das Bosket ein ſchmaler, gewundener Fußpfad.

Der Pavillon beſtand aus einem einzigen runden Gemache zu ebener Erde, mit einem Durchmeſſer von funfzehn Fuß.

Es führte eine verſchließbare Thüre hinein. Die Thür lag nur im

Digitized by Google

Schloß. Ein Schlüssel steckte nicht darin, konnte auch nicht aufgefunden werden.

Das Gemach hatte drei Fenster, eins zu jeder Seite der Thür, das dritte der Thür gegenüber. Sie waren von innen mit Läden, von außen mit Jalousieen versehen. Die Läden und Jalousieen von den beiden Fenstern neben der Thür waren verschlossen. Der Laden an dem dritten Fenster stand ganz offen, der eine Flügel der Jalousieen war halb aufgezogen, so daß von unten Licht durchfallen konnte.

Das Gemach war möblirt. Es befanden sich darin ein Sopha, sechs Polsterstühle, ein runder Tisch, ein Spieltisch, ein Spiegel, unter diesem ein Tisch mit einer Marmorplatte.

Der runde Tisch stand in der Mitte des runden Zimmers. Spiegel und Marmortisch waren ihm gegenüber an der Mauer zwischen den beiden Fenstern rechts von der Thür und der Thür gegenüber.

Zwischen dem runden Tische und dem Marmortische lag die Leiche der Gutsherrin am Boden ausgestreckt, mit dem Kopfe nach dem Marmortische hin.

Sie war völlig angekleidet, in ihrer gewöhnlichen, täglichen Kleidung.

Ihre Kleider waren blutig, sie lag in Blut.

Das Blut war aus einer einzigen Wunde geflossen. Diese war an der rechten Schläfe. Sie war groß, breit, unregelmäßig; der Schädelknochen war gebrochen.

Mit welchem Gegenstande die Wunde zugefügt sei, war sofort zu erkennen.

Der Marmortisch unter dem Spiegel hatte scharfe Kanten. Die nach der Thür zu war blutig. Sie paßte genau zu der Gestalt und übrigen Beschaffenheit der Wunde. Sie war in die Schläfe eingedrungen gewesen, hatte sie verletzt, den Schädelknochen zerbrochen.

Die Verletzung war eine unbedingt tödtliche gewesen.

Auch über die Art und Weise, wie sie entstanden war, konnte kein Zweifel sein. Es lag danach klar eine Tödtung durch die Hand eines Dritten vor, und es konnte weder an einen Unglücksfall, noch an einen Selbstmord gedacht werden.

Die Verstorbene war gewaltsam und zwar unter Anwendung von ungewöhnlicher Gewalt, mit ihrem Gesichte auf die starke und harte Kante der Marmorplatte geworfen oder gestoßen. Dies war sogar zweimal geschehen; der Schädel war doppelt gebrochen, in einer Weise, daß ein doppeltes Stoßen oder Werfen dazu nöthig gewesen war.

Der Tod, wenigſtens eine völlige Bewußtloſigkeit, war augenblicklich erfolgt. Dafür ſprach auch das Liegen der Leiche gleich an dem Marmortiſche.

Daß außer der Ermordeten ſich Jemand in dem Pavillon befunden habe, davon fand ſich nicht die mindeſte Spur vor.

Wer war der Mörder? Wann war der Mord verübt? Wie war die Ermordete nur in den Pavillon gekommen?

Wer in der Welt konnte die Fragen beantworten, oder wollte es, wenn er es konnte.

Der Pavillon diente nur im Sommer zum Aufenthalte, während der heißen Nachmittagsſtunden. Im Winter kam Niemand hinein, obgleich die wenigen Möbel darin blieben. Seit einem halben Jahre hatte, ſo viel man wußte, kein Menſch hineingeſehen. Der Schlüſſel hatte nebſt andern Parkſchlüſſeln in einem offenen Korridor im Schloſſe an einem Nagel gehangen. Die anderen waren noch da, er fehlte; ſeit wann, wußte man nicht, Niemand hatte ihn vermißt.

Der Verdacht des Mordes war trotz alledem zunächſt auf die ſengenden und plündernden Bauern gefallen. Er mußte eben ſo ſchnell gegen ſie ſchwinden. Sie hätten Einen angeben können, und ſie hatten außer dieſem Einen Alle das dringendſte Intereſſe, es zu thun. Wäre der Mord von ihnen ausgegangen, ſo hätte auch irgend ein Raub an der Lebenden oder an der Todten müſſen ſtattgefunden haben. Allein man fand an ihren Fingern ihre Ringe, an ihrer Bruſt ihre Broſche, in ihrer Taſche ihre Börſe, und neben der Börſe für faſt Hunderttauſend Dokumente, Schmuckſachen, ſelbſt Goldrollen. Es zeigte ſich keine Spur, daß etwas fehlte, oder fortgenommen geweſen und wieder an ſeinen Platz gebracht ſei. Von den Bauern war keiner der Mörder.

Wer war es dann?

Von den Leuten des Schloſſes Einer? Aber ſie waren in der ganzen Zeit, wo der Mord geſchehen ſein mußte, immer beiſammen geweſen. Auch konnte Keiner bezeichnet werden, der nur im Entfernteſten der That fähig zu erachten geweſen wäre.

Wer war ſonſt noch da?

Den Rentemeiſter hatte es einmal durchzuckt, wie die Verſtorbene aufgefahren war, als er ihr mitgetheilt, die junge Baronin ſei aus dem Garten gekommen, und wie ſie dabei geſagt, ſie habe die Nichte ſchon am Morgen in der Kaſtanienallee geſehen. Die Kaſtanienallee führte zu dem Bosket, in dem der Pavillon lag. Aber er mußte ſich ſofort ſelbſt ſtra-

fen für den frevelhaften Schluß, den er freilich nur in dem erſten Aufzucken hatte anknüpfen wollen. Wie konnte jene ſtille, ergebene, erhabene Dulderin nur in ihren Träumen mit einem ſolchen Verbrechen in Berührung kommen? Es war ein Verbrechen, das zu denken. Es war zugleich ungereimt: die junge Baronin war eine zarte, ſchwache Frau, und nur eine angeſtrengte, ungewöhnliche Manneskraft hatte den Mord vollführen können.

Ein Anderer, ein Fremder mußte der Urheber des Verbrechens ſein. Aber auch da war Alles dunkel. Daß die Verſtorbene, in der Vorausſicht deſſen, was ſich ſpäter wirklich ereignet hatte, ſchon frühzeitig, während ſich die Anderen in die Kellergewölbe zu retten ſuchten, die Gelegenheit wahrgenommen habe, ſich unbemerkt mit ihren Schätzen in den Pavillon zu flüchten, in dem ſchwerlich Jemand ſie ſuchen werde, das ließ ſich allenfalls annehmen. Aber dann hätte ſie ſich auch dort verſchloſſen, und wer hätte ohne alle Gewalt zu ihr eindringen können? Und nirgends zeigte ſich die Spur einer Gewalt, weder an ihrer Thür noch an den Fenſtern, noch ſonſt wo. Wo wäre dann auch, zumal da die Thür offen gefunden war, der Schlüſſel des Pavillons geblieben?

Gericht, Polizei, Rentemeiſter, Alle ſuchten und riethen ſie vergebens nach dem Thäter.

Ein Zufall verſprach Licht, wenigſtens eine Spur.

Während die Beamten, und zwar an dem Schauplatze des Verbrechens ſelbſt, mit der Unterſuchung beſchäftigt waren, trat auf einmal ein Fremder zu ihnen in den Pavillon.

Es war ein großer, etwas hagerer Mann, in der Mitte der dreißiger Jahre. Sein Geſicht war eingefallen, aber wie vertrocknet; die Farbe war grau. Sein Haar war glänzend ſchwarz. Schwarze, große Augen konnten trotz ihrer Größe unter buſchigen, dunklen Augenbrauen ſich lauernd verbergen. Er war im Reiſeanzug. Er mußte ſo eben vom Pferde geſtiegen und ſofort hergeeilt ſein. So trat er in den Pavillon, mit den Augen überall umherſpähend, als wenn er Alles durchforſchen wolle, dennoch leicht, aber zugleich übermüthig, faſt frech in ſeinen Bewegungen. Es lag etwas unbeſchreiblich Zuverſichtliches, Herrſchſüchtiges und Unangenehmes in der ganzen Erſcheinung, und der Mann gab ſich nicht die geringſte Mühe es zu verbergen.

Henker oder Mörder? konnte Einem auf den Lippen ſchweben, wenn man ihn genauer anſah.

Sein Auge hatte ſofort den Chef der Unterſuchungskommiſſion entdeckt. Er wandte ſich an ihn.

Der Herr Kriminaldirektor aus B.?

Ja, mein Herr.

Kammerrath von Rohner, Neffe der Verſtorbenen. Ich höre, Sie haben den Mörder noch nicht ermittelt?

Könnten Sie mir vielleicht Thatſachen zu ſeiner Ermittelung an die Hand geben? fragte der Beamte, verletzt durch das anmaßende Benehmen des Fragenden.

Der Herr von Rohner antwortete nicht.

Seine großen Augen ſpäheten, von den dichten Augenbrauen halb verdeckt, ſchärfer in dem Gemache umher. Sie trafen auch die Leiche der Ermordeten, die, wenn auch nicht eigentlich ſeine Tante, doch ſeine Verwandte und in Freundſchaft ihm zugethan geweſen war. Irgend ein Gefühl zeigten ſie nicht. Sie lauerten und ſpäheten nur.

In welcher Weiſe wäre nach Ihrer Anſicht die That verübt? fragte er dann den Kriminaldirektor.

Wir wiſſen es eben nicht.

Ein Raub hat nicht ſtattgefunden.

Nein.

Hier iſt noch Alles in der Lage, in welcher man es zuerſt angetroffen hat?

Ja.

So haben die Bauern den Mord nicht verübt.

Woraus ſchließen Sie das?

Die Bauern konnten nur zu der Verſtorbenen eindringen, die ſchon vor ihnen hier war.

Es iſt anzunehmen.

Den Mord muß aber Jemand verübt haben, der ſchon vor der Ermordeten hier war, zu dem ſie herein kam.

Ihre Gründe, mein Herr?

Die rechte Schläfe der Ermordeten iſt verletzt; durch dieſen Marmortiſch, der rechts von der Thür ſteht. Einem nach ihr Eindringenden ſtand die Verſtorbene mit der linken Seite nach der Marmorplatte hin gegenüber. Habe ich Recht, mein Herr?

Sie hätten darin Recht.

Der Angriff eines Eindringenden hätte ihre linke Seite auf die

Platte werfen müſſen. Alles war anders, wenn ſie bei ihrem Eintreten in das Gemach angegriffen wurde.

Sie ſetzen einen Angriff Stirn gegen Stirn voraus, mein Herr.

Meine Tante zeigte Niemandem feig den Rücken, verſetzte der Herr von Rohner mit einem unbeſchreiblichen Hochmuthe.

Dann ging er weiter ſuchend in dem Gemache umher.

Sie haben doch Alles genau hier durchſucht? fragte er dabei.

Der Direktor gab ihm keine Antwort. Außer dem Hochmuthe ſchien ihn auch eine zweite Ueberlegenheit des Mannes zu verletzen, die er ſich nicht wegleugnen konnte, und — die ſich noch mehr zeigen ſollte.

Aber mein Herr, was iſt denn das? rief der Suchende auf einmal.

Er ſtand vor dem Sopha, zwiſchen welchem und dem Marmortiſche die Leiche lag. Seine Augen hatten unter dem Möbel umhergeſpäht. Er bückte ſich. Er wollte nach etwas langen, er zog die Hand zurück.

Mein Herr Kriminaldirektor, das iſt Ihres Amtes. Wenn ich bitten darf —

Der Kriminaldirektor mußte ſich ihm nahen.

Was giebt es?

Haben Sie die Güte, ſelbſt nachzuſehen.

Der Beamte blickte unter das Sopha. Unmittelbar hinter deſſen Fuße entdeckte er einen kleinen glänzenden Gegenſtand. Er zog ihn hervor.

Es war eine ſilberne Schnürnadel, etwa drittehalb Zoll lang, ſtark, maſſiv, an ihrem unteren Ende in Folge langen Gebrauchs mehr ſpitz als rund.

Dieſes untere Ende war die Länge eines ganzen Zolls hinauf blutig.

Nun, mein Herr? fragte der Herr von Rohner.

Der Beamte wollte oder konnte nicht ſofort antworten.

Die Nadel kenne ich, fuhr jener fort. Sie gehörte meiner Tante. Sie trug ſie immer bei ſich. Sie iſt ein wichtiges Mittel zur Entdeckung des Mörders. Sie ſehen es doch ein? Die Verſtorbene hat ſich damit gegen ihren Angreifer gewehrt. Es war ihre einzige Waffe, die ſie bei ſich trug. Sie hat ſie nicht ohne Erfolg gebraucht. Einen Zoll hoch iſt ſie blutig, ſo tief iſt ſie in den Körper des Mörders gedrungen. Eine ſo tiefe Wunde, mit einem ſo ſtarken, nur rundlich ſpitzen Inſtrument beigebracht, kann nicht ſo leicht vernarben, und nie ſpurlos. Inquiriren Sie danach weiter, mein Herr, mich rufen meine eigenen Geſchäfte zurück.

Damit verließ er den Pavillon.

Er hatte in Allem nicht Unrecht gehabt.

Henker oder Mörder? mußte ihm auch der Richter nachblicken, und er hätte zu allererſt an dem eben ſo widerwärtigen wie unheimlichen Menſchen die Unterſuchung nach einer Wunde anſtellen mögen, die nur durch eine Nadel verurſacht war und doch ſo verhängnißvoll werden konnte, werden mußte.

Er ſtellte die Unterſuchung bei den Andern ein, bei den Bauern, ſelbſt bei den Leuten des Schloſſes, obwohl kein Verdacht auf ihnen haftete. Es ergab ſich kein Reſultat.

Die letzte Spur, die zu dem Mörder hätte hinführen können, war damit für die gerichtliche Unterſuchung verſchwunden. Der Mörder und die Art und Weiſe der Verübung des Mordes blieben unermittelt. Die Bauern wurden wegen Aufruhr und Brandſtiftung zu langer Zuchthausſtrafe verurtheilt. Wegen des Mordes hatte nicht einmal die Anklage gegen ſie erhoben werden können.

Er war dennoch nicht vergeſſen.

Die erſten Strahlen der Maiſonne drangen durch das Gebüſch.

Sie weckten einen Mann, der unter den Zweigen im Graſe lag, nicht aus ſeinem Schlafe, aber aus ſeinen ſtillen Betrachtungen.

Es war ein kleiner, dicker, runder Herr. Er trug militäriſche Kleidung; es war ein Offiziersrock und doch keiner. Die höheren Militärärzte tragen ſolche Uniformen. Die Compagnieärzte dürfen ſich mit dem Feldwebel noch nicht meſſen, und in der preußiſchen Armee mag es noch manchem Feldwebel und Wachtmeiſter in der Erinnerung ſein, wie er auf Befehl des Herrn Hauptmanns oder Rittmeiſters den „Compagniefeldſcheer, den verdammten Pflaſterkaſten," wegen irgend einer Lumperei durch den Unteroffizier mußte „durchfuchtein" laſſen.

Der kleine, dicke Herr fuhr auf, als die Strahlen der Sonne ihn trafen. Er fuhr ärgerlich auf.

Will denn noch immer Keiner kommen? Warum mußte ich freilich wieder der Erſte ſein? Eine ſchlechte Angewohnheit! Und ich werde nicht einmal mager dabei! Sonderbare Gegenſätze in der Natur! Dieſe jungen Fänte, die den ganzen Tag nichts thun und bis in den ſpäten Mittag hineinſchlafen, bleiben mager wie die Waſſerratten.

Er hatte laut geſprochen.

Digitized by Google

Dafür leben ſie auch bis in die tiefe Nacht hinein, lachte eine Stimme hinter ihm, jenſeits des Gebüſches.

Ah, Gott ſei Dank, endlich Einer! rief der kleine Herr.

Ein junger Offizier trat hinter dem Gebüſche hervor.

Guten Morgen, Doktor. Sie ſind wohl ſchon lange hier?

Guten Morgen, Herr von Konau. Ich bin immer pünktlich.

Ich hörte, wie Sie es ſich ſelbſt erzählten.

Aber Ihr jungen Herrn Offiziere —

Ich hörte auch das ſchon.

Aber nicht Alles. Auf Ihre eigene Aufforderung bin ich ſo früh hier. Vor Sonnenaufgang, wenn es noch dunkel und kein Menſch auf den Straßen iſt, ſolle ſchon Jeder die Stadt verlaſſen haben und einzeln, auf verſchiedenen Wegen, hierher kommen. Ich bin ſchon ſeit einer Viertelſtunde hier —

Und, wie Sie ſehen, nicht mehr allein.

Aber wie Viele fehlen noch?

Drei. Sie werden auch ſchon kommen. Sie wiſſen, Doktor, in ſolchen Sachen läßt Keiner gern auf ſich warten.

Wie zu jeder Thorheit nicht. Indeß, Baron, — da wir noch allein ſind, ſetzen Sie ſich zu mir und erzählen Sie mir, warum wir denn eigentlich hier ſind. Es war ſpät, als Sie mich geſtern Abend beſtellten, und Sie waren eilig. Hier ſollte ich das Nähere erfahren.

Ich ſagte das, Doktor. Aber ich weiß ſelbſt nicht viel mehr, als was ich Ihnen ſchon ſagte. Langenfeld und Neurode wollen ſich ſchießen.

Wollen, Baron? Narren wollen viel.

Sie müſſen denn.

Müſſen! Das klingt anders. Und warum müſſen ſie? Darauf kommt es an.

Das weiß eigentlich kein Menſch.

Oho, Herr von Konau, ich habe Sie für einen vernünftigen Menſchen gehalten.

Ich hoffe, Sie halten mich noch dafür.

Und Sie wollen dem Herrn von Langenfeld ſecundiren?

Ja.

Ohne daß Sie wiſſen, und er ſelbſt nur weiß, warum er ſich ſchlägt?

Ich muß Ihnen doch wohl die ganze Geſchichte erzählen.

Ich denke das auch.

Beim Regierungsrath von Zeller iſt wöchentlich einmal Geſellſchaft. Auch Langenfeld und Neurode kommen hin.

Der Herr von Langenfeld macht dem Fräulein den Hof? Die jungen Leute ſollen einig unter ſich ſein —

So ſagt man.

Und das Fräulein iſt die Freundin der Baronin Neurode?

Die beiden Damen ſind Freundinnen.

Ach, Baron, was fällt mir da bei? Sollte nicht in dieſen Tagen die Verlobung des Herrn von Neurode mit der ſchönen Wittwe, ſeiner Couſine, gefeiert oder veröffentlicht werden?

Ich meine, ſogar heute.

Teufel! Und da kann er noch vorher eine Leiche ſein.

Oder den Verlobten der Freundin ſeiner Braut in eine andere Welt ſchicken.

Eine verzweifelte Alternative!

Die Ehre, lieber Doktor!

Hole der Teufel dieſe — Aber erzählen Sie mir erſt von ihr.

Vor drei Tagen war wieder Geſellſchaft bei Zeller's. Neurode und Langenfeld waren da, wie gewöhnlich. Sie hatten wenig, faſt gar nicht mit einander geſprochen, wie ebenfalls gewöhnlich.

Nicht wahr, Baron, ſie theilen die Freundſchaft ihrer Verlobten nicht?

Es ſcheint. Neurode iſt übrigens mit keinem ſeiner Kameraden befreundet.

Und er iſt doch ein ſo tüchtiger Menſch und braver Kamerad.

Aber auch —

Aber auch? Herr von Konau, ich laſſe nichts auf den Baron Neurode kommen.

Ereifern Sie ſich nur nicht, Doktor. Ich will auch nichts auf ihn werfen. Aber es drückt ihn etwas, das —

Ja, es drückt ihn etwas, und Gott mag wiſſen, was es iſt. Aber fahren Sie fort.

Beim Nachhauſegehen aus der Geſellſchaft nun erfährt Neurode, daß Langenfeld ſich den Abend nachtheilig über ihn geäußert habe.

Und was ſoll er geäußert haben?

Es ſei die Rede darauf gekommen, warum Neurode aus Algier zurückgekehrt ſei. Wir wiſſen, Doktor, er ſoll dort einen franzöſiſchen Offizier im Duell erſchoſſen haben.

Er hat es, Herr von Konau. Neurode verſichert es, und ſchon darum iſt es wahr.

Schon wieder hitzig, Doktor? Ich glaube es ja auch. Indeß Langenfeld ſolle ſich bei Zeller's in einer Weiſe darüber geäußert haben, als zweifle er daran. So wenigſtens wurde es Neurode hinterbracht.

Und welcher Teufel hinterbrachte ihm das?

Das iſt eben nicht zu erfahren. Neurode verweigerte jede Erklärung darüber. Es müſſe genügen, wenn er ſein Ehrenwort darauf gebe, daß die Thatſache ihm hinterbracht ſei, und der Herr von Rohner —

Der Kammerrath von Rohner ſteckt in der Sache, Baron?

Leider.

Aber Wetter, Baron, brauchen wir dann noch nach dem Teufel in der Geſchichte zu ſuchen? Aber weiter.

Der Herr von Rohner kam am anderen Morgen zu Langenfeld, um ihn für Neurode auf Piſtolen zu fordern.

Und Langenfeld?

Er erklärte auf ſein Ehrenwort, daß er eine Aeußerung, wie die ihm zugemuthete, nicht gemacht habe. Er bat, das dem Baron Neurode zu ſagen. Rohner übernahm es, kam aber ſchon nach einer Viertelſtunde mit der Nachricht zurück, Neurode ſehe jene Erklärung einfach als eine Feigheit an, und könne daher ſeinerſeits ſich dabei beruhigen. Da mußte Langenfeld freilich die Forderung annehmen.

Er mußte. Aber Sie, Herr von Konau? Sie ſind der Secundant Langenfeld's. Was thaten Sie? Den Teufel, der die ganze Sache angeblaſen hatte, kannten Sie, mußten Sie kennen. Gingen Sie nicht zum Herrn von Neurode und ſagten Sie ihm nicht —?

Ich ſagte ihm Alles, Doktor. Oder eigentlich, ich konnte ihm nichts ſagen. Er wies mich mit jedem Worte an Rohner; Rohner ſei ſein Secundant, mit dem ſolle ich ſprechen.

Und mit Rohner ſprachen ſie vergeblich?

Völlig vergeblich. Neurode wolle nichts von Verſöhnung hören, und Langenfeld müſſe wiſſen, daß er den Vorwurf der Feigheit nicht könne auf ſich ſitzen laſſen.

Und die Beiden ſollen ſich dennoch wirklich ſchießen, Herr von Konau?

Wiſſen Sie ein Mittel, es zu hindern?

Laſſen Sie uns überlegen.

Da kommen die Anderen.

Unterwegs denn. —

Zu den Beiden kamen von zwei verſchiedenen Seiten drei andere Herren.

Zuerſt allein ein junger Offizier, ein hübſcher junger Mann mit einem friſchen, fröhlichen, muthigen Geſichte. Die Fröhlichkeit war einem ernſteren Zuge gewichen. Der Muth war zu feſt in dem Geſichte ausgeprägt, als daß er daraus entſchwinden konnte.

Jene Beide begrüßten ihn als den Herrn von Langenfeld. Die zwei Anderen naheten ſich gemeinſchaftlich.

Der Eine, gleichfalls Offizier, war ein großer, ſchöner junger Mann mit einem ausdrucksvollen, bleichen, unverkennbar unter einem tiefen Schmerze leidenden Geſichte. Es war der Baron Robert von Neurode.

Sein Begleiter war die lange, hagere, blaſſe, unheimliche Figur des Kammerraths von Rohner.

Der Teufel, nach dem man nicht zu ſuchen braucht! hatte der Doktor von ihm geſagt.

Henker oder Mörder? hatte der Kriminaldirektor ihm nachblicken müſſen.

Wir ſind Alle beiſammen, meine Herren, nahm ſogleich der Herr von Rohner das Wort. Brechen wir auf.

Er hatte die Anderen leicht begrüßt.

Er nahm den Arm des Herrn von Neurode und ging mit dieſem voran.

Die drei Anderen folgten.

Die beiden Gegner hatten keinen Blick mit einander gewechſelt.

Die fünf Herren hatten ſich in einem Erlenhölzchen, ungefähr eine Viertelſtunde von der Stadt, getroffen. Das Hölzchen grenzte an den größeren Stadtwald. In dieſen begaben ſie ſich hinein.

Der Kammerrath von Rohner machte den Führer. Neben ihm ging der Baron Neurode. Die drei Anderen folgten in einiger Entfernung. Sie gingen zuſammen.

Wir wollten überlegen, ſagte der Doktor. Herr von Langenfeld, geben Sie mir Ihr Ehrenwort darauf, daß Sie jene Worte, die Sie über Neurode geſprochen haben ſollen, in der That nicht geſprochen haben?

Halten Sie mich ſolcher Verläumdung fähig, ſagte der junge Offizier.

Zum Teufel, nein.

Warum wollen Sie dann mein Ehrenwort?

Damit ſich zwei brave Menſchen einander um eines Lumpen willen nicht todt ſchießen ſollen.

Ich ſehe nicht ein, was mein Ehrenwort damit zu thun hat.

Geben Sie es mir nur. Sie können es.

Ja, ich kann es, und — hier haben Sie es.

Digitized by Google

Würden Sie es auch dem Baron Neurode geben?

Jetzt nicht mehr.

Gut, wenn es nicht anders sein kann. Aber mir können Sie es nicht wehren.

Ich würde das doch. Meine Ehre —

Ist hier zu einem Spielball in der Hand jenes langen, dürren Schuftes geworden, den alle Welt als einen Schurken kennt und der doch alle Welt in nicht begreiflicher Weise beherrscht. Teufel, man muß nur ein rechter Teufel sein, um die Welt zu regieren. Auch Euch hat der Schuft an seinem Gängelbande. Junge Lieutenants! An mir soll er heute seinen Mann finden. Seine schöne Cousine will der Mensch haben, die junge, reiche Wittwe. Schon seit Jahren ist er ihr nachgelaufen, schon lange vorher, ehe der Neurode aus Algier zurückkam. Sie war kaum Wittwe geworden. Sie ließ den widerwärtigen Menschen abfahren, immer, denn er kam immer von Neuem. Der Baron Neurode warb nun um sie. Ich glaube, sie waren schon als Kinder halb und halb mit einander verlobt gewesen. Sie fanden sich wieder. Lange mieden sie sich, dann waren sie beisammen, dann waren sie wieder auseinander. Es war ein sonderbares Verhältniß, in das kein Mensch recht hineinsehen konnte. Sie konnten es vielleicht selbst nicht. Jener Schuft, der Rohner, mochte es ihnen selbst trübe genug gemacht haben. Denn wer konnte zweifeln, daß er, nur er dahinter steckte? Jetzt endlich sollten sie sich verloben, da greift er zu dem letzten Mittel, zum Morde. Und er selbst hat nicht einmal den Muth dazu. Sie sollen der Mörder sein, oder Neurode. Es ist eins. In beiden Fällen hat Neurode die Braut verloren. Und das sollte dem Burschen gelingen? Nimmermehr, so wahr ich noch der Doktor Chaihäus heiße.

Er hieß wirklich so, der brave, dicke Doktor, der sich so in Eifer geredet hatte, daß er nur hustend weiter gehen konnte. Aber er hatte seine beiden Begleiter überzeugt.

Geben Sie mir volle Vollmacht? fragte er den Herrn von Langenfeld.

Volle, denn Sie werden meine Ehre nicht compromittiren.

Bei Gott nicht.

Und ich stehe Ihnen bei, sagte der Herr von Konau. —

Sie hatten die Stelle des Waldes, die zum Kampfplatze bestimmt war, erricht.

Es war eine der abgelegensten Gegenden der großen, dichten Waldung. Selten kam Jemand hin.

Sie machten Halt.

Hier meine Herren, ſagte der Herr von Rohner in ſeiner gewöhnlichen anmaßenden, befehlenden Weiſe. Stellen wir zuerſt die Menſur feſt, Herr von Konau. Sie iſt auf zehn Schritte verabredet.

Er hatte Recht in ſeinem Verlangen.

Sie maßen, neben einander hergehend, die zehn Schritte ab.

Laden wir jetzt die Piſtolen. Gleich zwei Paar. Ich habe die meinigen mitgebracht. Ich gebe mein Ehrenwort, daß der Herr von Neurode noch nie damit geſchoſſen hat. Acceptiren Sie die?

Ja. Sie nehmen auch die meinigen an?

Kein Bedenken.

Sie luden die zwei Paar Piſtolen. Die beiden Duellanten hatten unterdeß, getrennt von einander, auf der Seite geſtanden.

Sie ſtanden Jeder nahe genug vor ſeinem Tode. Es hatte ſie erregter geſtimmt. Der Herr von Langenfeld, der jüngere, friſchere, noch leichtſinnigere, ſuchte es zu verbergen, oder auch in ſeinem eigenen Inneren ſich darüber wegzuſetzen. Der Herr von Neurode blickte in tiefem, faſt ſchmerzlichem Sinnen vor ſich hin.

Ihm nahete ſich der kleine Doktor, — zuverſichtlich, denn der in ſich gekehrte ſchmerzliche Blick ſchien ihm von guter Vorbedeutung zu ſein.

Herr Baron, Sie kennen mich als einen Ehrenmann, obwohl ich nur ein Doktor bin.

Er ſchien ſich doch etwas verrechnet zu haben. Der Offizier ſah ihn finſter fragend an.

Nun?

Ich kann Sie auf mein Ehrenwort verſichern, daß hier ein Mißverſtändniß vorliegt.

So?

Oder vielmehr eine nichtswürdige, ſchändliche Intrigue.

Hätten Sie Beweiſe, mein Herr?

Der Herr von Rohner iſt Ihr Hinterbringer.

Der Offizier verfärbte ſich leicht. Aber er hatte ſich eben ſo ſchnell gefaßt.

Sie ſind, ſo viel ich weiß, als Arzt hier? Herr Doktor Chalybäus?

Ja. Aber auch als Ehrenmann, der es mit zwei Ehrenmännern zu thun hat. Mit zweien, Herr Baron. Ich wiederhole meine Frage.

Sie bemühen ſich vergebens.

Zum —! Aber wir wollen ſehen. Herr Baron, der Herr von Lan-

genfeld hat mir ſein Ehrenwort gegeben, daß er die Ihnen hinterbrachten Aeußerungen niemals gethan hat. Ich glaube dem Herrn von Langenfeld. Das ganze Offiziercorps wird ihm glauben, Mann für Mann, wenn Sie ſie fragen. Und wer iſt nun Ihr Hinterbringer? Der Herr von Rohner iſt es, ich wiederhole es Ihnen. Und hat er Ihnen Beweiſe gebracht? Nur einen einzigen Zeugen? Er hat es nicht. Er hat keinen. Aber er hat ein Motiv. Er liebt Ihre Couſine, Herr von Neurode, Ihre Verlobte; freilich wie der Herr von Rohner lieben kann.

Der bleiche Offizier war zuſammengefahren.

Mein Herr! rief er dennoch.

Aber die beiden Secundanten waren gerade mit dem Laden der Piſtolen fertig. Der Herr von Rohner trat mit der für ſeinen Duellanten beſtimmten Waffe zu dieſem.

Hier, Neurode. Auf die Menſur, meine Herren.

Er rief es befehlend genug. Sein übermüthigſter Blick traf den kleinen Doktor. Aber der kleine Doktor ließ ſich nicht einſchüchtern.

Herr von Neurode, Sie hatten mir noch etwas zu ſagen.

Der Offizier wollte antworten. Aber der Herr von Rohner trat zwiſchen Beide.

Hier iſt jetzt keine Zeit zum Schwatzen, ſondern zum Handeln, meine Herren. Sie, Herr Doktor, legen Sie Ihr Verbandzeug zurecht und kümmern Sie ſich nicht um Sachen, die Sie nichts angehen.

Der kleine Doktor wurde zwar feuerroth und wollte aufſpringen wie ein Zinshahn; aber der Baron Neurode gehörte zu denen, über die der Herr von Rohner jene unbeſchreibliche Gewalt ausüben konnte. Er nahm ſeine Waffe und trat auf ſeine Menſur.

Der Doktor mußte ſich zurückziehen. Er konnte es nur mit den Zähnen knirſchend. Aber gleich darauf ſchien er ſich doch beruhigen zu dürfen. Er hatte ſich nach dem Herrn von Neurode umgeſehen und glaubte in dem Geſichte des Offiziers einen plötzlichen feſten Entſchluß zu leſen, den er ſich zum Guten auslegen müſſe. Auch der Herr von Langenfeld war auf ſeine Menſur getreten, ruhig, faſt ſicher.

So ſtanden ſich die beiden Duellanten gegenüber. Jeder den Tod von der Hand des Anderen erwartend. Auch Jeder mit dem Willen, dem Anderen den Tod zu geben? Es iſt damit ein eigen Ding im Duell.

Gute Schützen waren ſie beide. Sie waren bekannt dafür.

Nach der Verabredung ſollte auf Kommando geſchoſſen werden. Auf das Kommando Los! konnten ſie alſo Beide ſofort ſchießen.

Der Herr von Rohner, als Secundant des Beleidigten, hatte das Kommando.

Los! kommandirte er.

Der Herr von Langenfeld ſchoß. Er hatte gezielt, ſcharf, wie es ſchien. Er fehlte. Die Kugel flog, hart an ſeinem Gegner vorbei, in eine hinter dieſem ſtehende Eiche. Hatte der ſichere, geübte Schütze abſichtlich vorbeigeſchoſſen? Hatte auch er jenen plötzlichen Entſchluß in dem Geſichte des Gegners geleſen?

Der Baron Neurode zielte und ſchoß drei Hand hoch über den Kopf des Herrn von Langenfeld hinweg.

Er hatte abſichtlich fehlgeſchoſſen.

Jeder der Duellanten ſah darauf ſeinen Secundanten fragend an.

Der Doktor ſah fragend auf die beiden Secundanten. Keiner ſprach ein Wort.

Der Herr von Langenfeld und ſein Secundant hatten ſich verſtändigt. Der Herr von Konau wollte auf den Baron Neurode zugehen, unzweifelhaft in der Abſicht, ihm Genugthuung anzubieten.

Der Herr von Rohner trat ihm entgegen.

Drei Minuten Geduld, mein Herr. Ich habe vorab noch ein paar Worte mit dem Herrn von Neurode zu ſprechen. Darf ich Sie bitten, Neurode? ſagte er dann zu dieſem.

Sie unterwarfen ſich wieder Beide ſeinem Willen.

Der Herr von Konau kehrte zu ſeinem Duellanten zurück.

Der Herr von Neurode folgte ſeinem Secundanten hinter die Menſur, zu derſelben Eiche, in die kurz vorher die Kugel ſeines Gegners hinein gedrungen war.

Man ſah dort den Herrn von Rohner ruhig und kalt mit ſeinem Verwandten reden. Dann auf einmal aber ſah man dieſen tiefer erblaſſen; er mußte ſich an die Eiche anlehnen. Man glaubte eine Leiche an den Baum angelehnt.

Was der Kammerrath von Rohner, der Henker oder Mörder, dem blaſſen Offizier geſagt, was Beide mit einander geſprochen hatten? Es iſt ſpäter feſtgeſtellt. Es war Folgendes:

Sie ſchoſſen in die Luft, Neurode?

Ja. Auch Langenfeld hatte nicht treffen wollen.

Der Doktor hatte vorher mit ihm geſprochen.

So mag es wohl ſein.

Der Doktor ſprach darauf mit Ihnen?

Sie haben es bemerken müſſen.

Darf ich wiſſen, was er Ihnen ſagte?

Daß Langenfeld ein Ehrenmann ſei.

Mit dem Sie ſich alſo verſöhnen wollen?

Meine Ehre gebietet es.

Freilich, nachdem ihr durch die Farce des Schießens in die Luft Genugthuung geworden iſt. Die jungen Herren Offiziere haben jetzt ſonderbare Begriffe von Ehre.

Rohner!

Sie wollen es ſich alſo wirklich gefallen laſſen, daß der Herr von Langenfeld Sie ſo en bagatelle behandeln dürfte? Er ſchoß zuerſt fehl.

Um von mir die Kugel erwarten zu müſſen.

Pah! Um morgen, oder heute Abend ſchon dem Fräulein von Zeller erzählen zu können: wie war dieſer Neurode froh, daß ich ihm das Leben ſchenkte! Man konnte nicht drei zählen, da hatte er ſchon in die Luft geſchoſſen.

Vetter Rohner, Sie — Aber warum ſoll ich mich über Ihre Worte ereifern? Laſſen Sie mich Ihnen einfach erklären, daß Ihre Bemerkung für mich keinen Stachel hat.

Ah, ich bedauere das, Vetter. So muß ich in einer anderen Weiſe mit Ihnen reden.

Und in welcher?

Sie ſind ſeit einem Jahre wieder hier in Ihr Regiment eingetreten.

So iſt es.

Einige Monate vorher war Emma, unſere gemeinſchaftliche Couſine, hierher gezogen.

Auch das iſt ſo.

Ein Vierteljahr ſpäter ließ ich mich hierher verſetzen.

Was ſoll das Alles?

Wiſſen Sie, warum ich mich hierher verſetzen ließ, Ihnen hierher folgte?

Ich kann Ihre Abſichten und Pläne nicht kennen.

Einfach, um in Ihrer Nähe zu ſein. Und wiſſen Sie, warum das?

Nein.

Sie erinnern ſich vielleicht, daß ich Sie im vergangenen Sommer einige Male zum gemeinſchaftlichen Baden aufforderte?

Ich begreife in der That nicht —

Daß ich es immer vergeblich that.

Herr von Rohner!

Daß ich darauf mit Ihnen zu rappiren ſuchte. Daß Sie auch darauf nicht eingehen wollten. Und ſoll ich Ihnen nun auch ſagen, warum ich alle dieſe Verſuche machte?

Der Baron Neurode antwortete nicht. Er war unruhig geworden.

Der Herr von Rohner fuhr fort:

Ich ſuchte einen Nadelſtich an Ihrem Körper, lieber Vetter. Einen einzigen, kleinen, unbedeutenden Nadelſtich.

Der Baron Neurode war leichenblaß geworden. Er mußte ſich an den Baum lehnen, an dem ſie ſtanden. Sprechen konnte er kein Wort.

Zu dem Offizier, der einer Leiche ähnlich da ſtand, fuhr der Herr von Rohner fort, ruhig, kalt, höhniſch, während ſeine großen dunklen Augen unter den dichten Augenbrauen hervor vernichtende Blitze ſchleuderten.

Er war in dieſem Augenblicke Henker und Mörder zugleich.

Ich brauche nach dem kleinen Nadelſtich nicht mehr zu ſuchen, Herr Baron Neurode. Ihre ganze Jammergeſtalt iſt ein einziger, großer, verrathender Nadelſtich, der Sie dem Henker überliefert. Aber Sie ſind mein Verwandter, und ich will Ihre Ehre ſchonen. Es giebt dafür zwei Mittel, die Sie in der Hand haben. Ich habe Sie Ihnen in die Hand gegeben. Ja, lieber Vetter, der kleine, freche Doktor hat Ihnen vorhin die Wahrheit geſagt. Der Herr von Langenfeld hat kein Wort von dem geäußert, was ich Ihnen hinterbracht hatte. Aber Sie wollten mir gutwillig Ihre Bruſt, Ihren Arm, oder wo jener Stich ſonſt ſitzt, nicht zeigen, da mußte ich Sie denn hierher auf die Menſur bringen. Denn meinen Willen und meine Ueberzeugung mußte ich haben. Ich mußte den Stich ſehen. Langenfeld iſt der ſicherſte Schütze, den ich kenne. Ich habe ihn jetzt geſehen. Ich ſehe ihn. Es kommt nun nur noch auf Ihre Ehre an, und Sie haben dafür die Wahl. Entweder Sie ſchießen den Herrn von Langenfeld nieder. Dann können Sie mit Ehren flüchten, um nimmer wieder zu kommen. Oder Sie laſſen ſich von ihm todt ſchießen. Es wäre das Beſte. Es wäre dann für Sie mit einem Male Alles vorbei. Daß Eins oder das Andere ſein muß, davon werden Sie ſich überzeugen. Treffen Sie Ihre Wahl für ſich. Ich habe jetzt noch drei Worte mit dem Herrn von Langenfeld zu ſprechen. Sammeln Sie ſich unterdeß, um dann auf die Menſur zurückkehren zu können.

Er ging zu dem Herrn von Langenfeld.

Mein Herr, Sie wollten vorhin Ihren Secundanten zum Baron Neurode ſchicken. Darf ich fragen, mit welchem Auftrage?

Um dem Baron Genugthuung anzubieten.

Ich bedauere, daß Sie ſich die Mühe gegeben haben. Der Baron iſt feſt entſchloſſen, Sie niederzuſchießen, und wenn ich Ihnen einen freundſchaftlichen Rath ertheilen dürfte —

Ich bedarf deſſen nicht, Herr von Rohner.

Oho, mein Herr von Langenfeld, den Rath, eine Ehrenſache nicht zu einem Kinderſpiele herabzuwürdigen, zu einer Farce, hinter der die Welt nur zu gern die Feigheit entdeckt, den Rath hat noch Jeder ſich gefallen laſſen müſſen, und jeder Ehrenmann hat ihn gern angenommen. Ich hätte nie geglaubt, daß Offiziere des Königs ſich ſo ſchlagen konnten, wie ich es hier ſehen mußte. Ich überlaſſe Ihnen, was Sie ferner thun wollen. Der Herr von Neurode iſt entſchloſſen, Sie nieder zu ſchießen.

Damit kehrte er dem Herrn von Langenfeld den Rücken zu und ging zu dem Baron Neurode zurück.

Auf die Menſur, Neurode.

Der Herr von Langenfeld war dunkelroth geworden.

Sein Secundant kam zu ihm.

Was iſt das, Langenfeld?

Ich muß meinen Gegner niederſchießen.

Der Doktor war dem Secundanten gefolgt.

Nichts da. Ihr müßt Euch vertragen. Der Teufel hat wieder gehetzt. Ich gehe auf der Stelle zu dem Baron —

Auf keinen Fall, Doktor. Ich verbitte es mir. Mein Entſchluß ſteht feſt. Ich kann, ich will nicht anders.

Aber zum Teufel —

Konau, auf Deinen Platz!

Der Herr von Langenfeld rief, befahl es. Der junge Offizier war an ſeiner Ehre angegriffen, der lebhafte junge Mann war empfindlich. Er ſtand ſchon auf ſeiner Menſur.

Auch der Baron Neurode war auf die ſeinige zurückgekehrt.

Der Herr von Konau mußte gleichfalls ſeinen Platz wieder einnehmen.

Der Doktor mußte zurücktreten.

Die Secundanten reichten den Duellanten friſche Waffen.

Die beiden Kämpfenden ſtanden zum zweiten Male einander gegenüber. Jeder wiederum mit einem feſten Entſchluſſe, aber mit einem anderen, als das erſte Mal.

Der Lieutenant von Langenfeld hatte nur den einen Gedanken, nur den einen Willen, ſich zu ſchlagen, wie es einem Offiziere ſeines Königs

zukam, ſeinen in Zweifel gezogenen Muth wieder klar, ſeine ſchon angegriffene Ehre wieder herzuſtellen. Es konnte nur durch Blut geſchehen. Sein noch immer vor Zorn gerötheteſ Geſicht verlangte nach Blut.

Der Baron Neurode — konnte ihm an dem Leben noch etwas gelegen ſein? Und dennoch! Stand er nicht an dem Ziele der Wünſche ſeines Lebens, der Träume ſeiner Jugend? Emma von Neurode hatte ſein Herz erfüllt, ſeit er wußte, daß er ein Herz hatte. Sie war ihm entriſſen. Er hatte ſich in den wildeſten Krieg, in den Kampf mit barbariſchen Horden geſtürzt, nicht um ſie zu vergeſſen, nein, um den Tod zu finden, weil er ſie nicht vergeſſen konnte. Er hatte den Tod nicht gefunden, aber ſie war wieder für ihn da. Wie ihre Herzen nie getrennt waren, ſo durften ſie nun auch einander ganz angehören. Heute noch ſollte ihr Bündniß feierlich befeſtigt werden. Und heute ſollte, konnte auf einmal das Leben ihm nichts mehr ſein? Alſo auch die Geliebte ſeines Lebens nichts mehr, für die er, die für ihn ſo viel gelitten hatte?

War denn ein Mörder, dem er ohne Widerſtreben den Hals hinſtrecken mußte, war denn der Henker an ihn herangetreten?

Er ſtand auf der Menſur, auf dem Striche des Todes, noch immer blaß, wie eine Leiche, aber mit welchem unbeugſamen Entſchluſſe, das zeigte ſeine feſte, ruhige Haltung, der ernſte, finſtere, aber klare und entſchiedene Blick ſeiner Augen.

Auf die Menſur! commandirte ſein Secundant, der Herr von Rohner.

Sie ſtanden ſchon auf der Menſur. Sie ſtellten ſich gerader, ſie faßten ihre Waffen feſter.

Los!

Sie erhoben Jeder ſeine Waffe.

Sie zielten, ſie hielten Jeder die Mündung der Waffe ſicher auf die Bruſt des Gegners gerichtet. Das Auge fehlte nicht. Der Arm rührte ſich nicht. Nur ein leiſer, unbedeutender, nicht bemerkbarer Druck des Zeigefingers, auf der einen Seite, auf der anderen; auf beiden Seiten zugleich, auch das hatte der Zufall ſchon oft ſo gewollt.

Der Lieutenant von Langenfeld drückte den Zeigefinger. Der Schuß war entladen. Die Kugel hatte ihr Ziel getroffen.

Der Baron Neurode ſtürzte nieder.

Man rannte zu ihm.

Er war nach vorn herüber gefallen.

Er wurde aufgehoben.

Das Blut quoll, strömte ihm mitten aus der Brust. Die Kugel mußte unmittelbar das Herz berührt haben.

Er hat noch drei Minuten Zeit, sagte der Arzt zu den Andern.

Der Verwundete hatte es auch gehört. Er schlug die Augen auf.

Nicht mehr so viel, sagte er. Wo ist Langenfeld?

Auch der Gegner war zu ihm geeilt.

Er glich jetzt einer Leiche. Was ist alle äußere Ehre vor dem Bewußtsein, sie mit dem Tode eines Menschen, mit einem Morde erkauft zu haben, den nur das menschliche Gesetz nicht als Mord bestraft?

Der junge Mann stürzte sich in wilder Verzweiflung zu dem Verwundeten nieder.

Ich bin Ihr Mörder, Baron. O, sterben Sie nicht mit einem Fluche über mich auf den Lippen

Aber der Sterbende nahm seine Hand. Er konnte es noch. Seine Stimme hatte auch noch die Kraft, wenige Worte zu sprechen.

Ich verzeihe Ihnen, Langenfeld. Sie sind nicht mein Mörder. Sie waren nur das Werkzeug meines Mörders. Dort steht er —

Er wollte die Hand nach dem Herrn von Rohner ausstrecken. Die Kräfte versagten ihm. Die Hand sank zurück. Er versuchte dann noch zu sprechen. Aber über die geöffneten Lippen drang ein dunkler Strom von Blut hervor und verschlang das Wort, das er aussprechen wollte.

Emma — glaubte man zu verstehen. Mit dem Worte verschied er. —

Man sah von dem Ermordeten auf den Mörder.

Der Kammerrath von Rohner stand fest und aufrecht da. Die Arme hatte er über die Brust gekreuzt, seine dunklen Augen waren mit einer eisigen Kälte und Ruhe auf den Todten geheftet.

Mörder? sagte er mit dieser Ruhe. Pah, warum nicht Henker?

Und er glich in der That dem Henker, der, nachdem er sein schreckliches Amt verrichtet hat, den Zuschauern das von dem Rumpfe getrennte blutige Haupt vorzeigt.

Sie mußten die Blicke von ihm abwenden, wieder zu dem Todten hin.

Was nun? fragte der Arzt. Hatten die Herren für diesen traurigen Fall Verabredungen getroffen?

Ich stelle mich dem Gerichte, sagte Lieutenant Langenfeld.

Der Herr von Rohner aber trat vor.

Sie werden sich nicht stellen, mein Herr. Sie haben Verpflichtungen gegen uns Alle hier. Es sind Verpflichtungen der Ehre. Und so waren

wir ſie vorher eingegangen. Feierlich hatten wir Vier uns gegenſeitig unſer Ehrenwort verpfändet, das tiefſte Stillſchweigen über das Duell zu bewahren. Wer falle, habe ſich ſelbſt das Leben genommen. Der Herr Doktor iſt durch ſein Ehrenwort nicht gebunden. Er wird das unſerige ehren.

Keiner konnte dem entſetzlichen Menſchen widerſprechen, auch jetzt nicht. Sie hinderten ihn auch weiter nicht.

Er nahm eins der abgeſchoſſenen Piſtolen, das er ſelbſt mitgebracht hatte, und legte es zu der Leiche. Er that Alles mit der größten Ruhe.

Adieu, meine Herren, ſagte er dann leicht. Er verſchwand unter den Bäumen.

Auch die Anderen mußten ſich entfernen und den armen Gemordeten als Selbſtmörder zurücklaſſen.

Doch ſie mußten noch einmal zu dem Todten zurückkehren.

Sie waren ſchweigend bis zu dem Erlenhölzchen gegangen, in dem ſie vor einer Stunde zuſammen getroffen waren. Sie wollten ſich dort trennen, um einzeln, wie ſie ausgegangen waren, die Stadt wieder zu gewinnen.

Ich muß zu dem Todten zurück, ſagte der Doktor. Der entſetzliche Menſch hatte noch etwas mit ihm vor. Ich ſah es ihm an. Ich muß wiſſen, was es war.

Ich begleite Sie, Doktor ſagte der Herr von Konau.

Wenn ſie leiſe und ſchweigend gehen können.

Sie gingen leiſe und ſchweigend den Weg zurück, den ſie gekommen waren. Sie erreichten wieder den Kampfplatz. Es war eine kleine, dicht von Gebüſch umgebene Lichtung. Sie machten hinter dem Gebüſch Halt.

Ihnen gegenüber, an der andern Seite der Lichtung lag, nahe an einem Dornenſtrauche, die Leiche des Erſchoſſenen. Sie war nicht allein.

Ha, ſehen Sie, ſagte der Doktor

Was ſie ſahen, erfüllte ſie Beide mit Entſetzen.

Neben der Leiche kniete der Kammerrath von Rohner. Er war eifrig mit ihr beſchäftigt. Er mußte ſich dabei anſtrengen.

Aufregung und Anſtrengung hatten ſein graues, fahles Geſicht mit gelblich rothen Furchen durchzogen.

Er hatte die Uniform des Erſchoſſenen aufgeknöpft. Er unterſuchte die Bruſt. Nicht nach der Wunde. Rechts und links von ihr ſchob er Weſte und Hemd zurück. Er fand nicht, was er ſuchte.

Was mag er ſuchen? flüſterte der Herr von Konau ſeinem Begleiter zu.

Der Himmel — die Hölle mag es wiſſen.

Das Geſicht des Suchenden zeigte Aerger, Zorn. Er ſchob Weſte und Hemd weiter zurück, nach unten, nach oben, nach beiden Seiten. Seine Hände waren blutig geworden. Er achtete nicht darauf.

Er hatte nicht gefunden, was er ſuchte. Einen Augenblick wollte der Schrecken den Zorn aus dem Geſichte des Mörders vertreiben.

Er ſuchte weiter. Er zog die Uniform von Schultern und Nacken der Leiche herunter. Er ſchob auch dort das Hemde zurück, aber er fand auch dort das Geſuchte nicht. Er erſchrack wirklich.

Hätte der Teufel ſein Spiel gehabt? fluchte er laut. Aber es iſt nicht möglich!

Er ſuchte weiter. Er ſtreifte die Aermel des Uniformrockes auf. Er löſte die Knöpfe der Hemdsärmel auf. An dem rechten Arme; er fand nichts. An dem linken.

Ha, endlich! Ich wußte es doch!

Seine Augen leuchteten unter den dichten Augenbrauen wie zwei glühende Kohlen in einer Höhle. Seine Lippen warfen ſich triumphirend auf. Der Schweiß rann ihm von der Stirn. Er wiſchte mit den blutigen Händen danach. Das Blut des Ermordeten miſchte ſich mit dem gelben Grau des fürchterlichen Geſichtes.

Was mag er gefunden haben? fragte der Lieutenant von Konau den Doktor.

Hier thut ein Henker ſein Werk. Das Andere mag die Hölle wiſſen.

Dann mußten ſie Beide ſich ſchütteln. Sie konnten den Anblick nicht länger ertragen. Sie verließen den Platz leiſe und ſchweigend, wie ſie gekommen waren.

Die Baronin Neurode bewohnte ein freundliches Landhaus vor dem Thore der Stadt. Sie hatte es vor etwas länger als einem Jahre bezogen.

Sie hatte damals ihren Wohnſitz von Neurode nach der Stadt verlegt. Es war kurze Zeit nach der Niederbrennung des Schloſſes Neurode durch die aufrühreriſchen Bauern und dem eben ſo traurigen, wie räthſelhaften Tode, den ihre Tante bei jener Gelegenheit gefunden hatte. Die Baronin hatte ſeitdem die Gegend von Neurode, ja die Provinz, in der es lag, gänzlich verlaſſen. Sie hatte nicht einmal, um Anordnungen für den Wiederaufbau des Schloſſes zu treffen, auf kurze Zeit dahin zurückkehren mögen. Es war eine angeſehene Stadt in einer entferntern Provinz des Landes, in der ſie mit ihren beiden Kindern ſich niederließ. Die

Verwaltung des Gutes Neurode hatte ſie dem bewährten Rentemeiſter überlaſſen.

Sie lebte ſehr ſtill und eingezogen an dem Orte ihres neuen Aufenthaltes. Sie trauerte noch um ihre Tante; um ſo mehr hatte ſie Veranlaſſung, ſich von der Geſellſchaft fern zu haiten. Die reiche nnd ſchöne junge Wittwe hätte man gewiß gern überall geſehen. Sie hatte nur mit einer Familie näheren Umgang.

Bei dem Regierungscollegium in der Stadt war der Herr von Zeller als Rath angeſtellt. Er war ein Verwandter eines der Vormünder ihrer Kinder. Sie war von dieſem an ihn empfohlen. Sie fand freundliche Aufnahme in ſeinem Hauſe. Die einzige Tochter, Marie von Zeller, wurde ihre Freundin.

Acht Wochen nach ihrer Ueberſiedelung kam auf einmal ihr Verwandter Robert von Neurode aus Algier zurück. Er kam in die Stadt, in der die Wittwe wohnte. Das Regiment, in dem er früher geſtanden, hatte dort ſeine Garniſon.

Es hieß, er habe in Algier einen franzöſiſchen Officier im Duell erſchoſſen; das habe ſeine Stellung in der franzöſiſchen Armee unhaltbar gemacht; er habe um ſeine Entlaſſung nachgeſucht und erhalten. In der Armee ſeines Vaterlandes war er nur beurlaubt. So trat er nach ſeiner Rückkehr ohne Weiteres in ſein früheres Regiment wieder ein.

Er lebte ſtill und zurückgezogen. Man hätte auch ihn, den ſchönen jungen Offizier, gewiß überall gern geſehen, am meiſten die Damen.

Er war ein vollendet ſchöner Mann. War ſein von der Sonne Afrika's gebräuntes Geſicht zugleich bleich, ſprach in ſeinem ganzen Weſen ein tiefer und ſtiller, unbekannter Schmerz ſich aus, ſo konnte dadnrch nur das Intereſſe für den Mann gehoben werden, der beinahe ſechs Jahre in dem fremden, fernen Süden verlebt, an wilden, verwegenen, fremdartigen Kämpfen Theil genommen, im Duell ſeinen Gegner getödtet hatte und, wenn er auch nie davon ſprach, in die mannigfachſten und ſeltſamſten Abenteuer verwickelt geweſen ſein mußte.

Er beſuchte nur das Haus ſeiner Couſine, der Frau von Neurode, und auch das nur ſelten.

Da erfuhr man bald mehr von ihm, von ſeiner frühern Liebe zu ſeiner Couſine, von ihrer Liebe zu ihm, von der Trennung Beider. Daß er ſie noch liebe, ſah man. Man erkannte den Grund ſeines Schmerzes.

Aber warum hielt dieſer noch immer an? Daß auch die ſchöne Wittwe ihn noch liebe — wer die Beiden nur einen Augenblick beiſammen

ſah, war überzeugt davon. Was ſtand denn ihrer beiderſeitigen Liebe jetzt noch im Wege? Sie waren Beide unabhängig, kein äußerer Umſtand konnte ihre Verbindung hindern, kein Urtheil der Welt konnte ſie verdammen. Dennoch ſahen ſie ſich nur ſelten, faſt nur heimlich. Dennoch waren und blieben ſie Beide traurig und unglücklich.

Die Trauer der Wittwe ſchien eine tiefere geworden zu ſein, ſeitdem er wieder da war. Sie zog ſich noch mehr zurück. Sie ſah ſelbſt ihre Freundin Marie von Zeller weniger.

So war ein Vierteljahr vergangen. Man wollte wiſſen, die beiden Verwandten hätten in der letzten Zeit ſich öfter geſehen. Man wollte Folgerungen daraus ziehen. Bald werden wir von einer Verlobung hören.

Da hörte man auf einmal etwas Anderes. Ein Kammerrath von Rohner ſei auf ſeinen Wunſch aus einer entfernten Provinz an die hieſige Regierung verſetzt worden. Er ſei ein entfernter Verwandter der Baronin Neurode, und es müſſe ſonſt noch etwas Beſonderes zwiſchen ihm und der Wittwe ſein, auch zwiſchen ihm und dem Lieutenant von Neurode. Man ſchloß das aus Folgendem.

Gleich am Tage nach ſeiner Ankunft hatte der Herr von Rohner Beſuch bei der Baronin gemacht. Er hatte eine kleine Geſellſchaft bei ihr getroffen, ihre Freundin Marie von Zeller, den Lieutenant von Laugenfeld, der im Zellerſchen Hauſe befreundet war und deſſen Verlobung mit dem Fräulein erwartet wurde, und den Lieutenant von Neurode.

Als der Name des Kammerraths von Rohner durch den meldenden Bedienten genannt wurde, waren ſowohl der Baron Neurode als die Wittwe plötzlich leichenblaß geworden. Sie hatten ſich noch nicht wieder erholt, als der Herr von Rohner eintrat. Dieſem war ihre Verlegenheit, ihre Verwirrung, ihr Erſchrecken nicht entgangen. Er hatte ſich mit einer übermüthigen, boshaften Genugthuung daran geweidet.

Von dem Tage an ſahen die Wittwe und der Baron Neurode ſich wieder ſeltener, noch ſeltener als je zuvor. Von einer Verbindung zwiſchen ihnen wurde es wieder ſtill. Dagegen ſuchte der Herr von Rohner angelegentlich die Geſellſchaft Beider, und wenn ſeine Gegenwart auch wie ein ſchwerer, entſetzlicher Alp auf ihnen lag, ſie konnten ihn nicht meiden, ſie duldeten ihn, er beherrſchte ſie, ſie Beide.

Der Menſch muß Anſprüche an die arme Frau haben. Welche, das mag Gott wiſſen!

So ſchloß man, und man bedauerte die Wittwe und ihren Vetter. Der Herr von Rohner hatte ſich bald zum Gegenſtande eines allgemeinen Haſſes gemacht. Freilich beherrſchte er dennoch Alle, die ihn haßten.

Es geht auch in der politiſchen Welt ſo. Man muß nur das Herrſchen verſtehen.

Der Kammerrath von Rohner zeigte indeß keine Anſprüche, und nach einem halben Jahre ſah man auch den Baron Neurode wieder öfter bei der Wittwe, und die Beiden wagten wieder, ſich anzuſehen, wenn der Herr von Rohner bei ihnen war. Sie hatten es lange nicht gekonnt.

Ein paar Monate ſpäter hieß es wieder: Jetzt endlich werden die Frau von Neurode und ihr Vetter ſich doch verloben. Das hat lange gedauert!

Und der Kammerrath Rohner? Er hatte die Wittwe ſeit Kurzem weniger beſucht. Zu den Geſprächen über ihre Verlobung ſchwieg er, aber mit einem Lächeln, das Manchem unheimlich genug vorkommen wollte.

Die Baronin Neurode war damals etwas über ein Jahr in der Stadt. Es war im Monat Mai. Der Tag neigte ſich. Die Baronin war in dem Garten, in dem ihr freundliches Landhaus lag. Der ſpäte Nachmittag war wunderſchön. Der Abend verſprach eben ſo warm und ſtill und mild zu werden. Die Baronin erwartete Gäſte im Garten, nur eine kleine Geſellſchaft. Die Anſtalten in dem Garten, zwiſchen den blühenden Fliederbäumen, zwiſchen frühen Roſen und duftendem Jasmin zeigten es. Sie war noch allein. Nur ihre Kinder waren bei ihr: das jüngſte, das Mädchen, ſpielte zu ihren Füßen im Graſe; das ältere, der Knabe, ſprang fröhlich umher. Er ſprang zu ihr.

Auch der Onkel Robert wird kommen, Mutter?

Sie hatte ſinnend, träumend geſeſſen. Es waren keine glücklichen Träume, in denen ihr Geiſt ſich wiegte. Ihr Blick war trübe, unruhig. Sie war bleicher, als ſie vielleicht ſeit langer Zeit geweſen war.

Sie fuhr bei der Frage des Knaben auf, wie erſchrocken. Dann beſann ſie ſich.

Haſt Du den Onkel Robert gern, mein Ottomar?

Gewiß, Mutter. Ich liebe ihn. Aber den Onkel Rohner kann ich nicht leiden.

Und warum nicht? Er ſpielt doch mit Dir, mehr als der Onkel Robert.

Mutter, ich kann auch die Katze nicht leiden, die mit mir ſpielt.

Digitized by Google

Die Mutter ſeufzte ſchwer auf. Dann hatte ſie eine andere Frage an das Kind.

Du haſt keinen Vater Ottomar?

Mein Vater iſt todt, haſt Du mir geſagt.

Ihr armen Kinder habt nie einen Vater gekannt. Möchteſt Du einen haben?

Wenn es der Onkel Robert wäre!

Die Wittwe mußte aufſtehen. Eine ſteigende Unruhe litt ſie nicht mehr auf ihrem Sitze. Ihre Augen lächelten Glück über die Worte des Kindes. Um ihre Lippen zuckte ein heftiger Schmerz. Worüber dieſer?

Soll er mein Vater ſein, Mutter? fragte drängend der Knabe.

Sie wollte Ja ſagen. Sie konnte es nicht. Tief in ihrem Innern mußte etwas ſie zurückhalten. Thränen drangen in ihre Augen.

Sie bekam Geſellſchaft. Eine junge, hübſche Dame kam zu ihr in den Garten. Es war ihre Freundin, Marie Zeller.

Wie, Emma, ich finde Dich in Thränen? Und ich hatte ein frohes, ein glückliches Ereigniß hier erwartet!

Die Wittwe trocknete ihre Augen.

Wenn der Menſch vor dem Glücke ſteht, Marie, ſtehen die Thränen ihm oft am nächſten.

Alſo Freudenthränen?

Die Baronin mußte doch unwillkürlich den Kopf ſchütteln.

Sie ſollen darauf folgen, ſo Gott will, ſagte ſie aber. Dann war es, als wenn ſie ſich über ihre eigenen Worte entſetzen müſſe. Nein, nein! — Aber ſie brach ab. Du kommſt allein, Marie?

Meine Eltern werden ſpäter eintreffen. Der Vater hatte noch keine Zeit.

Aber Langenfeld?

Die Freundin zeigte eine kleine Unruhe.

Ich hatte auf ihn gewartet. Du warſt ſo freundlich geweſen, ihn mit einzuladen. Er hatte mir verſprochen, uns abzuholen.

Und er iſt nicht gekommen?

Ich begreife es ſelbſt nicht. Er iſt ſonſt ſo pünktlich. Er hatte es mir auch nicht abgeſchrieben. Er hat überhaupt den ganzen Tag nichts von ſich hören laſſen.

Das iſt ſeine Gewohnheit nicht?

Nein, antwortete das Fräulein, unruhiger werdend.

Er wird ſchon kommen, Marie, ſagte die Wittwe. Und im Grunde freue ich mich, daß er noch nicht da iſt, und das wir uns noch eine Weile allein ſprechen können. Ich habe Dir viel zu ſagen, und doch iſt es nur Eins.

Ich habe es errathen, Emma: das glückliche Ereigniß, auf das wir Alle ſchon ſo lange warten?

Ja, meine Marie. Robert und ich wollen heute in Eurem lieben Kreiſe unſere Verlobung feiern.

Sie legte erröthend ihr Geſicht an das Herz der Freundin, erröthend und glücklich. Ja, in dieſem Augenblicke glücklich! In ihren Augen weinte und lächelte das Glück zugleich, und um ihre Lippen zuckte kein Schmerz.

Die Arme!

Die Freundin drückte ſie, glücklich mit ihr, an ihre Bruſt.

Endlich haſt Du Dich entſchloſſen! Endlich haſt Du die Rückſichten überwinden können, die ſo lange Eurem beiderſeitigen Glücke im Wege ſtanden!

O, es waren keine bloßen Rückſichten, Aber fort damit! Ja, wir wollen jetzt glücklich werden, endlich. Wie lange lieben wir uns ſchon! Wie viel haben wir für unſere Liebe gelitten, wir Beide! An dem heutigen Tage wollen wir Alles vergeſſen, Heute ſoll all' der Schmerz, all der Jammer ſich in Freude verwandeln.

Sie konnte doch die Worte nicht ohne eine gewiſſe Heftigkeit ſprechen Wollte ſie trübe Ahnungen ihres Innern dadurch zurückdrängen? Sie mußten ſich dennoch erfüllen.

Ein Diener erſchien im Garten; der Herr Lieutenant von Langenfeld ſei im Hauſe, im Salon und laſſe das gnädige Fräulein von Zeller bitten, er habe dringend ein paar Worte mit ihr zu ſprechen.

Und er will nicht hierher kommen? riefen beide Damen.

Der Diener hatte nur ſeinen Auftrag.

Beide erſchraken ſie. Beide überfiel ſie eine Angſt, über deren Gegenſtand ſie ſich keine Rechenſchaft zu geben wußten.

Das Fräulein folgte dem Diener. Sie kam nach kurzer Zeit zurück, halb beruhigt, dem Anſcheine nach.

Du kommſt ohne Langenfeld, Marie?

Er war nur hergekommen, um ſich zu entſchuldigen. Der Offizier du jour iſt plötzlich erkrankt. Er muß für ihn den Dienſt übernehmen.

Du ſiehſt unruhig aus, Marie. Es war etwas Anderes.

Ich verſichere Dich, Emma.

Digitized by Google

Aber warum Deine Unruhe?

Ich weiß es ſelbſt nicht. Freilich —

Freilich?

Langenfeld kam mir etwas ſonderbar vor. Er war blaß. Er konnte mich nicht klar anſehen.

Du fragteſt ihn?

Gewiß. Er wollte von nichts wiſſen.

Sagte er nichts von Robert?

Nein.

Robert müßte ſchon hier ſein. Es fällt mir jetzt erſt auf. Schon vor einer halben Stunde konnte ich ihn erwarten. Ob ich zu ihm ſchicke? nach ihm fragen laſſe?

Die Arme ſollte deſſen überhoben werden.

Der Bediente erſchien wieder im Garten, diesmal nicht allein. Auf dem Fuße folgte ihm der Kammerrath von Rohner.

Rohner! riefen die beiden Damen, und ſie erſchraken nicht bloß, ſie entſetzten ſich.

Was will der hier? Heute?

Du hatteſt ihn nicht eingeladen?

Wie werde ich den Menſchen einladen?

Und wie er ausſieht!

Und welche Frechheit! Mit dem Bedienten ſich einzudrängen, nicht einmal zu warten, ob er angenommen wird!

Der Herr von Rohner ſah eigentlich aus, wie er immer ausſah, kalt, lauernd, boshaft, übermüthig. So nahete er ſich den Damen, ſo verbeugte er ſich leicht. Dann wandte er ſich zu der Frau des Hauſes beſonders.

Meine gnädige Frau Couſine, darf ich Sie um eine Unterredung unter vier Augen bitten?

Er ſprach die Worte in ſeiner gewöhnlichen anmaßenden Weiſe, die keinen Widerſpruch duldete. Sein Blick war ſchon befehlend zu dem Fräulein hinübergeglitten.

Auch die beiden Damen konnten ſich der unheimlichen Gewalt des Menſchen nicht entziehen, welchen Trotz dagegen ſie auch in ihrem Innern zu überwinden haben mochten. Die Baronin ſah ungewiß ihre Freundin an. Das Fräulein war ſchon aufgeſtanden, ſich zu entfernen. Die Baronin begleitete ſie einige Schritte. Sie mußte es.

Marie, der Menſch hat mir etwas Entſetzliches zu bringen, ich ſehe es ihm an.

Er ſieht aus, wie ein Mörder.

Wie ein Henker, Kind!

Auch die arme Frau mußte das Wort ausſprechen, und wie ſie es ausſprach, mußte ſie gewaltſam ſich aufrecht halten.

Stehe Gott Dir bei, Du arme Frau, ſagte die Freundin.

Sie mußten ſcheiden. Die Freundin ging in das Haus. Die Baronin kehrte zu dem Herrn von Rohner zurück.

Sie ging in die untergehende Sonne hinein. Die Strahlen drangen mit ihrem glänzenden, goldenen Scheine durch die Blätter und Blüthen des Flieders und des Jasmin. Sie beſchienen das graue Geſicht des Henkers und das todtblaſſe ſeines Opfers. Wie häßlich war jenes! Wie ſchön in allen ſeinen Leiden dieſes! Und ſie war allein mit ihm, das Opfer mit dem Henker oder Mörder, was er ſein mochte.

Ihre Kinder hatten ſich ſpielend auf einen entfernteren Raſenplatz zurückgezogen. Was konnten auch die ſchwachen Kinder ihr helfen?

Setzen wir uns, Couſine, ſagte der Herr von Rohner. Ich werde wahrſcheinlich Ihre Zeit lange in Anſpruch nehmen müſſen.

Sie ſetzte ſich ſchweigend. Eines Wortes war ſie in dieſem Augenblicke wohl nicht mächtig.

Auch er ließ ſich nieder, mit unveränderter Ruhe. So ſprach er auch weiter, und die Unglückliche konnte, mußte ihm bald antworten, mit welcher Liſt und Bosheit er auch in ihrem Innern wühlte, alte Wunden ihres Herzens aufriß, neue hinzufügte, ſie langſam, Schlag für Schlag zu tödten ſuchte.

Couſine, um auf Neueſtes zu kommen, muß ich Altes zurückholen.

Müſſen Sie auf Neues kommen, Herr von Rohner? konnte ſie doch nicht unterdrücken.

Ich denke.

Sie haben mir etwas mitzutheilen?

Ja.

So möchte ich bitten, es mir ſogleich zu ſagen. Jene Umwege —

Sie ſind nöthig, Couſine.

Um mich zu martern.

Vielleicht auch dazu, Couſine, erwiderte ihr mit ſeiner unzerſtörlichen Ruhe der freche Menſch.

Dann mein Herr —

Sie wollte aufſtehen, doch er hielt ſie zurück.

Gnädige Frau, keine Uebereilung! Was Sie hier, mit mir allein,

nicht hören wollen, müßte ich Ihnen morgen in einer eigenthümlichen Geſellſchaft ſagen.

Sie widerſtrebte nicht mehr. Das Unglück begann, über ihr zuſammenſchlagend, ihre Kraft zu brechen.

Der Herr von Rohner fuhr fort, oder eigentlich er begann: Sie wollen hier heute Ihre Verlobung mit Robert Neurode feiern, Couſine?

Ja, antwortete ſie, und ſie mußte ſich ſchon zuſammennehmen, um das Wort auszuſprechen.

Sie lieben ihn ſchon lange?

Ich liebe ihn.

Auch er Sie?

Sie wiſſen es.

Sie liebten ſich ſchon vor Ihrer erſten Heirath —

Herr von Rohner —

Mit dem jammervollen Alphons, dem Cretin —

Herr von Rohner, er war mein Gatte, den ich —

Den Sie, wie unſere Tante Ihnen vorwarf, getödtet hätten. Ich behaupte das nicht —

Sie wollen mich hier beleidigen, Herr von Rohner —

Beleidigen, Couſine? Ich wollte Sie rechtfertigen. Ihre Liebe zu Robert war jenem Krüppel gegenüber eine gerechtfertigte. Deshalb konnten Sie auch nicht dafür, daß ſie auch während Ihrer Ehe Ihr Herz erfüllte, daß ſie nach dem Tode Ihres Gatten neu auflebte, daß Sie nach der Rückkehr Robert's ihm geheime Rendezvous gaben —

Mein Herr!

Wie es ſchon früher, vor Ihrer Verheirathung geſchehen war —

Die Wittwe mußte die Augen niederſchlagen.

Im Park, im —

Er ſtockte abſichtlich. Er ſah ſie mit den großen, ſchwarzen, häßlichen Augen fragend an.

Sie war bleicher geworden.

Im Pavillon, Couſine, fuhr er fort. In demſelben Pavillon —

Sie mußte ſich krampfhaft an der Lehne ihres Stuhles halten.

Iſt Ihnen etwas, Couſine?

Was wollen Sie von mir, Herr von Rohner?

Ihre Liebe zu Robert rechtfertigen, den heutigen Tag, ja, den ganzen heutigen Tag, auch die Verlobung, die ſie heute Abend feiern —

wollen. Darum laſſen Sie mich fortfahren. Unſere Tante ſtarb im März. War es nicht ſo?

So war es.

Robert kam im Juni zurück.

Er kam im Juni hierher.

Aber nicht direct aus Afrika.

Sie mußte wieder die Augen niederſchlagen.

Aus Algier war er ſchon im Anfang März abgereiſt, ich habe beſtimmte Nachrichten. Und ſchon acht Tage ſpäter war er, nicht hier, aber in Neurode. — Warum erbleichen Sie, Couſine? Sie waren ja Wittwe, Herrin über Ihre Hand. Ihre Liebe war kein Unrecht. Darum auch Ihre geheimen Zuſammenkünfte mit ihm im Pavillon nicht. Sie hatten ſie ja als Braut eines Anderen ſchon gehabt. Aber was dann weiter paſſirte, Couſine, das war allerdings — Sie ſagten vorhin, ich wolle Sie martern. Ich will es nicht, aber ich muß. Denn Sie werden mir ſchwerlich das freiwillige Geſtändniß ablegen wollen, deſſen ich nun aber einmal nothwendig bedarf, daß nämlich Sie und Robert unſere Tante ermordet haben.

Er ſah ſie ruhig an, wie er ruhig geſprochen hatte. — Sie drohete, von ihrem Stuhle zu ſinken. Er hielt ſie.

Oder wollten Sie mir wirklich das Geſtändniß ablegen? fragte er.

Sie konnte nicht antworten, ſie konnte ſich nicht rühren.

So muß ich fortfahren und Ihnen erzählen, was Sie mir nicht offenbaren wollen. Ich kombinire nur, ich war nicht Zeuge. Aber Sie werden finden, daß ich Stück für Stück richtig kombinirt habe. — Auch an dem Tage des Bauernaufſtandes hatten Sie eine Zuſammenkunft mit Robert im Pavillon verabredet. Er war da, ſchon des Vormittags. Oder hatte er ſich verſpätet? Es kommt nichts darauf an. Sie waren wenigſtens des Morgens heimlich zum Pavillon gegangen, — heimlich, aber gerade die Tante hatte Sie geſehen. Sie hatte nicht darauf geachtet; als Sie aber des Nachmittags vermißt wurden, fiel es ihr wieder ein und nun fiel es ihr auch auf. Sie ging Ihnen nach, ſie überraſchte Sie, Sie und Robert, im Pavillon. Sie — ſie war eine böſe Frau, das iſt wahr. Sie glich ſo etwas einem alten Satan, und ſie war ein Satan gegen den, den ſie haßte. Sie haßte aber auf der Welt Niemanden mehr, als Sie und Robert. Und Sie Beide traf ſie in einem geheimen zärtlichen Tête-à-Tête, in dem Momente, da die Bauern ihr Schloß plündern und in Brand ſtecken, ihre Schätze ihr rauben wollten. Ihre Ueberraſchung

wurde zur Entrüſtung, ihre Entrüſtung wurde zur Wuth. Sie konnte ſich nicht mehr mäßigen. Sie griff, ſie ſchlug nach Ihnen, Robert trat für Sie ein. Es kam zu einem Handgemenge. Der Zorn, die Wuth wurden allgemein. Zwei gegen Einen. Sie und Robert blieben die Sieger. Die Beſiegte blieb todt auf dem Platze. — Nicht wahr, Couſine, ſo ſind die Thatſachen? Sie werden vielleicht noch einige Milderungsgründe für ſich anführen können, wie die Kriminaliſten es nennen. Aber Milderungsgründe heben den Thatbeſtand nicht auf, wie gleichfalls jeder Kriminaliſt Ihnen ſagen kann. — Und nun, Couſine, bin ich fertig mit meiner Erzählung oder, wie ich Ihnen gern wiederhole, mit meinen Kombinationen. Hätten Sie mir etwas darauf zu erwidern?

Die unglückliche Frau hatte doch vielleicht aufathmen wollen, als er wiederholt nur von Kombinationen ſprach. Sie mußte gleichwohl nach einer Antwort ſuchen, Er überhob ſie der Antwort. Er nahm ihr ſchnell den Reſt von Hoffnung, der in ihrem Innern hatte auftauchen wollen.

Ah, ich muß doch noch vorher um ein paar Worte bitten. Ganz ohne Beweiſe bin ich nicht. In dem Kampfe, der ſich im Pavillon entſpann, zog die Tante zu ihrer Vertheidigung eine ſilberne Schnürnadel hervor, die die ſorgſame Frau immer bei ſich zu führen pflegte. Sie mußte ihr heute zur Waffe dienen, ſie hatte keine andere. Sie wehrte ſich damit, ſie ſtach, ſie verwundete damit. Die Narbe der Wunde exiſtirt noch. Ich habe ſie heute endlich geſehen, gerade heute.

Die Baronin glich wieder einer Leiche. Ihr Körper war feſt an die Stuhllehne gepreßt. So ſaß ſie ſtarr da.

Die Sonne war untergegangen. Das Abendroth glänzte leuchtend über der Armen.

Die Augen des Herrn von Rohner leuchteten häßlicher und häßlicher. Er fuhr fort:

Und nun noch ein paar Worte, Couſine, die letzten, und zwar Worte der Verſöhnung, der Sühne. Robert iſt todt —

In die Baronin kam Leben. Sie ſprang auf.

Robert todt?

Ja, Couſine, ſeit heute Morgen. Der Herr von Langenfeld hat ihn im Duell erſchoſſen.

Allmächtiger Gott!

Sie ſank bewußtlos zuſammen. Er fing ſie auf und ſetzte ſie auf ihren Stuhl. Er mußte ſie halten. Er hielt ſein Opfer ruhig feſt.

Sie ſchlug die Augen auf, und er begann wieder:

Ich wollte Worte der Verſöhnung zu Ihnen ſprechen, Couſine. Kein Menſch auf der Welt, außer mir, hat eine Ahnung von dem Verbrechen, weder gegen Sie noch gegen Robert. Es ſteht in Ihrer Gewalt, ob es für immer ſo bleiben ſoll. Aber es giebt nur ein Mittel. Es liegt Ihnen nahe, gerade an dem heutigen Tage. Sie wollten eine Verlobung feiern; — reichen Sie mir Ihre Hand, feiern wir heute Verlobung.

Die Baronin konnte ihre Beſinnung behalten. Sie konnte, ſie mußte aufſpringen.

Unmenſch! rief ſie. Mörder! Robert's Mörder —

Eigentlich ſein Henker, Couſine. Laſſen Sie mich nicht auch der Ihrige werden.

Entſetzlicher Böſewicht!

So kommt der Henker dem Verbrecher immer vor.

Verlaſſen Sie mich auf der Stelle.

Ich gehorche Ihrem Befehle. Für Ihre Antwort iſt es ja auch noch morgen Zeit.

Er ging; er war heute Mörder und Henker geweſen.

Was die unglückliche Frau that, nachdem er fort war — kein menſchliches Auge war Zeuge, kein lebender Mund hat davon erzählen können!

Ihre Freundin Marie Zeller kehrte mit ihren Eltern, die unterdeß angekommen waren, in den Garten zurück. Sie fanden die Baronin an der Stelle, an der ſie ihre kleine Geſellſchaft hatte empfangen wollen, nicht mehr. Es war leer zwiſchen den blühenden Fliederbäumen, dem duftenden Jasmin, den frühen Roſen. Aber fünfzig Schritte weiter befand ſich ein Springbrunnen mit einem tiefen Baſſin. Eine Trauerweide hing darüber hin. Als die Suchenden die Hausfrau zwiſchen den Blumen und Blüthen nicht gefunden hatten, gingen ſie weiter zu dem Springbrunnen. In dem tiefen mit Waſſer gefüllten Baſſin fanden ſie die Leiche der Geſuchten.

Die Kinder ſtanden davor und riefen: Mutter, trauteſtes Mütterchen!

Vom Himmel war auch die Abendröthe verſchwunden. Er lag wie ein unendlich weites, graues Leichentuch über dem Baſſin und der Trauerweide, über der Leiche, über den Kindern. —

Und der Henker und Mörder?

Der Lieutenant von Langenfeld hatte noch an demſelben Abende ſein unglückliches Duell mit dem Baron Neurode den Gerichten angezeigt. Es wurde eine Kriminalunterſuchung eingeleitet. Auch der Kam-

merrath von Rohner wurde zur Unterſuchung gezogen und verhaftet. Die Anderen hatten ſofort ein umfaſſendes Geſtändniß abgelegt.

Der Herr von Rohner leugnete lange. Er war der hinterliſtige Anſtifter geweſen. Was für die Anderen ein einfaches Ehrenduell war, war für ihn ein vorher kalt überlegter und beſchloſſener gemeiner Mord. Er ſah das wohl ein. Daher ſein Leugnen. Zuletzt konnte er der Wahrheit nicht widerſtehen.

Er that, heißt es in den Akten, was dergleichen Verbrecher bei einem ſtarken Affekte in der Regel alle thun; das Gefühl ihrer gänzlichen Ohnmacht gegen ein unabwendbares Uebel ruft endlich die äußeren natürlichen Zeichen zum Beiſtande auf; ſie weinen, wie — das ſchwache Weib!

Dann legte auch er ſein Geſtändniß ab.

Durch das darauf erfolgte und vom Landesherrn aus Gnaden gemilderte Erkenntniß wurden der Lieutenant von Langenfeld zu acht- und der Lieutenant von Konau zu dreijährigem Feſtungsarreſt verurtheilt. Beide wurden aber ſchon nach kürzeren Friſten weiter begnadigt.

Der Doktor Chalybäus war frei geſprochen.

Gegen den Kammerrath von Rohner war erkannt, daß derſelbe, des verübten Verbrechens halber, ihm zur wohlverdienten Strafe und Anderen zum abſchreckenden Beiſpiele, mit dem Schwerte vom Leben zum Tode zu richten und zu ſtrafen, ſodann aber deſſen Körper auf dem Richtplatze zu beerdigen.

Die Gnade des Landesherrn verwandelte die Todesſtrafe in zwanzigjährigen Feſtungsarreſt.

Der Kammerrath von Rohner hat exiſtirt. Vielleicht lebt er noch, ſeine wohlverdiente Strafe verbüßend. Dieſen Charakter in einer Novelle zu erfinden, — innerlich unwahr, pſychologiſch unmöglich! würden die Herren Recenſenten rufen.

Die Herren Recenſenten ſind eben die Herren Recenſenten.*

Die Frau des Hinzurichtenden.

1.

Eine Mesalliance.

An dem Gasthofe einer Provinzstadt fuhr ein Reisewagen vor.

Vor dem Hause standen mehrere Menschen versammelt. Sie standen meist neugierig, auf die Straße, nach dem Gasthofe hinschauend.

In dem Gasthofe schien es ebenfalls lebendig zu sein.

Unter den Leuten vor dem Hause war auch der Hausknecht des Gasthofes.

Schon wieder welche, sagte er, die sich die morgige Hinrichtung ansehen wollen. Ja, wenn so einem vornehmen Herrn der Kopf abgeschlagen wird —

Du, laß solche Bemerkungen, verwies ihm Einer.

Was wollt Ihr denn? Sind nicht schon so viele Fremde heute Abend hier angekommen? Und blos dazu!

Aber er mußte an den Wagen treten, um dem Kutscher zu helfen.

Ein Kellner war aus dem Hause gekommen, der im Wagen befindlichen Herrschaft beim Aussteigen behilflich zu sein.

Ein Bedienter war bei dem Wagen nicht.

Es stieg zuerst eine Kammerjungfer aus. Sie war in grauer Kleidung, wie in Halbtrauer.

An ihrer Hand sprang ein Knabe von ungefähr fünf Jahren auf den Boden, ein blühendes, bildschönes Kind.

Dann wurde ihr aus dem Innern des Wagens ein schlafendes Kind von beinahe einem Jahre zugereicht. Sie nahm es sorgfältig in die Arme, damit es nicht erwache.

Eine Dame folgte, eine schöne junge Frau, in der Mitte der zwanziger Jahre, ein blasses, gramvolles, aber edles, stolzes Gesicht, eine hohe Gestalt, die der Schmerz nicht hatte niederbeugen können.

Sie war in die tiefste Wittwentrauer gekleidet.

Digitized by Google

Sie warf einen traurigen Blick auf die neugierig verſammelte Menge. Dann wollte ſie in den Gaſthof gehen.

An der Thür begegneten ihr zwei Herren, ein paar große, feine ariſtokratiſche Geſtalten, in einer halb ausgeſuchten, halb vernachläſſigten, faſt cyniſch vernachläſſigten Toilette.

So liebte es damals der deutſche Adel, ſich dem Publikum zu zeigen: Seht, wir könnten Toilette machen, aber wozu vor dem Volke?

Damals war es aber im Jahre eintauſend achthundert und eilf, alſo in der Zeit der größten Erniedrigung Deutſchlands unter der franzöſiſchen Fremdherrſchaft.

Die beiden vornehmen Herren ſahen die fremde Dame. Die Dame ſah ſie.

Die Herren verfärbten ſich, ſie wurden verlegen trotz ihrer Vornehmheit. Sie wären gern wieder umgekehrt, ſie konnten es nicht wohl.

Sie verbeugten ſich tief vor der Dame.

Die Dame ging mit einem Blicke ſtillen, ſchmerzlichen und doch ſtolzen Vorwurfs an ihnen vorüber.

Die Herren eilten in die Straße hinein, es ſchien ihnen daran zu liegen, ſich ſchnell zu entfernen.

Fatal, Baron, ſagte der Eine im Gehen.

Ueberhaupt dieſes ganze Zuſammentreffen iſt fatal. Ich glaube, man hat uns abſichtlich den Poſſen geſpielt.

Welchen Poſſen mochten die Herren meinen, zumal in Bezug auf die gramvolle Frau in der Wittwentrauer?

Die Neugierigen vor dem Hauſe ſahen der Dame nach.

Die iſt nicht hergekommen, um Jemanden einen Kopf kürzer machen zu ſehen.

Das könnt Ihr nicht wiſſen. Er hat Frau und Kinder —

Meiſter, woran denkt Ihr da?

Ja, ja wenn es nun ſeine eigene Frau mit ſeinen Kindern wäre, die zum letzten Male Abſchied von ihm nehmen wollten?

Von dem Verurtheilten?

Von ihm!

Herr des Himmels!

Ein Schrecken durchfuhr die Leute. Manche mußten ſtill nach Hauſe gehen. Die blieben, ſahen mit bleichen Geſichtern zu den Fenſtern des Gaſthofes nach dem bleichen Geſichte der fremden Dame hinauf.

Aber ſie ſahen vergebens hinauf.

Die Dame war in dem Gasthofe verschwunden.

Ich bitte um zwei zusammenhängende Zimmer, sagte sie zu dem Kellner.

Ich würde Sie dann aber drei Treppen hoch führen müssen.

Gleichviel.

Sie schritten die drei Treppen hinauf.

Der Kellner wollte sich noch entschuldigen und schwätzen:

Wir haben viele Fremde im Hause. Aus dem Nachbarlande ist der ganze hohe Adel da. Sie haben hier eine wichtige Zusammenkunft. Ihr Landesherr will die Bauern frei machen und die Dienste aufheben, wie es hier im Königreich Westphalen schon lange ist. Das wollen die Herrschaften sich nicht gefallen lassen, und nun berathen sie hier, was sie dagegen thun sollen. Ich horchte einmal an der Thür, da machte gerade Einer den Vorschlag, sie wollten ihren Herrn für einen Landesverräther erklären und absetzen.

Die Selbstsüchtigen! sprach die Dame leise für sich.

Der geschwätzige Kellner fuhr fort:

Dann sind auch noch mehrere Fremde aus der Nachbarschaft angekommen, die der morgigen Hinrichtung beiwohnen wollen. Die gnädige Frau werden wohl davon gehört haben, daß morgen hier Jemand mit dem Beile hingerichtet werden soll, ein Baron aus dem Preußischen. Er hat sich gegen unsern König verschworen, mit Herren von unserem Adel. Die sind entkommen. Ihn allein haben Sie gefangen, wie er gerade die Bauern zu einem Aufstande aufreizen und nach Kassel führen wollte. Er ist zum Tode verurtheilt. Der Scharfrichter ist auch schon eingetroffen. es ist ein großer, schöner Mann, der Scharfrichter nämlich; aber es kommt Einem doch Grauen an, wenn man ihn sieht.

Die Dame hatte sich fast krampfhaft an dem Treppengeländer festhalten müssen, um die Stufen hinaufsteigen zu können. Ihr blasses Gesicht war bleich wie der Tod geworden.

Die Kammerjungfer sah mit steigender Angst nach ihr hin. Sie war ebenfalls bleich geworden. Man sah das schlafende Kind in ihrem Arme zittern.

Der blühende Knabe sprang sorglos vor der Mutter die Treppe hinauf.

Sie hatten das Ende der Treppe erreicht.

Der Kellner wies der Dame zwei Zimmer an.

Digitized by Google

Um welche Stunde iſt morgen die Hinrichtung? fragte die Dame den Kellner.

Präziſe um ſechs Uhr früh, ehe es noch ganz hell iſt.

Sie entließ den Kellner.

Dann warf ſie ſich erſchöpft in ein Sopha. Ein Strom von Thränen ſtürzte aus ihren Augen.

Der blühende Knabe trat mitleidig vor ſie.

Du weinſt, Mutter, und du haſt geſagt, wir ſollten den Vater wieder ſehen? Sehen wir ihn denn nicht?

Sie riß das Kind an ihre Bruſt.

Wir ſehen ihn. O, das iſt eine ſchreckliche Stunde!

Dann ſtand ſie auf. Sie ließ den Knaben los. Sie faltete die Hände und hob die großen, dunklen Augen zum Himmel empor:

Herr da oben im Himmel, gieb mir Kraft und ſtehe mir bei!

Sie ſtand ſo demüthig da während des kurzen, heißen Gebetes, aber auch ſo vertrauensvoll und in Gebet und Vertrauen ſo feſt, ſo erhaben!

Der Kellner trat wieder ein.

Gnädige Frau ſind die Frau Baronin von Heidenheim?

Ja.

Der Herr Graf Stamberg laſſen mit zwei andern Herren um die Ehre bitten, der gnädigen Frau ihre Aufwartung machen zu dürfen. Sie gehören zu den Herrſchaften, die da unten ihre Verſammlung haben. Sie hatten gerade am Fenſter geſtanden, als die gnädige Frau ankam.

Die Baronin von Heidenheim hatte ſich einen Augenblick beſonnen.

Die Herren werden mir willkommen ſein, ſagte ſie dann.

Der Kellner ging.

Sie ordnete mit Ruhe ihren Anzug.

Zu der Kammerjungfer ſagte ſie:

Anna, gehe mit der Kleinen in das Nebenzimmer.

Den Knaben behielt ſie bei ſich.

So erwartete ſie die Herren, die ihre Aufwartung machen wollten.

Sie war eine ſtarke Frau.

Die drei Herren traten ein.

Sie gehörten zu jener Ariſtokratie des Nachbarlandes, die ihren Herrn für einen Landesverräther erklären und abſetzen wollte, weil er den Bauern die Freiheit und Abgabenverminderung gab.

Gnädige Frau, hob der Graf Stamberg an, es iſt ein unglücklicher Zufall, der uns hier zuſammenführen muß.

Die Dame unterbrach ihn, ſie unterbrach ihn ſtolz.

Zufall, Herr Graf? O, es iſt ein großes Unglück, daß deutſche Edelleute, daß die Blüthe eines ganzen Landesadels es als einen Zufall bezeichnen muß, wenn unter ihren Augen einer der ihrigen von fremden Deſpoten gemordet werden ſoll. Aber Sie haben Recht, nur ein Zufall hat Sie hierher geführt, nicht Muth, nicht —. Doch, was wünſchen Sie von mir, meine Herren?

Wir kommen, Ihnen unſer tiefes Beileid zu bezeugen, gnädige Frau —

Die Dame unterbrach den Grafen wieder, diesmal bitterer:

Ich danke Ihnen, meine Herren. Ich trage in der That ſchwer genug an meinem Leide. Auf Hülfe, auf Unterſtützung darf ich nicht rechnen, und da ich noch ſo Vieles und ſo Schweres zu thun habe in den wenigen Stunden, ſo —

Die Herren verſtanden die Verabſchiedung. Sie fühlten aber auch die Vorwürfe der unglücklichen Frau.

Gnädige Frau, wenn hier menſchliche Hülfe möglich wäre?

O, mein Herr, unterbrach die Dame den Grafen zum dritten Male, möglich iſt Alles, was Ehre und Pflicht geſtatten, und Pflicht iſt, was Ehre und Muth gebieten. Sie meine Herren, glauben Ihre Ehre verpfändet, weil ihren Rittergütern einige Rechte genommen ſind, und Sie haben den Muth, dafür die Abſetzung ihres Königs, Ihres eigenen, von uralter Zeit angeſtammten, braven, vom Unglücke ohnehin tief gebeugten Königs dekretiren zu wollen, dem Sie Alle hundertmal Treue und Liebe und Gehorſam geſchworen haben. Aber für einen Edelmann aus Ihrer Mitte einzutreten, der ſein deutſches Vaterland von fremder Tyrannei, von den ſchmachvollen Feſſeln des franzöſiſchen Deſpotismus befreien wollte, dafür iſt Ihre Ehre nicht verpfändet, dafür haben Sie keinen Muth, dafür ſcheint Ihnen menſchliche Hilfe unmöglich. Ich danke Ihnen nochmals für Ihr Beileid, meine Herren. — Komm, mein Kind, mein armer Hugo, wir wollen zu Deinem Vater gehen. Du ſelbſt kannſt noch nicht ſchwören, aber während er dich in ſeinen Armen hält, zum letzten Male dich an ſein Herz drückt, will ich für Dich den Schwur leiſten: Du ſollſt ein deutſcher Mann werden.

Die Herren gingen.

Es iſt eine unglückliche Frau, man muß ihr Vieles zu gute halten, ſagte der Graf Stamberg zu ſeinen Begleitern, indem er die Achſeln zuckte.

Einer der Begleiter zog die Schultern noch höher.

Vergeſſen wir auch nicht, lieber Graf, daß ſie eine Bürgerliche iſt.

Ihr Vater war Oberförſter, beſtätigte der zweite Begleiter des Grafen. Der Heidenheim ſchloß eine Mesallianee.

2.

Ein ſchwerer Gang.

Die Baronin von Heidenheim ging in ihrem Zimmer auf und ab.

Sie war unruhig, aber nicht, weil es ihr in ihrer unglücklichen Lage an einem Entſchluſſe oder an Muth zu deſſen Ausführung gefehlt hätte. Ein Entſchluß ſtand feſt in ihr, und der volle Muth zur Ausführung lebte in ihr.

Sie war eine ſtarke und eine muthige Frau.

Sie wartete auf Etwas.

Es war ſchon ſpäter Nachmittag geworden.

Endlich öffnete ſich die Thür des Zimmers.

Ein alter Mann trat ein, ein Diener dem Anſehen nach. Aber er ſtand doch zu gerade, zu frei vor der Herrin, freilich auch mit einer Ergebung und Treue, wie der gewöhnliche Diener ſie ſelten hat. Dieſe grade, freie und treue und zugleich kräftige Geſtalt konnte wohl nur im Walde, im Forſte aufgewachſen und alt geworden und ſo rüſtig geblieben ſein.

War der Vater der Baronin, wie der Eine der vornehmen adelichen Herren achſelzuckend geſagt hatte, ein bürgerlicher Oberförſter geweſen, ſo war dieſer alte Mann gewiß ein Jäger, der ſchon im Dienſte des Oberförſters grau geworden war, und nachher von der Herrin nicht hatte laſſen können, die unter ſeinen Augen, in ſeinen Armen, auf ſeinen Knieen groß geworden war.

Die Baronin ſah ihm erwartungsvoll entgegen.

Sein Geſicht verkündete unter ſtiller Trauer Zuverſicht.

Bringſt Du gute Nachrichten, alter Joachim?

Ich hoffe, gnädige Frau. Die Wagen ſind aufgeſtellt.

Drei doch?

Der erſte zehn Minuten vor der Stadt in einem Wäldchen; der zweite eine Meile weiter; der dritte wieder eine Meile weiter.

Werden die Kutſcher ſich treffen können?

Ich habe Ihnen Alles genau beſchrieben. Sie können ſich nicht verfehlen. Zudem bin ich immer dabei.

Und die Grenze?

Ich habe einen Hohlweg gefunden. Er zieht ſich durch die Grenze. Dort ſtehen nur Douanen.

Du haſt auch nirgends etwas Auffallendes gefunden?

Nirgends. Man hat keine Ahnung.

Wohl. Alſo um zehn Uhr heute Abend?

Von halb zehn Uhr an iſt Alles bereit.

So gehen wir.

Sie nahm Hut und Shawl.

Sie rief dann die Dienerin mit den Kindern aus dem Nebenzimmer.

Sie waren ſchon bereit.

Du begleiteſt uns, Joachim. Auch Du ſiehſt Dir genau die Oertlichkeit an.

Sie gingen.

Zuerſt die Baronin, den fünfjährigen Knaben an der Hand.

Dann die Dienerin mit dem Kinde auf dem Arm.

Der alte Joachim folgte.

Sie gingen einen ſchweren Weg, den ſchwerſten Weg, den eine Frau mit ihren Kindern gehen kann.

Sie gingen zu dem Zuchthauſe.

In dem Zuchthauſe befand ſich der Gatte.

Der zum Tode durch Henkerhand verurtheilte Gatte.

Am andern Morgen ſollte er hingerichtet werden. Er hatte kaum noch zwölf Stunden zu leben.

Die Gattin ging zu ihm, Abſchied von ihm zu nehmen, Abſchied für dieſes Leben; ihm die Kinder zu bringen, zum letzten Male.

Sie ging aufrecht, in tiefſter Wittwentrauer, todesbleich, keinen Blutstropfen in dem ſchönen Geſichte, aber doch aufrecht, ſtark.

Ihr Gatte war ja ein Verbrecher nur vor einem fremden Geſetze. Vor dem deutſchen Vaterlande, vor jedem deutſchen Herzen war er ein

Ehrenmann, der das Höchſte eingeſetzt hatte für das Höchſte, für das Vaterland. Er hatte den Einſatz verloren. War er darum minder edel, minder groß? Das Vaterland feiert eben am meiſten ſeine unglücklichen Ehrenmänner.

So war Andreas Hofer gefeiert von ſeinem Volke und von ſeinem Kaiſer.

So leben in Aller Mund noch die zwölf Schill'ſchen Offiziere, die der Kaiſer Napoleon, kaum zwei Jahre vorher hatte erſchießen laſſen.

Sie waren Alle von den Feinden des Vaterlandes, von den Franzoſen gemordet.

Aber ſie waren Alle den Heldentod für das Vaterland geſtorben.

So ſollte auch der Gatte der unglücklichen Frau gemordet werden.

Freilich Eins war Anders.

Ueber jene hatten Napoleoniſche Generale den Mord ausgeſprochen.

Hier hatten deutſche Richter das Todesurtheil gefällt.

War darum weniger ein Mord da?

Schmach, hundertfache, tauſendfache Schmach den deutſchen Richtern, die im Dienſte des fremden Tyrannen das Blut deutſcher Männer opfern konnten. Und es waren ihrer ſo viele, dieſer entarteten deutſcher Richter.

Die Geſchichte hat ihre Namen nicht aufgezeichnet. Wohl ihnen!

Aufrecht ging die unglückliche Frau. Sie wußte, daß der Gatte, was er muthig eingeſetzt hatte, auch wie ein Held hingeben werde. Sollte da ſie Schwäche, Ohnmacht zeigen? Sollte ſie die ihm zeigen, in ſeiner letzten Stunde? Sollte ſie das Herz ihm ſchwer machen, einen Kampf in ihm erneuern, den er ſo ſchwer und ſo oft ſchon beſtanden, den er aber endlich ſiegreich beſtanden hatte?

Und dann, ſie brachte ihm noch etwas Anderes, als den letzten bitteren Abſchied. Sie wollte ihm etwas Anderes bringen. Ob ſie es konnte?

Das, die entſetzliche Angſt, ob ſie es konnte, ob ihr hochherziger Plan gelingen werde, das hätte ſie niederbeugen, das hätte ſie zuſammenbrechen können. Aber ſie war muthig und ſtark.

Die Stadt war in Aufregung. Schon am Vorabend vor dem Morgen der Hinrichtung.

Das entſetzliche Schauſpiel des rohen Aktes, den ſie eine Handlung der Gerechtigkeit nennen, regt immer ſchon im voraus auf, den beſſer gearteten, wie den rohen, gemeinen Menſchen. Ein Grauſen ergreift ſie Alle und immer, ſelbſt wenn der gemeinſte Raubmörder hingerichtet wer-

den ſoll. Sie geben das Gefühl des Schreckens und der Beängſtigung nur in verſchiedener Weiſe kund. Der Eine will es, vergebens, durch tiefe Trauer in ſich verſchließen. Der Rohe, der Gemeine muß es laut aus ſich herausſchreien, in Tönen, die wie Jubellaute klingen, die Schnapsflaſche in der Hand.

So ſchreckt man durch die Todesſtrafe ab, ſo beſſert die ſtrafende Gerechtigkeit die Menſchen.

Hier ſollte von dem Beile des Henkers ein deutſcher Mann getroffen werden, der das Vaterland von dem Erzfeinde, den Franzoſen, hatte befreien wollen, der dafür von deutſchen Richtern im Solde der Franzoſen für einen Hoch- und Landesverräther war erklärt worden: ein junger Mann in der Blüthe ſeiner Jahre; ein Mann, eben ſo hoch und edel an Geburt, wie er hoch und edel an Geſinnung, an Muth, an Kraft war!

Neugierige waren am Tage vorher ſchon von nah und fern eingetroffen. Sie durchwogten unruhig die Straßen der Stadt.

Durch ihre Mitte ſchritt die unglückliche Frau, die Gattin des Verurtheilten, mit ihr waren ihre, ſeine Kinder.

Die Menſchen ſtanden ſtill, ſcheu, ehrerbietig, wo das Unglück ſo an ihnen vorbeiging. Auch der Roheſte konnte den Gefühlen des Mitleids und der Hochachtung ſich nicht verſchließen.

Wie ſie ſchön iſt!

Und ſo blaß!

Und wie edel!

Und die armen Kinder!

Wie bildſchön der Knabe!

Und wie blühend das Kleine, das die Dienerin trägt.

Es lächelte ſo ſüß, es ſpielt mit der Roſe. Es pflückt die Blätter ab, ſo freundlich, ſo glücklich.

Und auch der Knabe ſieht ſo fröhlich aus.

Er denkt wohl nur daran, daß er den Vater wiederſehen ſoll Er hat ihn lange nicht geſehen. Er hat oft nach ihm verlangt und gebangt. Daß er ihn zum letzten Male ſieht, in der ſchweren Sterbſtunde, wie kann ein Kind das begreifen?

Haben wir noch weit zum Vater? fragte das Kind ſeine Mutter.

Wir ſind bald da, mein Hugo.

Die Frauen, die es hörten, mußten laut weinen.

In die Augen der härteſten Männer traten Thränen

Die Baronin erreichte das Zuchthaus.

Digitized by Google

Es lag am Ende der Stadt.

Die Stadt war früher mit Feſtungswerken umgeben geweſen. Sie waren längſt abgebrochen. Die Wälle waren zu Promenaden eingerichtet, die Gräben zugefüllt. Nur um das Zuchthaus lief noch ein breiter und tiefer Graben. Eine einzige Brücke führte über ihn, von der Stadtſeite her. Sie war von Holz, ſo daß ſie jeden Augenblick ohne Mühe ganz eingeriſſen werden konnte. Außerdem konnte ſie aufgezogen, und auch auf dieſe Weiſe jeder Eingang und Ausgang des Zuchthauſes unmöglich gemacht werden.

Rechts neben dem Hauſe war ein weiter, freier Platz. Er lag noch innerhalb des ehemaligen Feſtungswalles, der jetzigen Promenade. Dieſe führte um ihn herum. Im Hintergrunde hatte er eine Erhöhung, die unmittelbar mit dem Promenadenwalle in Verbindung ſtand. Es ſchien hier früher eine Schanze geweſen zu ſein.

Die Baronin beſah ſich Alles genau.

Auch der alte Diener Joachim richtete nach allen Seiten das aufmerkſame und erfahrene Jägerauge.

Er ſchlug es plötzlich nieder und ſah verſtohlen, angſtvoll nach ſeiner Herrin.

Da hinten, wo die Erhöhung war, an der alten Schanze, waren Haufen von Menſchen zuſammengeſtrömt. Sie ſtanden neugierig und gingen neugierig hin und her. Dort mußte ſich etwas Beſonderes ereignen oder ereignet ſollen, da man noch nichts ſah.

Auch die Baronin hatte hingeſehen. Ihr Geſicht konnte nicht bleicher werden, als es ſchon war. Aber ihr Gang ſchwankte einen Augenblick.

Dort bauen ſie das Hochgericht, flüſterte man in der Menge

Die arme Frau verdoppelte ihre Schritte.

Sie langte auf der Brücke an.

Das Gefangenhaus lag vor ihr. Sie ſah nur die dunklen, ſtarren Mauern und die kleinen, ſchmalen, vergitterten Fenſter der oberen Etagen. Am Ende der Brücke war ein hohes, feſtes, ſtark mit Eiſen beſchlagenes Thor. An das Thor ſchloß zu beiden Seiten ſich unmittelbar eine hohe Mauer an, die um das ganze Gebäude lief.

Die unteren Stockwerke des Gebäudes, ſo wie der Raum, der ſich vor ihm befand, waren auf ſolche Weiſe jedem Blicke von außen her verborgen.

Die Baronin machte Halt auf der Brücke.

Sie waren allein dort. Die Neugierigen waren ehrerbietig zurückgewichen.

Sie wandte ſich an den alten Jäger:

Du weißt Alles, Joachim!

Möge der liebe Gott uns nur beiſtehen, arme Johanna!

Der alte Diener hatte ſie als Kind ſo genannt, noch als Mädchen. Seitdem ſie Frau war, kam der Name nur in ſeltenen Momenten mächtigen, überwältigenden Gefühls über ſeine Lippen.

Er konnte vor Rührung und vor Spannung kaum ſprechen.

Die Baronin fuhr fort:

Ihr verlaßt mich mit den Kindern, wenn ich es Euch ſage. Anna kehrt mit ihnen ohne Aufenthalt in den Gaſthof zurück. Du warteſt hier in der Nähe der Brücke, du nimmſt ihn in Empfang.

Oder mich!

Sie hatte die anderen Worte ruhig und klar geſprochen.

Oder mich! ſchluchzte es auf einmal laut aus ihr hervor.

Gebe Gott es nicht, mein braves Kind, ſagte der Greis. Solche Liebe, ſolche Treue ſolcher Muth, ſie müſſen belohnt werden. Du gehſt ſchweren, Du gehſt ſchrecklichen Stunden und Tagen, vielleicht Wochen entgegen. Ich, Dein einziger Freund in dieſer ſchweren Zeit, habe Dich nicht davon zurückgehalten. Ich wollte, ich konnte es nicht. Gott hat Dich geleitet. Er hat Dich geleitet bis hier. Er wird Dir ferner beiſtehen.

O, möge er es mit ſeiner ganzen unendlichen Liebe, ſagte die Frau.

Sie trocknete ihre Thränen.

Sie ſchritten über die Brücke.

Der Diener klopfte an das Brückenthor.

Ein Schieber in dem Thore bewegte ſich. Es entſtand eine Oeffnung, die kaum vier Zoll im Gevierte maß.

Jenſeits derſelben zeigte ſich ein Geſicht.

Wer iſt da?

Die Frau Baronin von Heidenheim, ſagte der Jäger.

Warten! wurde kurz von innen geantwortet.

Die Oeffnung ſchob ſich wieder zu.

Die Baronin war von der Direktion des Zuchthauſes benachrichtigt, daß ihr Gatte am morgigen Tage werde hingerichtet werden, daß er ſie und die Kinder noch zu ſehen wünſche, daß ſeinem Wunſche ſtattgegeben ſei, und daß man ſie im Laufe des heutigen Nachmittags erwarte.

Die Wache am Thore war von ihrer bevorstehenden Ankunft benachrichtigt. Sie mußte jetzt melden, daß sie da sei.

An dem Thore rasselten Schlüssel.

Ein kleineres Pförtchen im Thore wurde geöffnet und ein Beamter des Gefangenhauses erschien darin.

Er warf forschende Blicke auf die Baronin und ihre Begleitung.

Dann wandte er sich an die Baronin:

Gnädige Frau, nur Sie und die beiden Kinder können eingelassen werden. Ihre Leute müssen zurückbleiben.

Das kleine Kind muß getragen werden, bemerkte die Baronin.

Ich bedaure, daß mein Befehl strenge ist, und in diesem Hause herrscht militärischer Gehorsam.

Der Baronin war daran gelegen, daß ihre Domestiken sie begleiten durften. Sie hatte darauf gerechnet.

Die arme Frau ging schweren Stürmen und Kämpfen entgegen. Sie bedurfte darin fremder Stütze, und sie sollte allein das Kind tragen und das andere führen.

Und hatte sie nicht auch noch andere Gedanken, eine andere Absicht? Das durfte sie freilich dem Beamten nicht zeigen.

Der Beame war ein wohlwollender Mann.

Auch der Direktor des Hauses, sagte er, würde nichts ändern können. Der strenge Befehl ist von oben gekommen.

Aber wenn Sie erlauben, gnädige Frau, fuhr er fort und wollte das Kind aus den Armen der Kammerjungfer nehmen.

Die Baronin kam ihm zuvor.

Nein, mein Herr, ich danke Ihnen.

Sie nahm selbst das Kind.

In meinem Arm, an meiner Seite ist Euer Platz, meine Kinder, wenn zum letzten Male das Vaterauge auf Euch ruht.

Ihr Beiden wartet hier auf mich.

Mein Herr, haben Sie die Güte, mich zu führen.

Den Knaben an der Hand, das kleine Mädchen in dem Arme, schritt sie durch das Pförtchen, mit festem Schritt, in edler Haltung.

Aber das Herz wollte sich ihr zusammenschnüren. Sie war mit einem bestimmten Plane, mit einem festen Entschlusse hergekommen.

Ihr Plan war zerstört. Sie bedurfte zu seiner Ausführung der Domestiken.

Vielleicht nur ihr erster Plan.

Denn ihr Entſchluß ſtand dennoch feſt.

Blicke des Mitleids und der Bewunderung der ſchönen unglücklichen Frau, empfingen ſie an der andern Seite des Thors.

Das Pförtchen hatte ſich hinter ihr geſchloſſen.

Sie war in dem Innern des Zuchthaushofes.

Er war nicht weit und bildete ein längliches, unregelmäßiges Viereck. Drei Seiten ſchloß die Mauer ein, die vierte die Front des Gefängnißhauſes. Der Hof enthielt nur wenige Gegenſtände.

Die Baronin überſah Alles, mit klarem, ruhigen, aber deſto ſchnellerem Blick.

War auch ihr erſter Plan ſchon ſo bald zerſtört, ihr Entſchluß ſtand deſto feſter, und der ſichere Muth kehrte in ihr Herz zurück.

Aber ihr Blick ſchien nicht befriedigt zu ſein.

Unmittelbar an dem Thore ſtand eine militäriſche Doppelwache unter dem Gewehre.

Gleich daneben war eine Art von Portierloge, in der ſich mehrere Gefangenwärter als eigentliche Thorwache aufhielten. Sie hatte nach allen Seiten breite, klare Fenſter; es war unmöglich, daß Jemand zu dem Thore gelangen konnte, ohne von dem Innern der Loge aus geſehen zu werden.

Auf der andern Seite des Thors, der Portierloge gegenüber, lag ein niedriges, ſchmales Gebäude; es war das Wachhaus der für das Zuchthaus beſtimmten Militärwache. Vor ihm befanden ſich vierundzwanzig Gewehrſtänder. Zwölf Gewehre waren an ſie angelehnt Zwölf Poſten waren alſo auf Wache. Einer von ihnen ging vor dem Wachhauſe ſelbſt auf und ab. Zwei ſtanden, wie ſchon geſagt, am Thore. Einer befand ſich vor der Thür des Zuchthausgebäudes.

Bei dieſem war wiederum ein Gefangenwärter.

Gendarmen gingen in dem Hofe auf und ab.

Wie war allen dieſen Sicherheitsmaßregeln gegenüber an ein Entkommen, an ein Entführen, Befreien nur zu denken?

An zwanzig Augen waren auf die Baronin gerichtet, von dem Momente an, da ſie den Gefängnißhof betrat. Sie verfolgten jede ihrer Bewegungen, jeden ihrer Blicke. Selbſt das Kind, das ſie auf ihrem Arme trug, der Knabe, der an ihrer Hand ging, waren Gegenſtand der unabläſſigen, mißtrauiſchen Aufmerkſamkeit.

Nur die Gendarmen hatten zugleich jene Blicke des Mitleids und der Bewunderung für die unglückliche, edle Frau. Sie waren Franzoſen,

Digitized by Google

Fremde, die ein fremdes Volk unterdrücken halfen und für die edlen Seiten dieſes Volkes ihre Sympathieen voll erhalten hatten. Daher hatten ſie auch nur Verachtung für die Anderen, die ſich zur Unterdrückung ihres eigenen Volkes hergegeben hatten, und dieſe waren — roh. Sie mußten ja gewaltſam das Gefühl der eigenen Schande in ſich unterdrücken.

Der Gefängnißbeamte führte die Baronin in das Innere des Zuchthausgebäudes. Die Thür lag gerade gegenüber dem Brückenthore.

Auch in dem Innern ſtand unmittelbar an der Thür eine Schildwache.

Ueber einen ſchmalen Flur gelangten ſie an eine Treppe.

Die Treppe führte ſie in einen langen Korridor.

Oben ſtand wieder eine Schildwache. Gefangenwärter und Gendarmen gingen umher.

Eine zweite Treppe mußte erſtiegen werden, eine dritte. Ueberall Schildwachen, Gendarmen und Gefangenwärter.

Wie war an ein Befreien zu denken?

3.

Die Todtenkammer.

Da oben in dem dritten Stock des Gefangenhauſes ging der Beamte an der Seite der Baronin auf eine Thür zu.

Eine Schildwache ſtand ſteif und feſt davor.

Ein Gefangenwärter ſaß auf einem Stuhle zur Seite.

Der Beamte klopfte an die Thür.

Ein kleiner Schieber in der Thür wurde in Bewegung geſetzt, es bildete ſich eine ſchmale Oeffnung, ganz wie an dem Brückenthore. Ein Geſicht erſchien jenſeits.

Gut! ſagte eine Stimme.

Die Oeffnung wurde wieder verſchloſſen.

Aber die Thür ſelbſt wurde nicht ſogleich geöffnet.

Drinnen mußten erſt Vorbereitungen gemacht werden, bevor die Angemeldete eingelaſſen werden konnte.

Man vernahm keinen Laut, keinen Ton aus dem Gemache.

Durch die Glieder der harrenden Frau ſchlich doch ein Zittern.

Gnädige Frau, das Kind wird Ihnen zu ſchwer! ſagte der Gefängnißbeamte.

Nein, mein Herr, erwiderte ſie feſt.

Sie zitterte nicht mehr.

Die Thür wurde geöffnet.

Sie trat mit ruhigem, feſten Schritt über die Schwelle.

Sie war in dem Gefängniß ihres Gatten, der zum Tode verurtheilt war.

Es war eine kleine Zelle.

In einer Ecke war eine Pritſche; einige Bettſtücke lagen daraus.

Ihr gegenüber ſtand längs der Mauer eine lange Bank.

Zwiſchen Bank und Pritſche war ein Tiſch aufgeſtellt.

Zwei hölzerne Stühle und ein paar Schemel ſtanden umher.

In der Mitte der einen Seitenmauer, an welcher die Bank ſtand, war eine zweite Thür.

Der Eingangsthür gerade gegenüber befand ſich das einzige Fenſter des Gemaches. Es war ſchmal, klein, hoch oben in der Mauer angebracht. Um nach unten hindurchſehen zu können, hätte man zuerſt auf den Tiſch einen Stuhl ſetzten und dann auf den Stuhl ſteigen müſſen. Auch ſo hätte man noch nichts ſehen können, denn die grünen Scheiben des Fenſters waren trübe und zudem gerippt. Nach welcher Seite des Gebäudes die Zelle lag, konnte man nicht gewahren.

An der Wand neben der Seitenthür hing eine graue Zwangsjacke.

Auf dem Tiſche ſtand eine Waſſerflaſche mit einem Glaſe.

In dem Gemache waren vier Perſonen.

Ein Gendarm ſtand unmittelbar an der Thür, neben einem Stuhle.

Zwei Gefangenwärter ſtanden an der Seitenmauer neben der Bank.

Sie ſchienen alle Drei bisher geſeſſen zu haben.

Alle Drei waren mit Seitengewehren bewaffnet. Der Gendarm trug außerdem im Arm einen Karabiner, auf dem das Bajonet aufgeſtellt war.

So ſah es in der Zelle aus, in welcher der zum Tode Verurtheilte bis zu ſeiner Hinrichtung bewahrt und bewacht wurde.

Man nennt dieſe Zellen in den Gefangenhäuſern die Todtenkammern.

Dem Verurtheilten war am zweiten Tage vorher ſein Todesurtheil verkündet worden.

Gleich nachher hatte man ihn in die Todtenkammer gebracht.

Er ſollte ſie nicht wieder verlaſſen bis zu dem Augenblicke, da er zum Richtplatze geführt würde.

Digitized by Google

Das Todesurtheil war in letzter Instanz erlassen, von deutschen Richtern, nach französischen Formen, gegen einen deutschen Mann, der sein Vaterland von den Franzosen befreien wollte. Es war von dem Könige von Westphalen, dem Vasallen des französischen Kaisers, bestätigt.

Es war unwiderruflich.

Drei Tage gab man dem Verurtheilten Frist, seine Angelegenheiten zu ordnen, sich zum Tode vorzubereiten.

Er hatte nur seine Frau und seine Kinder zu sehen verlangt nur noch einmal die Lieben, das Einzige, an dem, neben dem Vaterlande, sein Herz hing. Es war eine schwere Stunde, die er sich, ein schwerer Gang, den er der Gattin bereitete. Wer will es ihm verdenken, wenn er Trost und Stärkung sammeln wollte zu dem schwersten Gange, zu der schwersten Stunde seines Lebens?

Der Verurtheilte war die vierte Person in der Todtenkammer.

Es war ein großer, schöner, kräftiger Mann im Anfange der Dreißiger Jahre. Sein Gesicht war von jener Blässe überzogen, die der längere Aufenthalt in der Kerkerluft unvermeidlich giebt. Es hatte unter der Blässe seinen Stolz, seine Kraft, seine Ruhe bewahrt.

Er stand aufrecht in der Mitte der Zelle, das Gesicht nach der Thür gewandt. Er war in der Kleidung der Züchtlinge: lange Beinkleider, kurze Jacke, beides von grauem Drillich. Er stand erhaben in der einfachen Kleidung der Entehrung, mit der Gemüthsruhe des edlen Mannes.

So erwartete er die Gattin.

Sie trat ein, an der Hand den blühenden Knaben, im Arm das lächelnde Mädchen.

Auch sie konnte sich aufrecht halten. Ihre Kniee brachen nicht zusammen.

Aber das Kind mußte sie doch in seinen Arm legen.

Dann legte sie sich selbst an seine Brust, und nun mußte er sie stützen mit seinen beiden Armen, auch mit dem, in dem er das Kind hielt. Ihre Kraft hatte sie verlassen.

Die beiden Gefangenwärter sahen neugierig der Scene zu.

Der Gendarm an der Thür blickte finster auf die beiden Gefangenwärter.

Meine Herren, Sie sind hier überflüssig, sagte er zu ihnen, mit der Höflichkeit des Franzosen, mit der Strenge des Gendarmen.

Die Beiden warfen einen fragenden Blick auf ihren Vorgesetzen, den Beamten, der die Baronin hereingeführt hatte.

Er winkte ihnen zu, ſich zu entfernen.

Sie verließen die Zelle.

Dieſe gefühlloſen Sklavenſeelen, ſprach der franzöſiſche Gendarm verächtlich hinter den beiden Deutſchen her. Er konnte es: ſie hatten ſich den Franzoſen verkauft.

Der Gefangene geleitete die Frau zu der Bank. Er hieß ſie ſich niederſetzen und ſetzte ſich zu ihr.

Dann herzte er die Kinder. Das Jüngſte nahm er auf ſein Knie. Der Knabe mußte ſich zwiſchen ſeine Kniee ſtellen. So drückte er ſie an ſich. So küßte er die friſchen Lippen, die hellen Geſichter.

Er konnte es mit Glück in den Augen über die ſchönen, geſunden, blühenden Kinder.

Das Mädchen kannte ihn nicht. Seit einem Vierteljahre war er in der engen Haft. Soweit reichte das Gedächtniß des kaum einjährigen Kindes nicht zurück. Es lächelte dennoch den ſchönen blaſſen Mann ſo lieb und ſo freundlich an. Es ſtreichelte ſeine Wangen, es legte ſich an ihn.

Der Knabe erkannte den Vater wieder. Aber das Ungewohnte der Umgebung, die fremde, traurige Kleidung, die Bläſſe des Geſichts hatten ihn ſcheu gemacht. Iſt das wirklich mein Vater? mußten ſeine Augen die Mutter, dann den Vater ſelbſt fragen.

Hugo, mein braver Hugo! ſagte der Vater und er legte ſeine Hand auf den Lockenkopf des Kindes.

Da jauchzte der Knabe in alter Luſt und Erinnerung auf, und er mußte erzählen.

Ich bin größer geworden, Vater, und ich kann reiten, Joachim ſetzt mich auf Deinen Rappen, und bald will er mich mit auf die Jagd nehmen. Wenn Du wieder kommſt, ſagte er, Du würdeſt dann recht Deine Freude an mir haben. Jetzt kommſt Du wieder, Vater, nicht wahr? Mit der Mutter und mit mir? Du biſt ſo lange fort geweſen. Du ſollſt Deine Freude an mir haben.

Der Vater küßte den Knaben.

Ich werde meine Freude an Dir haben, mein Kind, immer, wenn Deine gute Mutter zufrieden mit Dir iſt.

Sein Gefühl drohte doch, ihn zu überwältigen. Der Mutter floſſen die Thränen aus den Augen.

Spiele mit Deinem Schweſterchen, mein Knabe, ſagte er.

Er ſtand auf und brachte die Kinder zu der Pritſche, ſeinem harten

Digitized by Google

Lager. Das Jüngſte ließ er auf den Bettſtücken nieder. Der Knabe ſtellte ſich zu dem Schweſterchen. Sie ſpielten miteinander.

Der Gefangene kehrte zu der Gattin zurück. Er umfaßte ſie mit beiden Armen.

Habe Dank, Johanna, daß Du meine letzte Bitte erfüllt haſt. Du haſt mir ein ſchweres Opfer gebracht.

Deine letzte Bitte, Adalbert, gab mir den Muth meines letzten Wunſches. Ich mußte Dich noch einmal ſehen, noch einmal Dir danken für alle Deine Liebe, Deine Treue, Deinen hohen, edlen Sinn —

O mein Gott, Johanna, Dir, Dir mußte ich meinen Dank ausſprechen. Es iſt mein innigſtes Gefühl, das ich noch habe, mein Dank, meine Liebe für Dich, das Wohl unſerer Kinder. Dir danken, ſie ſegnen — dann ruhig und muthig ſterben. Weiter wollte ich nichts mehr auf der Welt. Du biſt hier. Du haſt mir die Kinder gebracht. Den letzten Muth wird der Himmel mir ja auch ſchenken. Und nun noch eine Bitte an Dich, meine Johanna, aber ich darf ſie ja nicht einmal ausſprechen.

Sprich ſie doch aus, Adalbert.

Nein, nein, Du biſt mein ſtarkes, muthiges Weib.

Gewiß, Adalbert, und ich errathe Dich. Ich bin nicht gekommen, um zu klagen. Ich wollte Dich erheben, wenn Du noch einer Erhebung bedürfen könnteſt. Du biſt ein edler deutſcher Mann; Du haſt gehandelt, wie Du handeln mußteſt. Du wirſt den Tod eines Mannes, der ſich treu bleiben mußte, zu ſterben wiſſen. Und ich, ich werde Deiner würdig ſein. Ich habe ein ſchweres Schickſal zu tragen. Aber ich kann, ich werde es mit Stolz tragen. Mein Mann war ein deutſcher Mann —.

Sie wurde unterbrochen.

Die Thür der Zelle war von außen aufgeſchloſſen.

Ein hoher, vornehmer Mann trat ein.

Herr Generalprocurator! empfing ihn ehrfurchtsvoll der Gefängnißbeamte.

Es war der Generalprocurator des Königs von Weſtphalen, des franzöſiſchen Vaſallen in Deutſchland.

Er war der öffentliche Ankläger. Er war auch der Ankläger des Barons Heidenhelm und hatte gegen ihn die Todesſtrafe beantragt, die nach ſeinem Antrage erkannt war, die in wenigen Stunden vollſtreckt werden ſollte.

Er war ein Deutſcher und gehörte dem deutſchen Adel an.

Er wandte ſich an den Gefangenen, vornehm, kalt, ſteif.

Meine Pflicht fordert, mich zu erkundigen, ob Sie noch Mittheilungen zu machen, oder Wünſche auszuſprechen haben.

Nein, mein Herr! ſagte eben ſo vornehm und kalt der Baron Heidenheim.

Der vornehme Beamte hatte die Baronin geſehen.

Ihre Gemahlin? fragte er.

Der Gefangene antwortete ihm nicht.

Zu Befehl, ſagte der Gefängnißbeamte.

Hätten Sie noch Wünſche, meine gnädige Frau? ſagte verbindlich der Generalanwalt des weſtphäliſchen Königs.

Da erhob die Frau des zum Tode Verurtheilten ſich mit edlem Stolze.

Ja, mein Herr, ich habe eine Bitte an Sie, dem zuzuhören, was ich bei Ihrem Eintreten im Begriffe ſtand, meinem Gatten zu ſagen.

Und ſie wandte ſich wieder an ihren Gatten:

Ich, mein theurer Adalbert, kann und werde mit dem höchſten Stolze einer Frau der Welt ſagen: Mein Mann war ein deutſchen Mann! Er war ein deutſcher Mann in der Zeit der tiefſten Erniedrigung unſeres Vaterlandes, da deſſen eigene Söhne ſo entartet waren, daß ſie ſich dazu hergaben, daß ſie ſich dazu drängten, im Dienſte, fremder Tyrannei deutſchen Sinn, deutſche Treue, deutſche Freiheit als Verbrechen, als Hochverrath zu verfolgen.

Sie warf ſich an die Bruſt des Gatten.

Und nun ſegne Deine Kinder, Adalbert. Und ſegne auch mich, und nimm noch einmal meinen Dank, meinen letzten Dank für Deine Liebe, für Deine Bravheit, für Deinen Stolz, für Alles.

Aber ſtolzer, als ſie, hatte ſich der Gefangene erhoben.

Nein, mein Johanna, mein Segen für Euch darf durch eine unheilige Gegenwart nicht geſtört werden. — Mein Herr, hätten Sie mir noch etwas zu ſagen?

Der Generalprocurator war kreideweiß geworden. Er hatte kein Wort der Erwiderung.

Er konnte ſich noch ſchämen.

Schweigend verließ er die Gefängnißzelle.

Darauf begab der Gefangene ſich zu dem Lager, an dem die Kinder ſpielten. Er ſtellte ſich zu ihnen.

Seine edle Gattin war ihm gefolgt,

Komm an meine Seite, Johanna.

Digitized by Google

Sie trat dicht an ſeine Seite.

Er nahm das jüngſte Kind auf den Arm. Er drückte es an ſein Herz und preßte ſeinen Mund auf die Lippen des Kindes.

Mit Dir ſei das Glück und der Friede des Himmels!

Seine Küſſe und ſeine Thränen ſegneten es.

Er legte es ſanft in die Arme der Mutter.

Er trocknete ſeine Thränen, richtete ſich höher auf und ſtellte den Knaben vor ſich.

Sieh mich an, braver Hugo.

Das Kind hob die treuen, unſchuldigen Augen zu ihm empor.

Er legte ihm beide Hände auf die Locken.

Sieh mich feſt an. Präge Dir meine Züge tief in Dein Gedächtniß. Vergiß keines der Worte, die ich Dir ſage. Du trägſt einen edlen Namen. Ein edlerer Name ſei Dir der, den eben Deine Mutter ausſprach, der Name eines deutſchen Mannes. Werde es! Werde es mit Deiner ganzen Kraft!

Dann gab er den Knaben der Mutter.

Erziehe ihn ſo, wie Du mich geliebt haſt!

Es war, als wenn ein höherer Geiſt über das Kind gekommen wäre. Es hatte jedes Wort des Vaters verſtanden. Ein tiefer Ernſt, ein ſtolzer Entſchluß leuchtete aus ſeinen Augen.

Ich will wie Du werden, Vater, ſprach der Knabe. Auch der Mutter habe ich es verſprochen.

Und nun zu Dir, meine geliebte Johanna, ſagte der Gatte zu der Gattin. Aber nur wenige Worte, damit uns das Herz nicht zu ſchwer werde, damit wir, freudigen Muth im Herzen, uns trennen können. Schutz wird Dir bravem Weibe nicht fehlen. Alles Andere haſt Du in Dir ſelbſt, Liebe, Muth, Stolz. Den Dank nimm noch einmal. Lebe wohl. In einem beſſeren Leben ſehen wir uns wieder, um uns nie wieder zu trennen. Glaube daran, wie ich daran glaube.

Ich glaube daran, mein ewig Geliebter, ſagte die Frau.

Sie wollte noch mehr ſagen. Sie konnte nicht. Sie konnte kein Wort mehr hervorbringen.

Aber an ſeine Bruſt, an ſein Herz mußte ſie ſich noch einmal legen. Seine Lippen mußten die ihrigen noch einmal ſuchen.

Sie ſtanden lange in ſtummer Umarmung, die beiden edlen, unglücklichen Gatten.

Es war ja die letzte.

Die Frau riß ſich los.

Aber noch einmal mußte ſie ihre Lippen auf die ſeinigen drücken, und diesmal hauchte ſie ihm leiſe, leiſe Worte zu:

Du mußt leben, Adalbert.

Er zuckte zuſammen.

Du mußt, Du mußt. Ich beſchwöre Dich.

Wird es möglich ſein?

Faſſe Hoffnung.

Es durchzuckte wieder ſeinen ganzen Körper. Er hatte mit dem Leben abgerechnet, abgeſchloſſen. Er hatte es aufgegeben. Er hatte ſo eben den letzten und den ſchwerſten Abſchied von ihm genommen. Nur der Tod war noch für ihn da. Plötzlich ſollte es zu ihm zurückkehren, er ſollte ſich ihm wieder zuwenden. Das Leben bleibt doch ſo unendlich ſüß, wenn auch nur die ſüße Gewohnheit des Daſeins.

Faſſe Hoffnung, ſagte ſie zu ihm, die treue, ihn über Alles liebende Gattin, die ihm die Hoffnung nicht gegeben hätte, wenn ſie ſie nicht ſelbſt hatte.

Haſt Du Hoffnung, Johanna? mußte er doch fragen.

Ich habe ſie. Heute Nacht komme ich wieder. Hoffentlich ſchon gegen zehn Uhr. Halte Dich zu Allem bereit. Lebe wohl.

Er wollte ihr noch etwas ſagen. Er mußte es.

Aber ſie wußte es ſchon, und ſie durfte es nicht hören.

Lebe wohl! wiederholte ſie.

Sie ſchritt mit den Kindern zur Thüre hinaus.

4.

Rettung.

Es war gegen zehn Uhr Abends.

Die Baronin Heidenhelm ſtand, völlig zum Ausgehen angekleidet, in dem Zimmer des Gaſthofs.

Der alte Joachim ſtand, auf ſie wartend, an der Thür.

Die Kammerjungfer hatte ſich weinend über ein kleines Bett gebeugt.

In dem Bettchen ſchlief das jüngſte Kind der Baronin.

In einem Bett nebenan lag der Knabe.

Die beiden Kinder ſchliefen ſo ſüß. Sie lächelten im Schlafe, als wenn freundliche Engel ihnen wundervolle Märchen erzählten.

Die Mutter ſah mit tiefem Ernſte auf ſie nieder.

Sie war im Begriffe, von ihnen zu ſcheiden; vielleicht, auf lange Zeit. Sie wußte nicht, ob ſie ihnen den Vater dafür wiedergeben konnte. Mißlang ihr Unternehmen, ſo waren die armen Kinder völlig verwaiſet. Den Vater hatten ſie für immer verloren, das Schaffot nahm ihn ſofort auf. Sie ſelbſt konnte einer langwierigen Freiheitsſtrafe entgegengehen.

Aber ſie mußte ſcheiden. Sie mußte ihr Unternehmen ausführen. Es galt ihr Leben, ihr Alles.

Sie beugte ſich über die Kinder. Sie küßte ſie, eines nach dem anderen, leiſe und doch mit ihrem ganzen Herzen.

Verwahre ſie gut, Anna, ſagte ſie zu der Kammerjungfer.

Da fielen ihr doch die Thränen aus den Augen.

Die Dienerin mußte ſich von den Betten entfernen, um nicht durch ihr lautes Schluchzen die Kinder zu wecken.

Die Baronin zog ihren Shawl feſter.

Gehen wir, Joachim.

Der alte Diener öffnete die Thür.

Sie verließ mit ihm das Zimmer.

Noch einen Blick wollte ſie auf die Kinder zurückwerfen. Sie hatte die Kraft, ſich nicht umzuwenden. Von dem Jäger gefolgt, ging ſie, mit entſchloſſenem Schritt durch den Gang, die Treppen hinunter.

Aus einem Zimmer im erſten Stock des Hauſes ſchallte ihnen lautes Gläſerklingen und heiterer Jubel entgegen. Die adeligen Herren, welche die Abſetzung ihres Königs dekretirt hatten, der ihre Bauern frei machen wollte, feierten ihren Triumph.

Der Jubel trocknete die Thränen der armen Mutter, die ein paar Waiſen hatte verlaſſen müſſen. Sie ging ſtolz an dem Zimmer der Junker vorüber. Sie lebte jetzt nur noch ihrer großen, hohen Aufgabe.

Sie durchſchritt mit dem alten Joachim ſtill die Straßen zum Zuchthauſe.

Der Abend war dunkel. Wolken flogen zerriſſen am Himmel. Nur ſelten blickte ein Stern zwiſchen ihnen hervor. Der Mond war aufgegangen, aber eine ſchwere, ſchwarze Wolke verbarg ihn ganz.

In den Straßen war es noch lebendig. Gruppen von Menſchen ſtanden zuſammen. Sie unterhielten ſich, aber leiſe, heimlich. Sie ſpra-

chen wohl von der Hinrichtung, die früh am andern Morgen, mit dem Grauen des Tages, ſtatthaben ſollte. Das Unheimliche des Gegenſtandes ließ ſie in dem Dunkel und der Stille der Nacht unwillkürlich heimlich flüſtern.

In der Nähe des Zuchthauſes mehrten ſich die Gruppen.

Ein hoch bepackter Leiterwagen fuhr grade auf den freien Platz neben dem Zuchthauſe. Es lagen Balken, Pfoſten, Bretter darauf. Dunkle Geſtalten mit Aexten und Spaten gingen ihm zur Seite. Schildwachen begleiteten ihn.

Eine Menge Menſchen drängte ſich neugierig hinter ihm her.

Da fahren ſie das Schaffot hin! flüſterte es unheimlich in der Menge.

Der Wagen fuhr auf die alte Schanze, auf jene Erhöhung am Ende des freien Platzes zu.

Die Augen der unglücklichen Frau mußten ihm unwillkürlich folgen.

Sie konnte muthig voranſchreiten.

Dem kräftigen alten Jäger wollten die Knie einbrechen.

Sie erreichten das Brückenthor vor dem Zuchthauſe.

Die Baronin klopfte an das Thor.

Das kleine Schiebfenſter öffnete ſich.

Wer da?

Die Frau von Heidenheim.

Ein Gefangenwärter hatte das Wer da? gerufen.

Eine andere Stimme ſprach weiter:

Madame war ſchon einmal da.

Es wurde in franzöſiſcher Sprache geſagt. Der Sprechende war einer der franzöſiſchen Gendarmen, die am Nachmittage Blicke eines beſſeren Gefühls für ſie gehabt hatten.

Das Herz klopfte der muthigen Frau unwillkürlich höher.

O, mein Herr, zum letzten Abſchiede hat eine Gattin dem Gatten ſo Vieles zu ſagen, und das Herz war mir zu voll vorhin in den wenigen Minuten.

Ich bedauere in der That, Madame. Zudem iſt der Herr Inſpektor nicht da, der allein den Auftrag und mithin das Recht hatte, Sie zu Ihrem Gatten zu führen.

Seien Sie menſchlich, mein Herr.

Gedulde ſich Madame einen Augenblick, ich werde mit meinem Kameraden ſprechen.

Digitized by Google

Er ſchob das kleine Schiebfenſter zu.

Er wird uns einlaſſen, flüſterte die Baronin dem Jäger zu. Dieſe Franzoſen ſind unſere Unterdrücker, aber ein edles Volk ſind ſie doch.

Und der da, ſagte, in ſeinem einfachen Sinn ſo ſehr das Wahre treffend, der alte Jäger, und der da hat kein böſes Gewiſſen, wie die Anderen, die ſich den Fremden verkauft haben.

Das Pförtchen in dem Thore wurde geöffnet.

Du weißt Alles, Joachim? ſagte die Baronin noch ſchnell zu dem Diener.

Gewiß.

Sei vorſichtig, um des Himmelswillen.

Seien Sie unbeſorgt. Möge es nur gelingen!

Gott lebt!

Und möchten auch Sie, möchteſt auch Du, Du arme, Du hochherzige Johanna, uns ſchon wieder gegeben ſein.

Denke nicht an mich.

Der Gendarm ſtand in der geöffneten Thür.

Wenn es Madame gefällig wäre . . .

Mein Diener darf mich begleiten? bat die Baronin.

Nein, Madame, ſagte der Gendarm mit der größten Entſchiedenheit. Laſten Sie nicht noch größere Verantwortlichkeit auf mich, als ich ſchon übernommen habe.

Aber er darf am Thore auf meine Rückkehr warten?

Der Gendarm beſann ſich einen Augenblick.

Bei der Schildwache, Madame.

Ich danke Ihnen.

Sie trat durch das Pförtchen.

Der alte Joachim folgte ihr.

Die Thür wurde hinter ihnen verſchloſſen

Es war dunkel in dem Gefängnißhofe und faſt menſchenleer.

Nur drei Oellampen brannten trübe, eine in der Portierloge, eine zweite an dem Militärwachhauſe, die dritte über der Eingangsthür in das Zuchthausgebäude.

Im Scheine der Laternen ſah man die Schildwache vor dem Wachhauſe bei den Gewehren, und den Gendarmen, der geöffnet hatte. Außerdem war auf dem Hofe Niemand zu ſehen.

Im Innern der Portierloge wurde durch die erleuchteteten Fenſter nur ein einziger Kopf ſichtbar. Der Hut der franzöſiſchen Gendarmen

bedeckte ihn. Waren noch mehrere Perſonen in der Loge, ſo mußten ſie ſich zur Ruhe ausgeſtreckt haben, man hätte ſie ſonſt durch die niedrigen Fenſter von außen ſehen müſſen.

Tiefe Stille herrſchte rings umher. Der einzige Laut, den man vernahm, war das langſame Hin- und Hergehen der Schildwachen.

Aus dem Innern des Zuchthausgebäudes drang kein Licht und kein Ton.

Doch noch einen Laut vernahm die Baronin, das Klopfen ihres Herzens. Ihr klarer Muth konnte nicht mehr wachſen. Aber ihre Hoffnung wurde gehoben, durch das Dunkel, durch die Menſchenleere, durch die Stille. Und Hoffnung und Erwartung verdoppelten die Schläge ihres Herzens.

Der Gendarm führte ſie zu dem Zuchthausgebäude. Die Thür war verſchloſſen. Er hatte ſelbſt den Schlüſſel zu ihr. Er öffnete ſie geräuſchlos. Sie traten ein. Er verſchloß ſie hinter ſich.

Gang und Treppen im Innern waren durch Lampen hell erleuchtet.

Ein Militärpoſten und ein Gefangenwärter hielten an der Thür Wache. Der Soldat hatte ein ſchläfriges Rekrutengeſicht; der Gefangenwärter ſah müde und verſchlafen aus.

Das Herz klopfte der Baronin höher.

Sie ſtiegen die Treppen hinauf. Der Gendarm führte ſie denſelben Weg, den ſie am Nachmittage gekommen war. Lampen brannten überall, aber ſie zeigten nur träg einherſchreitende Schildwachen, wie jener erſte.

Sie erreichten die Zelle des Verurtheilten, die Todtenkammer.

Am Tage hatte eine Schildwache vor der Thür geſtanden und ein Gefangenwärter daneben geſeſſen. Beide fehlten.

Der Gendarm klopfte an die Thür. Den Schlüſſel zu ihr hatte er nicht.

Sie wurde ſofort von innen geöffnet. Durch das Schiebfenſter hatte vorher Niemand nachgeſehen, wer da ſei.

Man hatte in der Nacht die Hälfte der Vorſichtsmaßregeln des Tages aufgegeben.

Es war hell in der Todtenkammer. Zwei Laternen warfen durch den ganzen Raum ein klares Licht.

Es waren nur drei Perſonen in der Zelle, der Gefangene und zwei Wärter.

Digitized by Google

Die beiden Wächter ſaßen auf der Bank; der Eine rauchte, der Andere hatte in einem Buche geleſen.

Der Gefangene lag auf ſeiner Pritſche ausgeſtreckt. Geſchlafen hatte er wohl nicht. Er erhob ſich ſofort bei dem Eintreten ſeiner Gattin. Er hatte ſie ja erwarten müſſen.

Sie ſchritt auf ihn zu.

Ich mußte Dich noch einmal ſehen, mein lieber Adalbert. Ich hatte Dir noch Manches zu ſagen.

Dann wandte ſie ſich an den Gendarmen zurück, der ſie hergeführt hatte.

Mein Herr, darf die Gattin mit dem Gatten in den letzten Stunden ſeines Lebens zehn Minuten allein ſein?

Der Gendarm beſann ſich nur einen Augenblick.

Es ſei, Madame. Aber nur zehn Minuten.

Folgen Sie mir, befahl er den Gefangenwärtern.

Der Franzoſe befahl auch hier den Deutſchen.

Die beiden Wärter verließen mit ihm die Zelle.

Die Thür verſchloß ſich hinter ihnen. Der Franzoſe war eben ſo rückſichtsvoll, wie höflich und menſchlich.

Die Gattin war mit dem Gatten allein.

Die entſcheidendſte Stunde ihres Lebens war da. Nur Minuten waren es, nur zehn kurze Minuten. Wie Vieles ſollte, mußte in ihnen geſchehen!

Schnell, Adalbert, wechſeln wir die Kleider.

Nein, Johanna. Ich wollte es Dir am Tage ſchon ſagen.

Ich ſah es. Du durfteſt es nicht. Du darfſt es jetzt nicht. Um Deiner Kinder willen nicht. Um meinetwillen nicht. Meinſt Du ich kann leben ohne Dich? Ich habe Muth und Kraft nur für Dich. Ohne Dich bin ich nichts. Ich beſchwöre Dich Adalbert, kein Wort weiter, ich beſchwöre Dich bei unſerer Liebe, bei dem ewigen Gott! Du mußt Dein Leben retten, nur das. Denke nicht an mich. Kein Geſetz verbietet, was ich thue. Voran, voran, um Gotteswillen voran!

Er wagte keinen Widerſpruch mehr. Er konnte es nicht, der Seelengröße der Frau gegenüber.

Sie führte ihn in einen Winkel der Zelle.

Ihrem Muthe, ihrer Kraft glich ihre Umſicht. Es kam Alles darauf an, daß das Vertauſchen der Kleider unbeachtet blieb. Eine Rückkehr der Beamten vor der gegebenen Friſt war nicht zu befürchten. Sie durf-

ten nur nicht von außen geſehen werden. Die Lampen auszulöſchen war nicht mögiich. Es hätte einen Verdacht erregt, der zu ſofortiger Unterſuchung und Entdeckung hätte führen müſſen. Eine Beobachtung von außen konnte nur durch Oeffnungen in den beiden Thüren geſchehen. Die Seitenthür hatte weder ein Schiebfenſter noch eine andere Oeffnung. Die vorſichtige Frau hatte ſie ſchnell mit der Hand und Auge unterſucht. In der Eingangsthür war ein Schiebfenſter; es konnte unzweifelhaft auch von außen geöffnet werden. Vor ihm mußte man ſich ſichern.

In den Winkel hinter der Thür hatte ſie den Gatten geführt.

Raſch, Adalbert, wir haben kaum noch ſieben Minuten.

Aber da ſah ſie ihn näher an, und ſie entſetzte ſich.

Allmächtiger Gott, was iſt mit Dir vorgegangen?

Er lächeite ſchmerziich.

Der Scharfrichter war hier. Vor einer Stunde; damit morgen Früh kein Aufenthait ſei. Er machte meine Toilette, wie ſie es in Frankreich nennen.

Aber dann erſchrack auch er.

Ach, das Umwechſein der Kleider wird nicht mehr heifen.

Der Scharfrichter hatte die „Toilette“ des Unglücklichen gemacht.

Das Haar war ihm hinten am Nacken giatt weggeſchoren, bis oben an den Hinterkopf hinan. Nur über der Stirn war von dem reichen, ſchönen Lockenhaar ein kleiner Reſt zurückgeblieben.

Er hatte eine traurige Beſtimmung.

Wenn bei Hinrichtungen der Kopf von dem Beile des Scharfrichters gefallen iſt, dann muß ein Henkersknecht das blutende Haupt an den Haaren faſſen und es ſo als Wahrzeichen vor der Menge hoch emporhaiten.

Die Frau ſchauderte bei dem Anbiicke.

Meine Fülle von Haaren! rief ſie dann, einem andern Gedanken erliegend. Sie wird mich verrathen, und ich ſehe kein Inſtrument hier, das retten könnte.

Sie hatte das ſchönſte, vollſte, kaſtanienbraune Haar, das man ſehen konnte.

Sie ſah ſich vergebens nach einem Inſtrumente um, durch das ſie des wundervollen Schmuckes ſich hätte entiedigen können.

Sie verlor dennoch den Muth nicht.

Voran, rief ſie. Ich werfe mich auf das Lager, bevor Du fort biſt. Man wird nichts ſehen. Entdeckt man's ſpäter, ſo iſt es zu ſpät. Raſch

voran. Und höre mir unterdeß zu. Der Gendarm, der mich herbrachte, wird Dich auf geradem Wege die Treppen hinunter auf den Hof bis an das Brückenthor führen. Du wirst überall wenigen Menschen und wenigem Lichte begegnen. Er wird französisch mit Dir sprechen. So wirst Du ihm antworten. An dem Brückenthore wirst Du den alten Joachim treffen. Er wird Dich unmittelbar zu einem Wagen bringen, der zehn Minuten von der Stadt auf Dich wartet. Eine Meile weiter findest Du Relais. In anderthalb Stunden bist Du jenseits der Grenze.

Und die Kinder? fragte der Gefangene.

Sie sind im Gasthofe unter Aufsicht. Anna wird sie Dir morgen nachbringen.

Und Du, meine arme Johanna?

Sprich nicht von mir. Ich stehe in Gottes Hand. Möge er auch Dir beistehen.

O, Du edles, Du hohes Weib!

Wir sind fertig, Adalbert Und auch die Frist ist um, die uns gesetzt ward. Wir haben noch Zeit zu zwei Worten vorher.

Sprich sie aus, Johanna.

Sie zögerte doch. Aber sie konnte auch den Muth fassen, noch das zu sagen, was sie zu sagen hatte.

Adalbert, Du bist ein Mann. Du fürchtest dich vor dem Tode auch von der Hand des Henkers nicht.

Ich fürchte mich nicht vor ihm. Er ist für mich der Tod der Ehre.

Das ist er, und so wußte ich es. Ich hoffe, daß diese Befreiung gelingen wird. Aber welcher unglückliche Zufall kann schon in der nächsten Minute dazwischen treten, und Alles zerstören und vernichten. Dann könnte ein Moment über Dich kommen, in welchem Du dem Tode durch den Henker einen anderen Tod vorzögest. Du findest in der Tasche Deines Kleides Gift. Und nun lebe wohl. Sie klopfen schon an die Thür, zum Zeichen, daß wir uns trennen sollen.

Sie reichte ihm fest die Hand. Der stärkste Mann hätte nicht mehr Kraft zeigen können, als die, von der sie in diesem Augenblicke getragen und gehoben wurde.

Der Gefangene war keines Wortes mehr mächtig. Es wollte ihn ein Gefühl überkommen, als sei er kleiner, schwächer, als das edle Weib. Aber sie war ja stark und edel für den starken, edlen Mann.

Man hatte draußen an der Thür geklopft.

Sie können hereinkommen, mein Herr, rief die Frau.

In demſelben Augenblicke hatte ſie ſich auf das Lager geworfen, das Geſicht mit dem Taſchentuche bedeckt.

Der Gendarm trat mit den beiden Gefangenwärtern wieder ein.

Alle drei warfen ſorgſame, prüfende Blicke umher.

Aber ſie ſahen den Gefangenen auf dem Lager, ganz wie ſie ihn vor zehn Minuten verlaſſen hatten. Er trug die nämlichen grauen Beinkleider, die ſchweren, plumpen Schuhe, die kurze graue Jacke, das blaue leinene Halstuch, das Geſicht verhüllt mit dem gelben leinenen Taſchentuch. Alles gehörte zu der Hauskleidung der Zuchthausgefangenen. Wie konnte das Geſicht in dieſer Minute anders als ſchmerzvoll verhüllt ſein?

An der Thür ſtand die Dame, gleichfalls völlig ſo, wie man ſie verlaſſen hatte, in dem Kleide von ſchwarzem Crepe, dem Shawl von ſchwarzem Tuche, über das Geſicht den dichten ſchwarzen Wittwenſchleier. Sie war gebeugt. Ach, es glich faſt einem Wunder, daß ſie nicht zuſammengebrochen war.

Das ſahen die Gefangenwärter. Das ſah auch der feine gewandte franzöſiſche Gendarm.

Kommen Sie, Madame, ſagte er mitleidig.

Er ließ die verſchleierte Dame vorausgehen, und verließ erſt nach ihr die Zelle.

Einer der Gefangenwärter ſchloß die Thür hinter ihnen zu.

Die Frau des Hinzurichtenden war mit den beiden Wärtern allein in der Todtenkammer.

Das Herz klopfte ihr ſo laut, daß ſie fürchtete, es werde ſie verrathen.

Sie vermochte ihm zu gebieten.

Sie horchte.

Sie hörte die Schritte des Gendarmen und ihres Gatten ſich entfernen, in dem Gange vor der Zelle; die erſte Treppe hinunter — in den zweiten Gang — auf der zweiten Treppe.

Dann hörte ſie nichts mehr.

Kein Laut draußen; in dem ganzen großen Gebäude Todtenſtille.

Auch in der Todtenkammer.

Der eine der Gefangenwärtrr hatte ſich wieder zum Leſen hingeſetzt.

Der andere, nachdem er einen Blick auf das Lager des Gefangenen geworfenen und ſich von deſſen Ruhe überzeugt hatte, ſchien unentſchloſſen zu ſein, ob er wieder ſeine Pfeife anzünden oder ſich vielleicht zum Schlafen auf der Bank ausſtrecken ſolle.

Digitized by Google

Die Frau auf dem Lager betete. Sie betete mit Lippen, die von der entſetzlichen Angſt und Spannung vertrocknet waren, aber mit dem vollſten, dem inbrünſtigſten Herzen, das je zu dem ewigen Vater im Himmel gebetet haben mag.

Ewiger, ewiger Gott, gieb ihm Deinen Schutz, ſei ſein Schirm.

Da wurde die Todtenſtille des Hauſes unterbrochen.

Schritte kehrten von unten her auf den Treppen zurück.

Es waren die Schritte von zwei Perſonen.

Die Angſt ſchnürte der armen Frau das Herz zu.

Aber die Schritte gingen langſam, ruhig, faſt gemeſſen.

Sie wollte aufathmen.

Es konnte, es mußte etwas Anderes ſein.

Aber, es kam nach oben, es war in dem Gange vor der Zelle. Es ging auf die Zelle zu und hielt vor der Thür.

Allmächtiger Gott, hätteſt du keine Gnade mehr für uns?

Es klopfte draußen an die Thür.

Oeffnet! rief die Stimme des Gendarm.

Es war vorbei. Es mußte vorbei ſein. Alles vorbei und vergebens. Zwei Perſonen waren zurückgekehrt, der Gendarm und der Gefangene.

Die Frau wollte von dem Lager aufſpringen; ſie konnte kein Glied bewegen. Sie wollte laut aufſchreien. Es war ihr, als müſſe ſie es, als müſſe ſie ſterben, wenn ſie dieſe fürchterliche Angſt nicht laut, laut aus ſich herauspreſſen könne. Die Stimme verſagte ihr.

Die Thür war geöffnet.

Der Gendarm trat wieder ein.

Mit ihm der Gefangene in der Trauerkleidung der unglücklichen Frau, die jetzt unrettbar Wittwe war.

Der Gendarm ſah ruhig, aber ſehr ernſt aus.

Verlaſſen Sie uns auf zehn Minuten, befahl er den Gefangenwärtern.

Die Gefangenwärter verließen die Zelle.

Der Gendarm wandte ſich an die Baronin.

Madame, Sie hatten die franzöſiſchen Gendarmen nicht gekannt. Ich konnte menſchlich ſein, aber meine Pflicht nicht vergeſſen. Unten, als wir ganz allein waren, mußte ich genau wiſſen, wer es ſei, den ich hinausführe. Ich fand leicht die Wahrheit. Ich mußte meine Pflicht weiter erfüllen. Ich bedaure es tief. Es handelte ſich außerdem um meinen Kopf. Aber das verzeihe ich Ihnen, Madame. Ich ehre Ihren Schmerz.

Ihr großes Herz. Wechſeln Sie wieder die Kleider mit Ihrem Gemahl. Ich werde mich umwenden. Ich führe Sie dann zurück, und wie jetzt Niemand etwas von dem Geſchehenen weiß, ſo darf ich Ihrem Edelmuthe vertrauen, Madame, daß es auch ferner tiefes Geheimniß bleibe.

Er wandte ſich um.

Wie beſchämte dieſer franzöſiſche Gendarm die Deutſchen in dem Dienſte der Franzoſen!

Die beiden Gatten mußten zum zweiten Male die Kleider wechſeln. Mit welchen andern Gefühlen jetzt!

Doch nicht in voller Hoffnungsloſigkeit.

In der muthigen Frau konnte die Hoffnung nicht ſterben.

Sie zog aus ihrem Kleide ein kleines Etui in der Form einer außerordentlich zierlichen Nadelbüchſe hervor. Sie übergab es ihrem Manne.

Das Gift! flüſterte ſie kaum hörbar. Aber faſſe noch immer Hoffnung. Mache keinen Gebrauch davon, als bis Du mich wieder geſehen haſt.

Sie waren mit dem Anzug fertig.

Die Gattin küßte noch einmal den Gatten.

Ich bin bereit, mein Herr, ſagte ſie dann zu dem Gendarmen. Ich habe nur noch Eine Bitte an Sie, die um Ihre Verzeihung.

Madame, ich habe Ihnen längſt verziehen.

Sie verließ mit ihm die Zelle.

Schweigend ging ſie den Weg zurück, den ſie vor einer halben Stunde gekommen war, den der Gefangene hatte zurücklegen ſollen, den er kaum zur Hälfte hatte zurücklegen können.

Am Thore draußen vereinigte die unglücklichſte der Frauen ſich mit dem alten, treuen Diener.

Beide ſchritten durch das Thor.

Das Thor verſchloß ſich hinter ihnen und ſie ſtanden allein auf der Brücke.

Es war vergebens, Joachim.

Hinten auf dem freien Platze hörten ſie das Schlagen von Aexten und Hämmern.

Der Mond war frei geworden.

Auf der Anhöhe des freien Platzes, dort, wo die Aexte und Hämmer ertönten, ſah man ein hohes Gerüſt.

Das Schaffot war unterdeß aufgerichtet worden.

5.

Ein Raub.

Die unglücklichſte der Frauen!

War ſie es wirklich?

Nein, ſie war es nicht. Der Unglückitchſte hat gar keinen Muth, gar keine Hoffnung mehr. Und ſie hatte noch Hoffnung und noch ſo vielen, großen, ſtarken Muth.

Aber die liebendſte, die treueſte Frau war ſie. Ein echtes, braves deutſches Weib!

Sie war ſinnend auf der Brücke ſtehen geblieben und hatte mit Entſetzen jene Schläge gehört, das dunkle Gerüſt geſehen.

Aber das Entſetzen hatte nur ihre Thatkraft ſchnell und lebendig wieder wecken können.

Gehen wir dorthin, Joachim.

Gnädige Frau, wiſſen Sie, was dort iſt?

Das Schaffot. Ich muß wiſſen, wo mein Adalbert zum letzten Mal an mich und an ſeine Kinder gedacht hat.

Warum wollen Sie ſich dieſe Qual machen?

Ich will ja auch Anderes, guter Joachim. Folge mir. Zwei Pläne ſind mir mißlungen. Ich muß noch den dritten wagen. Suchen wir ihn dort. Nur dort iſt er noch zu finden.

An was denken Sie, gnädige Frau?

Ich habe noch nichts. Dort, dort!

Der Diener folgte ihr.

Sie gingen auf den freien Platz. Sie überſchritten ihn in der Richtung zu dem Gerüſte hin.

Es war ſpät geworden; die eilfte Stunde der Nacht hatte geſchlagen. Der Platz war leer von Menſchen. Früh am andern Morgen ſollte die Hinrichtung ſein, und ſie wollten ja das Schauſpiel nicht verſäumen.

Niemand begegnete den beiden Wanderern auf dem Platze.

Sie erreichten die Nähe des Gerüſtes.

Es war fertig. Nur noch drei Männer waren oben beſchäftigt. Sie ſchlugen einige Nägel ein, damit Alles recht feſt ſei.

Eine Schildwache ſtand unten.

Die drei Männer hatten auch die nachträgliche Arbeit vollendet. Sie verließen ebenfalls das Gerüſt, die letzten. Unten ſahen Sie auf ihre Arbeit zurück.

Wir haben da ein gut Stück Geld verdient.

Früher, vor der Weſtphäliſchen Zeit hatten der Scharfrichter und ſeine Knechte allein das Recht, das Hochgericht aufzurichten.

Ja, die Franzoſen haben manches Gute in das Land gebracht.

Das waren die Gedanken der Leute; daß ſie, Deutſche, den Franzoſen gegen einen Deutſchen den blutigen Schergendienſt geleiſtet hatten, daran dachten ſie nicht. Nur an das Blutgeld.

Möge nie wieder eine fremde Unterjochung ſolchen Sklavenſinn nur in eine einzige deutſche Bruſt tragen!

Die Leute gingen.

Die Schildwache blieb allein zurück, träumend, wie Schildwachen zu träumen pflegen. Doch nein, am einſamen Hochgericht träumt in der dunklen Mitternachtsſtunde der Rekrut wohl andere Träumen.

Der Soldat ſah die beiden Menſchen, die näher kamen.
Er wies ſie nicht zurück. Er freute ſich wohl, daß er nicht ſo allein war.

Die Frau des Hinzurichtenden konnte ſich genau das Gerüſt anſehen.

Es war ein viereckiger Bohlen- und Bretterbau. Seine Platte war frei. Eine Treppe von ſieben Stufen führte hinauf. Sie war ſo breit, daß drei Menſchen neben einander ſie beſteigen konnten.

Die Treppe ſollte am anderen Morgen ihr Gatte erſteigen. An der Seite des Geiſtlichen, der ihn zum Tode führte, wenn man ihm die Wohlthat erzeugte; denn als eine Wohlthat wurde es angeſehen. Sonſt am Arme des Henkersknechts, wenn er den nicht verſchmähte.

O, er ſtößt ihn gewiß zurück! rief die Frau, und zum erſtenmale kam Röthe, die Röthe des Zornes, in ihr bleiches Geſicht.

Oben auf der Platte, in ihrer Mitte, erhob ſich ein runder Gegenſtand. Auf ihm konnte die Frau doch nicht ihr Auge haften laſſen. Es war der Block, auf dem der Hinzurichtende ſeinen letzten Seufzer aushauchen ſollte. Auf ihn mußte er ſeinen Kopf legen. Das Beil des Henkers hob ſich, es blitzte in der Luft, es fiel nieder —

Die arme Frau mußte ſich an dem Arme des Dieners feſthalten.

Laſſen Sie uns umkehren, gnädige Frau.

Nein, Nein! Aber treten wir ein paar Schritte zurück. Ich habe eine Frage an dich.

Sie traten ein paar Schritte zurück.

Digitized by Google

Haſt du ſchon einer Hinrichtung beigewohnt, Joachim?

Warum das, gnädige Frau?

Antworte!

Ja, einmal.

Erzähle, wie es dabei herging.

Gnädige Frau, nur die Erinnerung ſchon will mir das Herz abdrücken.

Erzähle. Der Hinzurichtende wird auf den Richtplatz gefahren?

In einem verſchloſſenen Wagen.

Wer ſitzt bei ihm im Wagen?

Zwei Gendarmen und der Geiſtliche.

Wo ſteigt er aus? An der Treppe dort?

Nicht unmittelbar an ihr. Vor ihr ſteht noch der Gerichtstiſch. Daran ſitzt das Gericht. Vor dem Gerichtstiſche muß er ausſteigen. Der Richter muß ihm dann noch einmal laut, daß Alle es hören können, das Todesurtheil vorleſen. Dann erſt wird er dem Scharfrichter übergeben. Dieſer —.

Halt. Laß uns wieder zu dem Gerüſte gehen.

Sie gingen hin.

Bis hieher ungefähr wird der Wagen fahren.

Bis hieher, zehn Schritte vor der Treppe.

Und wie weit dürfen die Zuſchauer hervortreten?

Manche drängen ſich bis dicht an den Wagen.

Es ſind Gendarmen da?

Und außerdem ſchließt das Militär einen Kreis.

Innerhalb des Kreiſes hält der Wagen?

Die Gendarmen und Soldaten umgeben ihn.

Sie wurde nachdenklich.

So ginge es alſo nicht!

Ihr Geiſt arbeitete um deſto anſtrengender. Sie ſtand in ſich verſunken. Sie rief Anderes in ihr Gedächtniß zurück.

Auf einmal lebte ſie wieder auf.

Aber ſo! Komm, Joachim, zu Hauſe. So, ſo muß es gehen.

Sie warf noch einen Blick auf das Hochgericht, die Treppe, die Umgebung. Dann wandte ſie ſich um. Sie lenkte ihre ſchnellen Schritte der Stadt zu.

Ein Entſchluß, ein Plan war in ihr reif geworden. Der Entſchluß war nur ein alter, der Plan war ein neuer.

Was haben Sie vor, gnädige Frau? fragte der alte Jäger.

Laß mich, laß mich. Ich muß noch nachſinnen.

Sie kehrten in die Stadt zurück und erreichten den Gaſthof.

Folge mir in mein Zimmer, Joachim.

Er folgte ihr in ihr Zimmer.

Die Kinder ſchliefen.

Die Kammerfrau wachte bei ihnen.

Sie küßte die ſchlafenden Kinder.

Ihr ſollt Euren Vater wieder haben. Jetzt wird Gott mich, ihn, Euch nicht mehr verlaſſen. O, du lieber, lieber Gott im Himmel, verlaß uns nicht!

Ihr Geſicht war von einer hellen Röthe übergoſſen. Sie war faſt fieberhaft. Aber in ihren Augen blitzte der kräftigſte und klarſte Muth.

Mit dieſem trat ſie zu dem Diener.

Es iſt zwölf Uhr, Joachim. Gegen ſechs, mithin früheſtens halb ſechs, ſoll die Hinrichtung ſein. Fünf Stunden, fünf volle Stunden, haben wir alſo noch Zeit. Stärke Dich zuerſt; Du haſt wahrſcheinlich ſeit Mittag nichts genoſſen.

Ich bedarf nichts, gnädige Frau.

Du mußt. Und dann beſorgſt Du mir Folgendes. Kennſt Du die Kleidung der Zuchthausſträflinge.

Sie iſt von grauem Drillich.

Richtig, lange Beinkleider, eine kurze Jacke. Dazu plumpe Schuhe. Kannſt Du mir das Alles beſorgen?

Ich denke.

Aber ohne Aufſehen zu erregen. Niemand, der uns verrathen könnte, darf es wiſſen.

Es wird gehn.

Sprich, wie?

Ich habe einen alten Bekannten hier in der Stadt. Er iſt Schneider.

Du kannſt ihm vertrauen?

Er war immer ehrlich.

Geh zu ihm, beſtelle mir den Anzug. Dann erkundige Dich, wenn der Wagen abfährt, der meinen Gatten abholt. Um vier Uhr ſpäteſtens ſei wieder hier. Geh. Vorher ſtärke Dich.

Der alte Jäger ging.

Er fragte nicht vorher, zu welchem Zwecke er ſeinen Auftrag ausrichten ſolle. Er mochte es ahnen. Und er kannte den feſten Willen

Digitized by Google

ſeiner Gebieterin, und, wenn er auch noch eine Einſprache hatte, jetzt war nicht die Zeit dazu.

Die Baronin wandte ſich zu ihrer Kammerjungfer.

Jetzt eine Bitte an dich, Anna.

Die Zofe mußte doch erſt fragen.

Was haben Sie vor, gnädige Frau? Sie ſind ſo ſonderbar.

Frage mich nicht. Nimm deine größte und ſchärfſte Scheere.

Aber wozu? Sie machen mir Angſt.

Suche die Scheere.

Das Mädchen ſuchte die Scheere. Sie kam mit ihr zurück.

Ihre Gebieterin hatte ſich auf einen Stuhl geſetzt.

Sie hatte unter ihrem Hut eine Haube getragen.

Sie nahm die Haube ab, wie ſie ſchon vorher den Hut abgelegt hatte.

Eine Fülle des ſchönſten Haares fiel auf ihre Schultern, eine Fülle der glänzendſten, kaſtanienbraunen Locken. Sie fielen tief hinunter, ſie waren ſo voll, ſo reich, ſo lang.

Schneide mir die Haare ab, Anna.

Allmächtiger Gott! rief die erbleichende Dienerin.

Zögere nicht.

Dieſer Schmuck! Ich kann nicht.

Bittere Thränen fielen der Zofe aus den Augen.

Es muß ſein, meine gute Anna. Zögere nicht, damit ich mich bald ein wenig zur Ruhe legen kann. Ich bedarf ihrer.

Das Mädchen gehorchte. Sie gehorchte zitternd, mit bleichem Geſichte, als wenn ſie ein Verbrechen begehe.

Und war es nicht faſt ein Verbrechen, dieſer Raub an dem reichen Schmuck, an der glänzenden Pracht der jungen Frau?

Nein, es war das edelſte Opfer, und auch das nicht einmal für die edle Frau.

Die Locken fielen unter der zitternden Scheere, eine nach der anderen.

Die Frau fühlte es nicht.

Sie lagen dunkelglänzend auf dem Boden umher.

Die Frau ſah nicht nach ihnen hin.

Sie fragte nur die Zofe:

Haſt du da hinten auch recht kahl geſchnitten?

O, es iſt Alles fort, ſchluchzte das Mädchen.

Wie geſchoren muß es ſein, bis hoch an den Kopf hinauf.

Es iſt ſo!

Sie beſah ſich im Spiegel. Es war ſo. Sie war zufrieden.

Die arme Frau war zufrieden, glücklich in der grauſamſten Verſtümmlung.

Und nun beſorge mir eine kleine Erquickung, eine Taſſe Kaffee. Nichts weiter.

Die Zofe beſorgte es ihr.

Sie genoß es. Es war ja auch eine Pflicht.

Dann ſetzte ſie ſich in einen Seſſel, um auszuruhen.

Sollte ich ſchlafen, ſo wecke mich, ſobald Joachim zurück iſt.

Sie legte ſich in den Seſſel zurück.

Sie ruhte.

Wie ſehr bedurfte ſie der Ruhe!

Auch des Schlafes hätte ſie wohl bedurft. Aber konnte der Schlaf das pochende Herz, den arbeitenden Geiſt bewältigen.?

Um vier Uhr Morgens kehrte der alte Jäger zurück.

Er brachte ſeiner Gebieterin das Verlangte.

Als er ins Zimmer trat, war ſie ſchon aufgeſprungen.

Wann kommt der Wagen?

Er ſoll mit dem Glockenſchlage fünf vor dem Zuchthauſe halten.

Sie muſterte das Mitgebrachte.

Sie war auch damit zufrieden.

Nun zu der letzten Arbeit. Armer Joachim, verlaß uns, aber nur auf eine Viertelſtunde.

Der alte treue Diener wollte jetzt ſeine Einwendungen machen.

Gnädige Frau, laſſen Sie mich dieſe Kleider anziehen.

Du ehrlicher Alter, mit Deinem weißen Kopfe, den ſie auf zwanzig Schritte erkennen würden? Nein, was da zu thun iſt, das kann nur ich allein, kein anderer Menſch. Mache dich fertig zu unſerem neuen Gange.

Der Alte mußte ſich beugen. Er verließ mit einem ſchweren Seufzer das Zimmer.

Die Zofe ſchritt zu der letzten Arbeit an ihrer Herrin.

Sollte alle die Liebe, alle Treue, alle Hingebung und Aufopferung der edlen Frau unbelohnt bleiben?

Die Zofe war mit ihrer Arbeit fertig.

Der alte Jäger kehrte zurück.

Gehen wir.

Die Herrin und der Diener verließen zum dritten Male den Gaſthof.

Draußen war noch dunkle Nacht. Auch der Mond war nicht mehr da.

Sie durchſchritten die Straßen zum Zuchthauſe.

Einzelne Menſchen gingen ſchon vor ihnen her, an ihnen vorüber; ſie wollten ja früh genug zu dem blutigen Schauſpiele kommen. Sie eilten nach dem Platze der Hinrichtung.

Die Baronin und der Jäger erreichten die Brücke vor dem Zuchthauſe.

Dort waren keine Menſchen.

Auf den Thürmen der Stadt ſchlug es fünf Uhr.

Eine Minute ſpäter kam von der Stadt her ein Wagen.

Es war eine, mit zwei Pferden beſpannte, verſchloſſene Kutſche.

Du warteſt hier, Joachim, ſagte die Baronin zu dem Jäger, bis Eines von uns Beiden aus dem Zuchthauſe zurückkehrt, er oder ich Was dann weiter zu thun iſt, weiſt Du.

Der Jäger blieb an der Brücke.

Sie ging dem Wagen entgegen.

Der Kutſcher ſaß auf dem Bocke. Weiter war Niemand in dem Wagen.

Sie wandte ſich an den Kutſcher.

Wollen Sie zwei Louisdor verdienen?

Ei, warum nicht?

So laſſen Sie mich in den Wagen ſteigen und fahren Sie mich in den Zuchthaushof. Ich möchte gerne ſehen, was dort paſſirt.

Steigen Sie ein, Madämchen oder Mamſellchen.

Aber Niemand darf ein Wort erfahren!

Kein Menſch in der Welt.

Hier das Geld.

Der Kutſcher öffnete den Wagenſchlag, hob ſie in den Wagen und machte den Schlag wieder zu.

Dann kehrte er auf ſeinen Bock zurück und fuhr weiter.

Auf der Brücke klaſchte er laut mit der Peitſche, um ſeine Ankunft anzukündigen.

Man hatte ihn in dem Gefängnißhofe ſchon gehört. Das Brückenthor wurde geöffnet.

Der Wagen fuhr durch das Thor in den Hof.

Das Thor wurde hinter ihm wieder verſchloſſen.

An eine Durchſuchung des Wagens hatte man nicht gedacht. Wozu auch hätte ſie geſchehen ſollen?

Der Kutſcher mußte bis nahe an die Eingangsthüre des Zuchthauſes fahren.

Dort bekümmerte ſich Niemand weiter um ihn.

6.

Die Abfahrt zur Execution.

Der Morgen graute noch lange nicht.

Aus einer Thür unten im Zuchthauſe trat ein alter Mann. Es war der Nachtwächter des Hauſes. Er trug eine Laterne. Er bedurfte ihrer. Die Lampen in den Gängen und auf den Treppen brannten zwar noch, aber ihr trüber, matter Schein leuchtete kaum auf wenige Schritte.

Rund umher war die tiefſte Stille.

Die Nacht herrſchte noch in dem Gefängnißhauſe mit ihrem ganzen Rechte, mit ihrer ganzen Macht. Es ſchlief noch Alles

Alles in dem Hauſe des Schreckens, des Grams, der Angſt, der Verzweiflung, der Todesangſt.

Der Wächter ging zu einigen Thüren des Ganges. Er klopfte leiſe an. Es iſt Zeit, rief er eben ſo leiſe durch die Thüren.

Er wollte wohl Niemanden wach machen, als wer geweckt werden mußte.

Er ſtieg die Treppen hinauf, alle drei, die in die oberen Theile des Hauſes führten, in dem langſamen, leiſen Schritt, mit dem er ſeine Kammer verlaſſen hatte.

Aber im dritten Stock machte er vor einer Zelle Halt. Es war die Todtenkammer.

Er klopfte auch hier leiſe an.

Das kleine Schiebefenſter der Thür wurde geöffnet.

Das Geſicht eines der Wärter der Zelle wurde durch die Oeffnung ſichtbar.

Es iſt vier Uhr, ſagte der Nachtwächter.

Gottlob.

Schläft er?

Ich weiß es nicht, aber ich glaube Er hat ſich faſt die ganze Nacht nicht gerührt.

So weckt ihn, es iſt Zeit.

Er iſt fertig.

Aber ein Viertel auf Fünf wollte der Geiſtliche hier ſein.

Der Nachtwächter kehrte um und ging die Treppen wieder hinunter.

Der Wärter in der Zelle ſchob das Schiebefenſter zu.

Dann trat er zu dem Lager des Gefangenen.

Der Hinzurichtende hatte ruhig dagelegen.

Als der Wärter ſich ihm nahte, erhob er ſich.

Er hatte Alles gehört. Er hatte nicht geſchlafen. Er hatte aber ruhig liegend, faſt die ganze Nacht ſich nicht rühren können.

Welch' ein ruhiges Bewußtſein mußte er haben!

Er ſtand von dem Lager auf und machte ein paar Schritte durch die enge Zelle, um die ſteifen Glieder zu dehnen. Er ging kräftig aufrecht.

Die beiden Lampen in der Zelle brannten minder trübe, als in den Gängen draußen. Ihr Schein zeigte auch ſein Geſicht kräftig, ruhig.

Von außen wurde an die Thür geklopft.

Ein Wärter ſah durch das Schiebefenſter und öffnete dann ſchweigend.

Der Inſpektor des Gefängnißhauſes trat ein, der nächſte Beamte nach dem Direktor, derſelbe, der geſtern die Frau des Hinzurichtenden empfangen und geführt hatte.

Er wandte ſich an dieſen.

Was für ein Frühſtück wünſchen Sie?

Mein gewöhnliches.

Der Beamte wurde verlegen.

Heute, an ſeinem letzten Tage, zu ſeinem letzten, ſchweren Gang, konnte, gemäß alter Sitte, der Gefangene ein Frühſtück nach ſeiner Wahl fordern.

Der Beamte hatte doch nicht den Muth, dieſem Gefangenen das zu ſagen.

Sie können eine Flaſche Wein verlangen, ſagte der rohere Wärter. Oder auch Schnaps.

Ich bitte um mein gewöhnliches Frühſtück.

Haben Sie ſonſt noch einen Wunſch? fragte der Inſpektor.

Keinen mehr.

Darf ich den Geiſtlichen zu Ihnen führen?

Nach dem Frühſtück.

Der Inſpektor entfernte ſich.

Nach wenigen Augenblicken wurde das Frühstück des Gefangenen gebracht

Es bestand aus einer Mehlsuppe und Brod. Das war das gewöhnliche Frühstück, und er hatte es verlangt.

Der Inspektor hatte dennoch Chocolade beifügen lassen. Aber kein geistiges Getränk.

Er stand an feinem, richtigen Gefühl keinem Franzosen nach.

Sie hatten nicht Alle ihre Ehre und ihr Gewissen verkauft, die damals dem französischen Regimente dienten.

Der Gefangene genoß nur von seinem gewöhnlichen Frühstück.

Der Geistliche kam.

Die Wärter verließen bei seinem Erscheinen die Zelle, den Gefangenen mit ihm allein zu lassen.

Der Priester war verlegen.

Der Gefangene wandte sich ruhig zu ihm.

Sie sind ein würdiger Mann. Darum habe ich Sie zu mir kommen lassen. Sie werden mich nicht quälen in meiner letzten Stunde.

Der Geistliche war ein würdiger Mann.

Beten wir zusammen? fragte er.

In stillem Gebet.

Beide knieten nieder und beteten stille.

Sie verharrten lange in dem stillen Gebete.

Als sie sich erhoben hatten, sagte der Geistliche:

Haben Sie mir noch irgend etwas mitzutheilen? Mir noch einen Auftrag zu geben?

Der Gefangene besann sich.

Ja, sagte er dann. Jetzt dürfen Sie noch nicht sprechen. Aber diese Zeit der Erniedrigung Deutschlands kann nicht ewig, sie kann nicht lange mehr währen. Das deutsche Volk ist so brav, so edel, es ist zur Freiheit bestimmt, wie nur ein Volk der Welt. Es kann nicht lange mehr dem übermüthigen, fremden Tyrannen gehorchen. Es wird seine Fesseln zerbrechen, es wird die frechen Franzosen aus seinem schönen Lande hinausjagen. Das wird, das muß in wenigen Jahren geschehen. Wenn dann unser Vaterland wieder frei ist, wenn wieder ein deutsches Wort im deutschen Lande gesprochen werden darf, dann verkünden Sie laut allem Volke, wie heute für die Ehre und für die Freiheit des Vaterlandes ein deutscher Mann muthig und ruhig gestorben ist. Geben Sie mir die Hand darauf.

Digitized by Google

Der Geiſtliche nahm ſeine Hand.

Wenn ich es noch erlebe, ſagte er.

Sie werden es erleben. —

Es war fünf Uhr Morgens geworden.

Um halb ſechs Uhr ſollte die Hinrichtung vor ſich gehen.

Wenn um ſechs Uhr die Sonne aufging, ſollte Alles vorbei ſein.

Die Thür der Todtenkammer wurde weit geöffnet.

Der Generalprokurator des Königs von Weſtphalen trat ein, in ſeinem rothen Amtsmantel, aber nicht ſtolz, nicht vornehm in dieſem Augenblicke. Der deutſche Adelige trat in der Tracht der Fremdherrſchaft dem deutſchen Edelmanne in der Zuchthausjacke entgegen, um ihn zum Tode abzuholen.

Der Direktor des Gefängniſſes folgte ihm.

Gendarmen und Gefangenwärter blieben an der Thür ſtehen.

Delinquent ſind Sie bereit? redete der Anwalt des Königs den Gefangenen an.

Ich bin bereit.

Man konnte noch nicht aufbrechen.

Ein großer, kräftiger Mann, in einen weiten, dunkelblauen Mantel gehüllt, wurde von den Gendarmen und Wärtern eingelaſſen.

Er trat an den Delinquenten heran. Er beſichtigte ihn von allen Seiten. Er befühlte ihn, an der Bruſt, hinten im Nacken, an dem Kopfe.

Es war der Scharfrichter.

Der Delinquent zitterte nicht unter der Befühlung.

Der Scharfrichter war zufrieden, er verließ die Zelle.

Auch jene unglückliche Frau war zufrieden geweſen, als ſie im Spiegel ihres ſchönen Schmuckes ſich beraubt ſah.

Brechen wir auf, befahl der Königsanwalt. Herr Pfarrer, Sie dürfen den Delinquenten begleiten, aber nur bis an die Stufen des Schaffots.

Er ſchritt voran.

Ihm folgte weiter der Direktor des Gefängniſſes.

Der Gefangenwärter, Delinquent — und der Geiſtliche ſchloſſen ſich an.

Sie verließen die Todtenkammer.

Draußen begleiteten die Gendarmen und Gefangenwärter ſie.

So ſtiegen ſie die Treppen hinunter.

Die Treppen waren trübe erleuchtet, wie vorhin.

Sie gelangten in den Gefängnißhof.

Es war noch Nacht draußen. Die Morgenröthe war vielleicht ſchon im Begriff, am Himmel aufzuſteigen; dunkle Wolken verhüllten ſie.

Auch auf dem Hofe war es dunkel. Die Laternen brannten trübe, wie im Hauſe.

Vor der Thür hielten zwei Wagen.

Beide waren verſchloſſen.

An dem einen ſtand ein Gendarm.

Hinter dem Gendarmen ſtanden mehrere Perſonen.

Es waren auch Frauen darunter, wohl die Frauen der Gefängniß-beamten, die in dem Gefangenhauſe wohnten. Sie waren neugierig wie Andere.

Eine trug einen langen, dunklen Mantel. Die Kapuze des Mantels hatte ſie über das Geſicht gezogen, gegen die Morgenkälte, vielleicht auch, um von den Anweſenden nicht erkannt zu werden. Manche Dame kann ihre Neugierde nicht bezwingen, aber wohl ſich ihrer ſchämen. Eine Dame ſchien ſie zu ſein.

Zu dem Wagen, an dem der Gendarm und die Frauen ſtanden, wurde der Delinquent geführt. Er ſollte einſteigen.

Ein Gendarm ſtieg vor ihm ein.

Dann der Geiſtliche.

In dem Augenblicke, als der Geiſtliche ſich auf dem Wagentritt erhob, entſtand eine Verwirrung.

Die zuſchauenden Frauen hatten ſich dichter herangedrängt.

Die Gendarmen und Gefangenwärter wollten ſie zurückhalten.

Dabei wurde der Prieſtermantel berührt, den der Geiſtliche umgehängt hatte; er fiel ihm von den Schultern.

Mehrere bückten ſich zur Erde, ihn aufzuheben, Gendarmen, Gefängnißwärter.

Dadurch entſtand neue Verwirrung.

Auch einer Frau war ihr Mantel abgefallen.

Sie hatte unmittelbar neben dem Gefangenen, dem Delinquenten geſtanden.

Der Mantel war raſch, in dem Momente des Niederfallens wieder aufgehoben. Er hing wieder über den Schultern; die Kapuze bedeckte wieder Kopf und Geſicht.

Aber weſſen Schultern wieder? Weſſen Kopf, weſſen Geſchlecht?

Es war Alles in der Dunkelheit ſo eilig vor ſich gegangen, und man war mit dem Geiſtlichen und deſſen Talar beſchäftigt geweſen.

Die Dame in dem Mantel hatte vorher rechts von dem Gefangenen geſtanden. Jetzt ſtand ſie links von ihm.

Nur der Gendarm, der an dem Wagen geſtanden hatte, war aufmerkſam geworden.

Er ſprang zu dem Delinquenten.

Fort, rief er, in den Wagen.

Er faßte ihn an dem Arm, er hob ihn in den Wagen hinein.

Der Geiſtliche hatte dort ſeinen Platz ſchon eingenommen.

Ein zweiter Gendarm ſetzte ſich dann in den Wagen, zu dem erſten, gegenüber dem Geiſtlichen und dem Delinquenten.

Die Gefangenwärter verſchloſſen den Wagen.

Der Gendarm, der an dem Wagen Wache gehalten hatte, wandte ſich aber zu der Dame in dem dunklen Mantel.

Gehören Sie in das Haus?

Ich war hier zum Beſuch.

So müſſen ſie ſich ſofort entfernen. Hier wird kein Beſuch geduldet.

Der Wagen ſetzte ſich langſam in Bewegung, zu dem Brückenthore hin.

Gendarmen und Gefangenwärter gingen ihm zur Seite.

Dicht hinter ihnen ging ſchwankend die Dame in dem Mantel.

Das Brückenthor wurde geöffnet.

Der Wagen fuhr durch das Thor.

Die Gendarmen und Gefangenwärter blieben ihm zur Seite.

Nur Einer der Gendarmen trat zurück, zu der Dame.

Hierher Madame! ſagte er.

Er wartete, bis ſie an ihm vorübergegangen und im Freien war.

Unterdeß waren der Anwalt des Königs und der Direktor des Zuchthauſes in den zweiten Wagen geſtiegen.

Er folgte dem erſten.

Beiden folgte jetzt der Gendarm.

Wen hatte er an ſich vorüber durch das Thor ins Freie gehen laſſen?

7.

Die Execution.

Die beiden Wagen rollten über die Brücke.

Sie fuhren auf den freien Platz, zu der Anhöhe hin, auf der das Hochgericht errichtet war.

Die Brücke war durch Soldaten von Menſchen frei gehalten.

Aber auf ihrer andern Seite wogte es.

Tauſende, viele Tauſende waren da, alle nur zu dem einzigen Zwecke, Zuſchauer eines Schauſpiels zu ſein, das die Menſchheit entwürdigt.

Jedes Alter, jedes Geſchlecht war in dieſer rohen, unmenſchlichen Luſt vertreten.

Die Soldaten, die an der Brücke gehalten hatten, umgaben den Wagen und geleiteten ihn.

Die wogende Menge lief voraus, ging zur Seite, folgte.

Sie waren ſtill noch.

Erſt der Anblick des Blutes entfeſſelt die Rohheit zur Thierheit.

Um das Hochgericht herum ſtand die Menge am dichteſten.

Durch eine Wolkenöffnung drang ein Schimmer der anbrechenden Morgenröthe, nur ein einziger, nur ſchwach, nur um Geſtalten unterſcheiden zu können.

Eine Kompagnie Infanterie umſchloß das Hochgericht im Kreiſe.

Hinter dem Militär hielten Gendarmen zu Pferde.

Innerhalb des Kreiſes befanden ſich nur wenige Menſchen. Sie waren vor der Treppe, die auf das Gerüſt hinaufführte.

Ein Tiſch ſtand dort.

An dem Tiſche ſaßen zwei Perſonen, ein Richter und ſein Gerichtsſchreiber.

Ein Gerichtsdiener ſtand hinter ihnen.

Vor ihnen erhob ſich eine große Geſtalt in einem weiten, blauen Mantel, der Scharfrichter.

Ein paar Gendarmen waren zur Seite.

Oben auf dem Gerüſte hielten ſich vier Menſchen in grauen Leinwandkitteln auf. Es waren die Henkersknechte.

Alle harrten des Hinzurichtenden, des Delinquenten, wie ihn die Amtsſprache, des armen Sünders, wie ihn das Volk nannte.

Dicht an den Kreis heran, unmittelbar an die Soldaten und Gendarmen hatten ſich die Zuſchauer gedrängt.

Auch ſie harrten des armen Sünders. Freilich, wie anders ſie, als jene.

Manche hatten auch noch andere Zwecke.

Aber Alle trieb die rohe, gemeine Neugierde.

Doch nein, nicht Alle.

Dort, wo der Wagen mit dem Delinquenten vorfahren und anhal-

ten, wo der Hinzurichtende ausſteigen und an den Gerichtstiſch treten mußte, um die nochmalige Verleſung ſeines Todesurtheiles anzuhören und dann dem Scharfrichter übergeben zu werden, wo deshalb das Militär in doppeltem Gliede aufgeſtellt war, dort hatte ſich auch der dichteſte Haufen Zuſchauer zuſammen- und herangedrängt.

Und auch der bunteſte.

Vornehme Herren ſtanden dort und elegante Damen; die Damen nur tief verſchleiert, damit nicht Jedermann ſie erkennen ſollte, das war das einzige beſſere Gefühl in ihnen. Unverhüllte weibliche Geſichter wurden neben ihnen ſichtbar; ſie gehörten den geringeren, meiſt geringſten Ständen an. Unter ihnen waren auch bleiche, abgehärmte, und an ihrer Seite waren kranke Kindergeſichter. Freche Buben höhnten die Vornehmen und ſahen mit einem ſcheuen Mitleid auf die blaſſen Frauen und die kranken Kinder.

Sie waren ja ihres Gleichen. Es war aber auch noch etwas Anders dabei, und die Buben wußten es wohl, und dafür hatten ſie keine Frechheit.

Die blaſſen Frauen, welche die kranken Kinder führten, trugen ſchneeweiße leinene Tücher in der Hand.

Solche Tücher, in das friſche, noch rauchende Blut eines Hingerichteten getaucht, geben die Geſundheit wieder.

Selbſt die Berührung eines armen Sünders, der vor dem Schaffot ſteht, kann wieder geſund machen.

Darum, in dieſem traurigen Aberglauben, ſtanden ſie mit den bleichen Geſichtern harrend da, darum drängten ſie ſich zu dem Platze hin, an dem der Delinquent ausſteigen mußte.

Noch ſtanden die Zuſchauer ſtill. Aber ſie hatten ſchon lange geſtanden. Das, worauf ſie warteten, wollte noch immer nicht kommen. Sie wurden ungeduldig.

Das „gemeine Volk“ gab ſeine Ungeduld durch Witze kund.

Die Vornehmen unterhielten ſich.

Ich fürchte mich doch, Baron, ſagte eine der verſchleierten Damen zu einem Herrn, der neben ihr ſtand.

Man muß nur zu Allem den rechten Muth mitbringen, meine Gnädige, erwiderte zuverſichtlich der Herr

Der Herr war eine lange Geſtalt, mit langer Naſe und ſteifem, allwiſſenden Geſichte.

Ach, Sie, Baron! ſagte eine andere Dame. Sie haben Alles geſehen.

Vieles, wenigſtens.

Auch ſchon eine Hinrichtung?

Zum öfteren, meine Gnädige.

O, bitte, beſchreiben Sie ſie uns.

Es iſt verſchieden, meine Damen, nach den verſchiedenen Geſetzgebungen und Todesarten.

Wie wird es heute hier ſein?

Hier im Königreiche Weſtphalen haben ſie ein gemiſchtes Syſtem. Sie haben theils das alte Recht beibehalten, theils Neues hinzugefügt. Um Ihnen das anſchaulich zu machen, werde ich mir die Ehre geben, Ihnen genau das heutige Verfahren zu detailliren.

O, das wird reizend ſein, lieber Baron.

Der Delinquent wird in einem Wagen ankommen. Nach dem alten Rechte müßte er auf einer Kuhhaut hergeſchleift werden.

Ach, pfui, Baron.

Die humane neuere Geſetzgebung hat das abgeſchafft. — Der Wagen wird hier dicht neben uns halten, und unmittelbar hinter der Soldatenlinie.

O, Baron, Sie helfen uns, daß wir dieſen Platz behaupten.

Zählen Sie auf mich, meine Damen. Der Delinquent wird dort ausſteigen. Der Richter, den Sie da vor uns ſehen, wird ihm noch einmal laut ſein Urtheil verkünden.

Wird nicht auch der Stab über ihn gebrochen?

Das iſt ebenfalls veraltet. Er wird alsdann vom Richter dem Scharfrichter übergeben. Bei Deinem Eide, Nachrichter, heißt die alte Formel, gebiete ich Dir, das gegebene Urtheil getreulich zu vollziehen.

Der Nachrichter ſchreitet alsdann zuerſt die Treppe zu dem Schaffot hinan.

Der Delinquent wird von zwei Henkersknechten hinter ihm hergeführt.

Wenn er angelangt iſt, wirft der Scharfrichter ſeinen Mantel ab.

Er ſteht im ſchwarzen Frack da.

In der Hand hält er ſein Beil. Er hat es oben am Stiel angefaßt. Die haarſcharfe, blitzende Schneide ruht neben ſeiner Seite. So ſtützt er ſich auf das Beil.

Unmittelbar an ſeiner Seite iſt der Hinrichtungsblock.

Die Knechte führen den Delinquenten zu dem Block.

Sie binden ihm die Arme.

Digitized by Google

Sie legen ihn auf den Block, mit dem Geſichte nach unten. Der Block hat entſprechende Einſchnitte.

Hier binden ſie ihn feſt.

Sie treten von ihm zurück.

Der Scharfrichter tritt an ihn heran.

Rings umher Todtenſtille. Man hört nicht einmal einen Athemzug aller der Tauſende von Menſchen.

Der Scharfrichter erhebt das Beil.

Er prüft mit den Fingern die Schärfe der Schneide.

Er nimmt es in beide Hände.

Er ſchwingt es.

Ein helles Blitzen in der Luft.

Ein Schlag.

Das Blut ſpritzt empor. — Ach, meine Gnädige, Ihnen wird unwohl?

Fahren Sie fort. Es iſt ſchon vorüber.

Der Kopf iſt vom Rumpfe getrennt. Er rollt vor den Block. Einer der Scharfrichterknechte bückt ſich nach ihm. — Aber in der That, meine Gnädige, Sie zittern, und durch Ihren Schleier ſehe ich —

Nein, nein, Baron —

Bitte, lieber Baron, fahren Sie fort.

Ich bedaure, meine Damen, da kommt der Wagen. —

Die Unterhaltung mußte abgebrochen werden.

Zwei Wagen kamen vom Zuchthauſe her durch die Menge herangefahren. Der erſte war offen, der zweite feſt verſchloſſen.

In dem erſten ſaß der Königsanwalt mit dem Zuchthausdirektor. In dem zweiten der Delinquent mit ſeiner Begleitung. Jener war dieſem auf dem Platze vorgefahren.

Die Menge ließ ſtumm beide Wagen an ſich vorüber fahren.

Der erſte fuhr raſch.

Der Kreis des Militärs öffnete ſich, ließ ihn durch, und ſchloß ſich wieder.

Der Anwalt und der Direktor ſtiegen aus. Sie ſtellten ſich zur Seite des Gerichtstiſches.

Langſamer folgte der zweite Wagen.

Er wurde ebenfalls in den Kreis hineingelaſſen, der ſich hinter ihm wieder ſchloß.

Einer der beiden Gendarmen ſprang aus dem Wagen.

Ihm folgte der Geiſtliche.

Der Delinquent kam. Er ließ ſich leicht auf den Boden nieder.

Er ſtand hoch aufrecht, in der Sträflingskleidung von grauem Drillich, das Haar kurz geſchoren, das Geſicht bleich.

Doch daß das Geſicht bleich ſei, glaubte man wohl nur zu erkennen. Die Sonne war noch nicht aufgegangen und dunkle Wolken verdunkelten wieder die Strahlen der Morgenröthe.

Ein Gendarm faßte den Delinquenten an, ihm den Platz vor dem Gerichtstiſche anzuweiſen, auf dem er nochmals ſein Todesurtheil anhören ſollte.

Der dabei ſtehende Scharfrichter und ſeine Henkersknechte hatten noch keine Gewalt über ihn.

Das Volk hinter den Soldaten drängte ſich dichter herbei. Alle, auch die vornehmen Herren und Damen. Sie wollten das Urtheil hören.

Das Urtheil gegen den deutſchen Mann, der ſein Vaterland ſollte verrathen haben, weil er es von den Franzoſen befreien wollte.

Sie waren Alle Deutſche, die dies hören, und dann die Vollſtreckung des Urtheils ſehen wollten.

Den deutſchen Mann zu befreien, wie wäre das nur Einem von ihnen in den Sinn gekommen.

Der Richter an dem Tiſche erhob ſich.

Der Gerichtsſchreiber nahm das Urtheil in die bebende Hand, um die Vorleſung zu beginnen.

Da entſtand eine Unruhe, unmittelbar vor ihm.

Einer der Gendarmen hatte den Delinquenten angeſehen. Er ſah dann einen Gefangenwärter an.

Der Gefangenwärter warf einen Blick auf den Gefangenen. Er ſah den Direktor des Zuchthauſes an.

Die Blicke ſah der Anwalt des Königs. Auch ſein Auge heftete ſich auf den Delinquenten.

Halt! rief er dann dem Gerichtsſchreiber zu, der die Vorleſung beginnen wollte.

Halt, das iſt nicht der Verurtheilte.

Die dichten Wolken vor der Morgenröthe hatten ſich verzogen. Die aufgehende Sonne hatte ſie zertheilt. Der erſte Strahl des jungen Tages fiel voll auf den Platz, auf das Hochgericht, auf die Menſchen.

Er fiel auch voll und golden auf den Gefangenen, der zwei Minuten ſpäter nicht mehr unter den Lebenden ſein ſollte, auf ſeine graue Züchtlingskleidung, auf ſein glatt geſchornes Haupt, auf ſein bleiches Geſicht.

Digitized by Google

Aber in dem bleichen Geſichte beſchien er den edelſten, den heiligſten Triumph der Freude, des Glückes.

Nein, trat die Frau des Hinzurichtenden ſtolz vor, ich bin nicht der Verurtheilte. Aber ich bin ſein Weib, das ihn gerettet hat. Nun macht mit mir, was Ihr wollt! —

Aber da war auch ihre Kraft gebrochen.

Sie ſank um. Sie fiel ohnmächtig in die Arme des Scharfrichters.

Er allein hatte die Geiſtesgegenwart behalten. Er fing die Fallende auf.

Und wenn auch nicht ſein ganzes Recht, etwas von ſeinem Rechte ſollte er ſo bekommen. Nur ſo.

Er trug die Ohnmächtige in den Wagen zurück, dem ſie ſo eben entſtiegen war.

Der brave Geiſtliche geleitete ſie zurück zum Zuchthauſe.

Die Beamten hatten nur Sorge, dem Entflohenen, dem Geretteten nachzuſetzen.

Von einem Richtplatze hat nie eine Menge ſich ſtiller und befriedigter verlaufen, als an jenem Morgen. —

Der brave Heidenheim hatte mit Hülfe des treuen Jägers glücklich die preußiſche Grenze erreicht. Er war in Sicherheit.

Seine Kinder vereinigten ſich ſchon am zweiten Tage mit ihm.

Seine heldenmüthige Gattin konnte er erſt ein Vierteljahr ſpäter wieder umarmen.

Der Anwalt des Königs von Weſtphalen hatte einen Prozeß wegen Hochverraths gegen ſie beantragt.

Die Gerichte des Königs von Weſtphalen hatten den Prozeß eingeleitet.

Der König von Weſtphalen kümmerte ſich nicht darum. Er hatte an ſeinem Hofe Anderes zu thun.

Aber der franzöſiſche Kaiſer erfuhr von der Sache.

Frauen, die eine Heldenkrone verdienten, wollte er nicht hinrichten laſſen. Er befahl die Freilaſſung der edlen Frau.

Es war Napoleon der Erſte! —

Drei Jahre ſpäter waren die Franzoſen aus den deutſchen Ländern verjagt.

Es kamen Tage der Vergeltung.

Für die rechten Schurken, die den Fremden gedient hatten, nicht. Sie laſſen ſich von Allen zu Allem gebrauchen und es giebt immer welche, die ſie gebrauchen.

Aber wie kann die Geſchichte von einer edlen Frau mit elenden Gerichten und Staatsanwälten ſchließen?!

Der Baron von Heidenheim kämpfte in den Freiheitskriegen gegen die Franzoſen. Er kehrte nach ihrer Beendigung ehren- und ruhmvoll zurück.

Seine Gattin, die Frau des Hinzurichtenden, pflegte im Jahre 1813 manchen Franzoſen, der elend, verwundet, krank, verlaſſen, aus Rußland zurückkam, und lehrte ihre Kinder, menſchlich zu ſein gegen jeden Menſchen, und ſtolz zu ſein auf das deutſche Vaterland, auf deutſchen Muth, auf deutſche Ehre.

Und damit Ihr das Alle ſein möget, mehr und mehr, Ihr Deutſchen, die Ihr dieſe Geſchichte leſet, darum habe ich ſie aus dem Staube der Vergeſſenheit wieder hervorgezogen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Die junge Gräfin.

1.

Eine muntere Gesellschaft.

Die Gräfin Hohenhorst machte ein großes Haus in der Residenz.

Um in einer Residenz ein großes Haus machen zu können, muß man vor allen Dingen von altem Adel und reich sein.

Von altem Adel war die Gräfin Hohenhorst. Sie war eine geborne Prinzessin, die Tochter eines mediatisirten, also früher reichsunmittelbar und souverän gewesenen Fürsten.

Die mediatisirten Fürsten sind noch jetzt den souveränen Häusern Europas ebenbürtig.

Sie ließ sich daher auch, und mit Recht, Durchlaucht nennen, obwohl ihr verstorbener Gemahl nur den Grafentitel hatte. Doch, wir irren, er war ein reicher Graf gewesen, und darum war die arme Prinzessin auch seine Gemahlin geworden. Darauf war er Gesandter des Hofes an mehreren fremden Höfen geworden.

An mehreren! Meinen aufmerksamen Lesern sagt dies so viel, daß ich nun in der That zu den Eigenschaften des einfachen, reichen Grafen mit dem besten Willen nichts mehr hinzufügen kann. Berühmte Staatsmänner haben genug zu thun, ihren Hof an einem einzigen andern Hofe zu vertreten. Der Graf Hohenhorst hätte zu den drei kleinen Höfen, bei denen er seine Regierung repräsentirte, noch ein halbes Dutzend hinzunehmen können, seine Zeit, seine Geschäfte und seine Regierung hätten nichts darunter gelitten. Seine Finanzen allerdings.

Indeß, die waren zuletzt doch auf die Neige gegangen. Drei Gesandtschaftsposten und eine stolze, fürstliche Gemahlin, können den reichsten Grafen zu Grunde richten.

Als der Graf Hohenhorst starb, existirte der letzte Thaler seines Vermögens nicht mehr.

Die verwittwete Gräfin Hohenhorſt zog darauf mit ihrer einzigen Tochter in die Reſidenz des Hofes, den ihr Gemahl vertreten hatte.

Der Grund war ein ſehr begreiflicher.

Die Gräfin Klotilde, ihre einzige Tochter, war eine ſchöne, heirathreife, witzige, lebhafte, ſtolze, junge Dame, die ſchon ein und zwanzig Jahre alt und noch nicht verlobt war, für deren Zukunft alſo geſorgt werden mußte.

An kleineren Höfen kann jedoch eine Mutter für ihre ſchöne und geiſtreiche Tochter verzweifelt wenig thun.

In einer großen Reſidenz können aber ſelbſt ſpaniſche Abenteurerinnen ihr Glück machen, um wie viel mehr eine Gräfin, die eine Durchlaucht iſt, für ihre liebenswürdige Tochter. Sie muß nur ein Haus machen können; und ein großes Haus, wie geſagt, machte die Gräfin Hohenhorſt.

Das zweite Erforderniß zu einem großen Hauſe fehlte ihr freilich nach dem Erzählten.

Aber Stolz, Pracht und eine ſchöne Tochter halfen ihr den Schein des Reichthums bewahren, und wenn der Schein anderswo ſo viel als die Wirklichkeit gilt, ſo gilt er in großen Reſidenzen oft das Doppelte.

Die Gräfin Hohenhorſt wußte ihnen die Geltung des Doppelten zu verſchaffen.

Noch mehr faſt, als ſie, verſtand es ihre Tochter.

War die Mutter ſtolz und prachtvoll wie eine Fürſtin, ſo war die ſchöne, geiſtreiche Gräfin Klotilde nicht blos ſtolz und prächtig wie eine Königin, ſie war auch hochmüthig und übermüthig und verſchwenderiſch wie — Königinnen es nicht ſind.

Und auch herzlos — zeigte ſie ſich wenigſtens. Wie mit dem Schooßhündchen ihrer Mutter, ſo ſpielte ſie mit den Männern. Allerdings nicht mit den reichen.

So mußte ſie ihren Zweck erreichen. Denn der Zweck ihrer durchlauchtigen Mutter war auch vollſtändig der ihrige. Sie hatte ihn erreicht, bevor ein halbes Jahr ſeit der Ankunft von Mutter und Tochter in der Reſidenz verfloſſen war.

Ein reicher Baron aus einer der entfernten Provinzen des Landes, der die Saiſon in der Reſidenz zubrachte, war von ihrer Schönheit gefeſſelt, von ihrer Pracht und ihrem Stolze geblendet worden. Er hatte ihr ſeine Hand angetragen.

Zwar war er nicht mehr jung, er zählte einige vierzig Jahre, auch ſtanden ſeine geiſtigen Fähigkeiten genau im umgekehrten Verhältniſſe zu

den wahrhaft erſtaunenswerthen Dimenſionen ſeines Körpers. Allein im Grunde konnte das für eine liebenswürdige junge Dame unter Umſtänden wünſchenswerthe Eigenſchaften ſein und auf alle Fälle war der Baron Rothberg von gutem, alten Adel und ſo reich, daß es in ſeiner Heimath zum Sprüchworte geworden war: Der Baron Rothberg iſt ſo reich, daß er nicht weiß, wie reich er iſt.

Die junge Gräfin Klotilde hielt mit ihrer Mutter einen geheimen Rath, dann nahm ſie ſeine Hand an.

Wie ein Unglück nicht allein kommt, ſo kommt auch ein Glück manchmal nicht allein.

Als die ſchöne, junge Dame ſeit vier Wochen die Verlobte des Baron Rothberg war, kam die Cholera in das Land und raffte in Zeit von drei Tagen einen Grafen Hohenhorſt mit ſeinen beiden Kindern dahin.

Dieſer Graf Hohenhorſt war der einzige Bruder ihres verſtorbenen Vaters geweſen. Er war aber ſo reich geblieben, wie ihr verſtorbener Vater dies geweſen war, und da er kein Teſtament hinterlaſſen hatte und ſie ſeine nächſte Verwandtin war, ſo war ſie nach den Geſetzen ſeine einzige Erbin und da ihrem Rechte und ihrem Anſpruche ein Widerſpruch nicht entgegengeſetzt werden konnte und nicht entgegengeſetzt wurde, mit einem Male das reichſte Fräulein im ganzen Lande.

Was wird nun werden? fragte ſich die ganze Reſidenz.

Wird ſie den Baron Rothberg noch nehmen?

Einen Baron nennen Sie ihn nur?

Welch' ein Abſtand dagegen der zierliche Lieutenant Boiz von den blauen Huſaren!

Den Grafen Horvitz von den Dragonern ſieht ſie noch lieber.

Der Abſtand wäre auch nicht ſo groß.

Ihr vergeßt den Chevalier Chalmel von der franzöſiſchen Geſandtſchaft.

Der ruſſiſche Graf Braganoff macht ihr noch mehr den Hof.

Wenn Ihr ihre Anbeter aufzählen wollt, ſo findet Ihr kein Ende. Gebt daher das Rathen auf. Eins bleibt gewiß, den plumpen Rothberg nimmt ſie nicht.

So dachte, ſo ſprach die Reſidenz.

Und die ſchöne Gräfin Klotilde von Hohenhorſt?

Als ſie auf einmal die wichtigen Todesnachrichten erhielt, wurde ſie roth und blaß, und blaß und roth, nicht über den plötzlichen Tod aller ihrer Verwandten, die ſie niemals gekannt hatte, aber darüber, daß ſie plötzlich eine ſo reiche Erbin geworden war und einen Verlobten ſchon hatte.

Sie hielt darauf wieder einen geheimen Rath mit ihrer Mutter, und das Reſultat war, daß ſie die Verlobte des Baron Rothberg — blieb.

Jene Eigenſchaften des Barons mußten alſo auch für ſie ihren Reiz haben.

Die Reſidenz wollte die Hände über die Köpfe zuſammenſchlagen, aber es änderte an der Sache nichts.

Es iſt nicht möglich! rief man.

Auch das konnte nichts ändern.

Der Tag der Hochzeit wurde angeſetzt.

Einige Kluge, alſo Ungläubige, wollten noch immer Wetten machen, daß aus der Heirath dennoch nichts werden könne. Feuer und Waſſer können nie zuſammengehen!

Doch gab es Einzelne, die noch klüger waren. Sie mochten zugleich die junge Dame genauer kennen. Die ſagten:

Sie wird ihn nehmen. Warum auch nicht? Eine ſchöne, kluge, galante und herrſchſüchtige Dame kann kein beſſeres Geſchäft machen, als ſich mit einem Manne zu verbinden, der nicht ſchön, nicht klug, nicht herrſchſüchtig, aber bequem und galant gegen — ſeine Frau iſt.

Darin war wenigſtens Philoſophie.

Wer ſollte Recht behalten?

Die Philoſophie hat es nicht immer.

Der Tag der Hochzeit rückte heran.

Am Tage vorher war ein Dejeuner bei der Gräfin Hohenhorſt. Es war ein kleines Familiendejeuner; nur wenige vertrautere Freunde der alten und der jungen Dame waren eingeladen. Ein Geſandter, ein alter General, der Graf Braganoff von der ruſſiſchen, der Chevalier Chalmel von der franzöſiſchen Geſandtſchaft, der Rittmeiſter Graf Hoevitz von den Dragonern, der Lieutenant Baron Voiz von den blauen Huſaren.

Auch der Bräutigam Baron Rothberg war da.

Die Geſellſchaft war ſehr munter.

Der Geſandte und der General hatten Paſteten, Trüffeln, Auſtern und Champagner im Ueberfluß.

Der Rittmeiſter, der Graf Braganoff und der Chevalier Chalmel konnten vor der Braut ihre ganze Liebenswürdigkeit entfalten, und wie ſie nie liebenswürdiger geweſen waren als heute, ſo hatte die junge Gräfin ſich nie huldvoller gegen ſie gezeigt.

Der Herr von Chalmel hatte ſein ſüßeſtes Lächeln auf den zarten Lippen, denn nie hatte ſie ihn holder angelächelt.

Die Augen des Grafen Braganoff brannten wie die Augen eines Wolfes in einem ruſſiſchen Urwalde um Mitternacht; mit ſo leuchtenden Blicken hatten ihre Augen ihn getroffen.

Der Rittmeiſter Horvitz zeigte in ſeinem ganzen Geſichte nur das höchſte Glück, als wenn ihm unter dem Tiſche ein verſtohlener Händedruck zu Theil geworden wäre.

Der Baron Rothberg brauchte kein Wort zu ſprechen und konnte nach Herzensluſt eſſen und trinken, ſo viel er wollte.

Die Gräfin Mutter war glücklich in dem Glücke ihrer Tochter.

Und die Gräfin Klotilde ſtrahlte vor Glück.

Und der kleine Lieutenant Boiz von den blauen Huſaren? Ich hätte ihn wahrhaftig beinahe vergeſſen, und er ſollte doch heute noch eine Hauptperſon werden.

Er ſaß etwas verſtimmt, etwas traurig, etwas ſentimental am Tiſche.

Die Gräfin Klotilde ſah es. Er ſchien ihr leid zu thun.

Auch herzloſe Damen können manchmal ein recht gutes, mitleidiges Herz haben.

Was fehlt Ihnen, lieber Boiz?

Ach, meine Gnädigſte, es hat ſich heute ein recht großes Unglück zugetragen.

Es iſt Ihnen doch nicht begegnet?

Nicht mir, aber meinem intimſten Freunde.

Darf man erfahren, was es iſt?

Es iſt ein recht tragiſches Schickſal.

Sie machen mich neugierig. — Nicht wahr, Sie erzählen mir die Geſchichte nachher auf unſerem Spazierritt. Sie müſſen wieder munter werden, lieber Bolz. Sie werden an meiner Seite reiten.

Der Lieutenant war ſchon wieder munter geworden. Er ſollte an der Seite der ſchönen Dame reiten. Er ſollte ihr erzählen. —

Ein Kapitalmädel, die Komteß i ſagte der alte General entzückt zu ſeinem Nachbar, dem Geſandten, indem er in Einem Zuge ſein Champagnerglas leerte.

Der Geſandte trank bedächtiger und behaglicher und verſetzte dann bedächtig:

Ja, ſie hat Geiſt, Excellenz, aber ihr Geiſt hat keine Formen.

Es iſt Alles originell an ihr, entgegnete der General.

Sagen Sie lieber derb, Excellenz.

Meinetwegen. Aber gerade ſo liebe ich ſie.

Ja, ja, ſie könnte einen ausgezeichneten Huſarenoffizier machen.

Teufel, lachte der General, ſie würde dem ganzen Regimente die Köpfe verrücken.

Iſt das nicht ſchon jetzt der Fall, Excellenz.

Freilich.

Allerdings mit einer Modification.

Mit einer Modification?

Ich glaube, der Graf Horvitz hat ihr ein wenig den Kopf verrückt.

Ein Wunder wäre es nicht. Er iſt ein ſchöner Mann.

Und er weiß es. Und auch ſie weiß es. Und darf ich Ihnen etwas anvertrauen, Excellenz?

Nun?

Darum heirathet ſie den Strohmann da.

Um des Rittmeiſters Horvitz willen?

Preciſement, Excellenz! Sehen Sie die Blicke Beider. Verſtohlen, aber deſto einverſtandener.

Zum Teufel, Sie haben Recht, brummte der alte General. Warum nimmt ſie denn nicht den Rittmeiſter?

Mon Dieu, Excellenz, eben, weil ſie um ſeinetwillen den Baron da nimmt.

Teufel, ſagte der alte General noch einmal, unmuthiger, indem er haſtig zwei Gläſer Champagner austrank und nach einem Entſchluß ſuchte.

Der alte General war eine ehrliche deutſche Haut.

Er behielt keine Zeit zum weiteren Nachdenken, wie der Geſandte nicht weiter mediſiren konnte.

Die junge Gräfin war raſch von der Tafel aufgeſprungen.

Unſere Pferde werden ſchon auf uns warten.

Hatte ſie das Mediſiren des Geſandten und das Nachdenken des Generals bemerkt?

Alles erhob ſich mit ihr.

Ich habe nichts geſagt, raunte der vorſichtige Diplomat dem General in das Ohr.

Bah, ſagte darauf der gutmüthige alte General zu ſich ſelber, dieſe Spitzbuben von Diplomaten können nichts als lügen und die Leute an einander hetzen.

Zu Pferde, meine Herren! wiederholte die junge Gräfin. In zehn Minuten bin ich wieder bei Ihnen.

Sie verließ den Saal.

Die meiſten der Anweſenden folgten.

Nur die Gräfin Mutter blieb zurück und der Diplomat. Die Dame ritt nicht mehr, und der Diplomat zog einem Ritte ihre und ihres Champagners Geſellſchaft vor.

Der Spazierritt war ſchon vor dem Dejeuner verabredet.

Die Pferde, von Stall- und Reitknechten gehalten, warteten ihrer Herren im Hofe des Hotels.

Die Herren waren in wenigen Minuten reitermäßig adjuſtirt.

Noch vor ihnen war die ſchöne Gräfin Klotilde auf dem Platze im Hofe.

Der ſchöne Rittmeiſter, Graf Horvitz, führte ſie.

Es war ein ſchönes Paar, die Beiden. Sie waren heute ſo beſonders ſchön. Und ihre Geſichter glühten ſo beſonders in Glück und in — Champagner oder Liebe.

Parbleu! rief der Chevalier, als er die Beiden ſah.

Teufel, fluchte der ruſſiſche Graf, dieſer Rittmeiſter ſcheint Glück bei den Damen zu haben.

Selbſt der alte General konnte wieder einem, wenn auch nur leiſen Mißtrauen nicht wehren, obwohl er noch vor wenigen Minuten geſchworen, dem Spitzbuben von Diplomaten, der den Samen des Mißtrauens in ihn geſtreut hatte, nicht zu trauen. Und er verjagte ſein Mißtrauen auch bald wieder.

Der Rittmeiſter zwar war es, in deſſen dargehaltene Hand die Dame den ſchönſten Frauenfuß der Welt ſetzte, um ſich in den Sattel zu ſchwingen. Aber er hätte mit mehr Ehrerbietung keiner Königin die Hand hingehalten und ſie in den Sattel heben können.

Und die junge Gräfin war ſo unbefangen, heiter und glücklich und ſelbſt übermüthig.

Verſtellung! murmelte zwar der Chevalier.

Richtig, richtig! verſicherte ſich ſelber der Ruſſe.

Der alte brave General aber ſagte ſich beruhigt: Ich habe ihnen doch unrecht gethan. Sie ſind beide ſo glücklich und unbefangen.

Es iſt etwas Rührendes um ſolche Bravheit eines alten Generals, der doch auch Fähndrich und Rittmeiſter geweſen iſt, und es völlig vergeſſen hat.

Aufgeſeſſen meine Herren! rief in ihrem fröhlichen Uebermuthe die Gräfin. Heute kommandire ich, Excellenz.

Alle Wetter, meine Gnädigſte, verſetzte der alte General, unter ſolchem Kommando in den Tod zu gehen, müßte doppelt ſüß ſein.

Iſt das auch Ihre Meinung, meine Herren? fragte die übermüthige Dame herausfordernd.

Sie ſchworen es Alle.

Aber die Gräfin ſagte:

So ſchlimm wird es nicht werden. Indeß — da ich das Kommando einmal habe —

Sie nahm eine Feldherrenmiene an, ſie kommandirte laut, wie ein Gardelieutenant vor ſeinem Zuge:

Rangirt Euch!

Lieutenant Boiz zu meiner Seite.

Excellenz, in Adjudantenlänge zur andern Seite neben mir!

Der Troß folgt!

Galopp, meine Herren!

Die Herren hatten ſich rangirt, wie ſie kommandirte.

Den Pferden wurden die Sporen eingeſetzt.

Der Zug flog dahin.

2.

Ein armer Kandidat.

Ganz am Ende einer der langen Straßen der Reſidenz, nicht weit vom Thore, war in einem ſchmalen Hauſe ein kleiner Spezereiladen.

„Spezereiladen der Wittwe Urner" war auf dem beſcheidenen Schilde zu leſen, das über der Thüre hing.

Durch die Thür trat man unmittelbar in den Laden. Er war, nicht ſehr reich, gefüllt mit Kaffee und Zucker, mit Tabak und Cigarren, mit Citronen und Syrup und mancherlei Gewürzen und ähnlichen Lebens- und Luxusgegenſtänden für den kleinen Bürgersmann.

Eine blaſſe, kränkliche Frau ſtand dem kleinen Laden vor. Sie war noch jung, in der Mitte der zwanziger Jahre. Ihr feines Geſicht zeigte große Schönheit. Die Züge waren ungewöhnlich regelmäßig und dabei unter der zarten, durchſichtigen Haut und mit ihrem leidenden Ausdrucke ſo milde und anſprechend.

Den Ausdruck mußten dem ſchönen Geſichte ſchwere Leiden gegeben haben, und nicht bloß Leiden des Körpers.

Die blaſſe, kränkliche Frau war die Eigenthümerin des Ladens ſelbſt, die Wittwe Urner.

Hinter dem Laden befand ſich noch ein Stübchen. In dieſem wohnte die Frau Urner mit ihrem einzigen Kinde, einem hübſchen Mädchen von fünf Jahren.

Im Ueberfluß mochte Mutter und Kind in dem engen Stübchen hinter dem kleinen, beſcheidenen Laden wohl nicht leben. Dem friſchen, blühenden Kinde ſah freilich Niemand auch nur die leiſeſte Spur einer Entbehrung an. Aber die Mutter — warum mußte ſie ſo bleich, ſo kränklich und ſo ſorgen- und kummervoll ausſehen?

Seit acht Tagen hatte man Mutter und Kind nicht mehr geſehen.

Vor ungefähr vierzehn Tagen war das Ausſehen der Frau Urner leidender geworden als früher. Man hatte ſie öfter und anhaltend huſten gehört. Alte Frauen der Nachbarſchaft, die ein Loth gebrannten Kaffee oder ein halbes Viertelpfund Zucker oder in der Dämmerſtunde für einen Dreier Syrup holten, verſicherten, die arme Frau huſte Blut aus der kranken Bruſt, ſie hätten es ſelbſt geſehen. Es mußte wohl etwas Wahres daran ſein, denn die Frau war offenbar hinfälliger geworden, ſie konnte nicht mehr im Laden an dem Ladentiſche ſtehen und mußte ſich meiſt in ihrem engen Stübchen aufhalten, wo ſie ſtill und erſchöpft in einem alten Seſſel lag und nur mühſam ſich erheben konnte, wenn die kleine Glocke an der Ladenthür ſie hinter den Ladentiſch zurückrief.

Lange ſchien die arme Frau den kleinen und doch ſo beſchwerlichen, mühſeligen Weg von dem alten Seſſel zu dem Ladentiſche nicht mehr machen zu können. Ihre Kräfte ſchwanden ſichtlich. Die Bläſſe ihres Geſichtes wurde erſchreckend.

Und ſie war ganz allein mit dem kleinen Kinde von fünf Jahren.

Die Nachbarinnen ſchüttelten den Kopf, die Kunden ſcheuten ſich wiederzukommen, um die kranke, elende Frau nicht zu beläſtigen. Und mit ihrem Kinde verhungern zu laſſen? Denn von dem geringen Verdienſte des Ladens mußten Mutter und Kind leben.

Da erſchien eines Morgens in dem Laden ein junger Mann, den Niemand kannte, den bisher weder ein Nachbar noch ein Kunde der Frau Urner jemals geſehen hatte.

Es war eine etwas eigenthümliche Erſcheinung, dieſer junge Mann. Er war groß und wohlgebaut und konnte am Ende der zwanziger

Digitized by Google

Jahre ſtehen. Sein Geſicht zeichnete ſich beſonders durch die feingebogene Naſe und die hohe, ſtarkgewölbte Stirn aus, aber es war eingefallen und auf der denkenden Stirn lag ein tiefer, trüber Ernſt.

Das Geſicht zog dennoch unwillkührlich an, es imponirte aber auch zugleich unwillkührlich.

Dieſer junge Mann war plötzlich eines Morgens in dem Laden erſchienen. Er hatte ſich in dem engen beſcheidenen Raume flüchtig umgeſehen und war dann raſch auf die Thüre zugeſchritten, die den Laden von dem noch engeren Wohnſtübchen der Frau Urner trennte. Er war in das Stübchen eingetreten.

Zehn Minuten darauf erſchien ein Kunde im Laden. Das Glöckchen der ſich öffnenden Ladenthür verkündete ihn in dem engen Wohnſtübchen.

Die Thür des Wohnſtübchens öffnete ſich.

Aber nicht die kranke, elende Geſtalt der Frau Urner ſchleppte huſtend und mühſam ſich daraus hervor, der junge Fremde kam in den Laden, ſtellte ſich hinter den Ladentiſch und fragte:

Was wünſchen Sie?

Für ſechs Pfennige Syrup.

Für ſechs Pfennige Syrup, wie viel? fragte der junge Mann durch die halb geöffnete Thür in das Stübchen hinein.

Zwei Loth, antwortete die Stimme der Frau Urner.

Und der junge Fremde wog zwei Loth Syrup ab, goß ihn in die Flaſche des Kunden und ſtrich dafür ſechs Pfennige in die kümmerliche Geldlade des Ladentiſches ein.

Der Kunde ſah ihn wohl erſtaunt an, und wußte nicht, was er daraus machen ſolle, daß ein fremder Herr mit einem ſo edlen und, was ihm noch mehr imponirte, mit einem ſo vornehmen Geſichte, ihm für einen Sechſer Syrup zuwog.

Und der Fremde ſelbſt, der mit dem Ausdrucke tiefen Schmerzes aus dem Stübchen getreten war, konnte einem leiſen, wehmüthigen Lächeln nicht wehren, als er ſich dem Geſchäfte obliegen ſah, das jedenfalls für ihn ein neues war.

Aber es kam ein zweiter Kunde.

Ein halbes Pfund Zucker!

Ein halbes Pfund Zucker — koſtet? fragte der junge Mann wieder in das Stübchen hinein.

Drei Groſchen, antwortete die Frau Urner und man hörte diesmal

zugleich, wie die arme Frau weinte, daß ſie vor Schluchzen kaum antworten konnte.

Der junge Mann wog den Zucker ab und ſtrich das Geld ein, aber er lächelte nicht dabei, und wie der Kunde noch nicht den Laden verlaſſen hatte, war er ſchon in das Stübchen zu der kranken Frau zurückgeeilt.

Aber lange konnte er nicht bleiben, den ganzen Tag nur noch auf wenige Minuten.

Die erſten Kunden hatten von dem fremden jungen Herrn geſprochen, der gelehrt wie ein Profeſſor und vornehm wie ein Geheimrath oder gar Präſident ausſehe und für einen Sechſer Syrup und für drei Groſchen Zucker verkaufe.

Der Laden der Frau Urner blieb den ganzen Tag nicht leer. Als vollends die Mädchen gefunden hatten, daß der Fremde auch ein bildſchöner Mann ſei, dem es ſo gut ſtehe, daß er ſo traurig ſei, da drängte es ſich darin bis zum ſpäten Abend.

Und der Fremde blieb unverdroſſen und verſah ſein neues Geſchäft mit ſo viel Geſchick und Einſicht und Umſicht, daß er, als der Abend gekommen war, kein einziges Mal mehr ſein „Wie viel?“ in das Stübchen der Frau Urner hineinzurufen brauchte.

Am ſpäten Abend, nachdem der Laden verſchloſſen war, verließ er das Haus.

Am frühen Morgen des andern Tages war er aber ſchon wieder da, und die Kunden drängten ſich heute mehr wie geſtern, um von dem ſchönen, traurigen, intereſſanten, jungen Manne zu kaufen, den Niemand kannte und der ſo vornehm ausſah, daß Niemand es wagte, ihn nach ſeinem Namen, oder nach ſonſt etwas über ſeine Perſon zu fragen, — der Fremde verſah ſein Geſchäft wieder geſchickt und unverdroſſen wie geſtern und ſtill und traurig, aber auch freundlich und zuvorkommend.

Gegen Mittag aber erſchien vor dem Laden eine Droſchke und der Fremde bat die Kunden um ein paar Augenblicke Geduld, dann ging er in das Stübchen hinter dem Laden und nach kurzer Zeit kehrte er zurück, am Arme die kranke Frau Urner und an der Hand ihr fünfjähriges Kind führend.

Er führte die kranke Frau zärtlich, als wenn ſie ſeine Schweſter und ehrerbietig, als wenn ſie eine Fürſtin geweſen wäre.

Er führte ſie durch den Laden, an den Wagen, der draußen hielt. Er hob ſie und das Kind hinein.

Der Wagen fuhr langſam fort, in der Richtung nach dem Stadtthore hin.

Der junge Mann kehrte in den Laden zurück. Man ſah eine Thräne in ſeinem Auge. Aber wiſchte ſie ab, daß ſie nicht in den Syrup fiel, den er wieder zuwiegen mußte, und ſo durfte er, ununterbrochen beſchäftigt, nicht wieder an das Weinen denken.

Die Frau Urner und ihr Kind kamen nicht zurück und der junge Mann nahm ſeine Wohnung in ihrem engen Stübchen.

Seitdem waren acht Tage verfloſſen. Die Frau Urner und ihr Kind hatte man nicht wieder geſehen. Der junge Mann verſorgte die täglich ſich mehrenden Kunden in fortwährender Unverdroſſenheit.

Sie nannten ihn Herrn Urner, weil der Laden einmal der Frau Urner war, und er wandte gegen den Namen nichts ein.

Nach einigen Tagen war auf einmal in der Nachbarſchaft das Gerücht verbreitet, er ſei ein armer Kandidat, ein Kandidat der Theologie, woher er gekommen war, konnte Niemand ſagen. Aber alle Kunden nannten ihn jetzt „Herr Kandidat“ und er wandte auch dagegen nichts ein. —

Es war in der Mittagszeit, zwiſchen zwölf und ein Uhr, ſchon nahe an Eins. Die Bürgersleute aßen wirklich zu Mittag oder waren ſchon wohl fertig, während die vornehme Welt noch dejeunirte oder, wenn ſie früh angefangen hatte, auch ſchon damit fertig war.

Auch der „Herr Urner“ verzehrte ſein einfaches, gar ärmliches Mittagmahl, das er durch einen Knaben aus einer benachbarten Reſtauration ſich hatte bringen laſſen.

Er war bald damit fertig, wiewohl er es, in Gedanken verloren, langſam genug verzehrte.

Er ſaß in dem Wohnſtübchen der Frau Urner, in dem Seſſel, in dem die kranke Frau — wohl nicht ausgeruht hatte. Der Huſten hatte ihr keine Ruhe gelaſſen.

Er hatte ebenfalls keine Ruhe darin. Seine Gedanken ſchienen ſie ihm nicht zu laſſen, trübe, traurige, ſchmerzliche Gedanken.

Er mußte aufſtehen. Er ging in dem Stübchen umher und warf die feuchten Augen in jeden Winkel, auf jeden Gegenſtand des kleinen Gemaches. Es war alles ſo klein, ſo wenig, ſo dürftig.

Die Arme! ſagte er. Warum mußte denn das Unglück ſie verfolgen? Und auch mich? Und Alle! Wird es denn immer ſo bleiben? Warum, warum, Du guter, Du liebevoller Gott im Himmel, haſt Du uns denn zum Unglücke, zum Jammer, zum Elende beſtimmt? Und für immer?

Für unſer ganzes Leben? Und Du willſt uns dieſes Leben noch lange laſſen? Uns Anderen? Sie wenigſtens wird erlöſt. Ja Herr, Deine Wege ſind unerforſchlich.

Er wurde unterbrochen. Das Glöckchen der Ladenthür klingelte draußen. Die Thür war geöffnet.

Er ging in den Laden.

Ein Knabe ſtand darin, aber keiner, der etwas kaufen wollte. Er übergab dem Herrn Urner ein verſiegeltes Zettelchen.

Der junge Mann las die Aufſchrift. Dann erbrach und las er es haſtig.

Sein Geſicht hüllte ſich in tiefen Schmerz.

Ich werde in ſpäteſtens anderthalb Stunden da ſein, ſagte er zu dem Knaben.

Der Knabe entfernte ſich wieder.

Auch das noch! ſagte der junge Mann trauriger als vorher. Aber ich mußte es erwarten? Und iſt es nicht ein Glück? Noch ſo eben ſprach ich blinder, vermeſſener Thor einen Vorwurf gegen den Schöpfer aus! Und nun werden ja ihr ſchon die Tage des Leidens, des Unglücks abgekürzt. — Und doch, wie greift die Nachricht mich an.

Aber der Laden füllte ſich wieder und er mußte die Kunden bedienen, und er that es ſtill und freundlich, bis er unfreundlich genug geſtört wurde.

Vor dem Hauſe auf der Straße war ein Lärm entſtanden.

Von der einen Seite der Straße waren zwei Wagen raſch hinter einander hergefahren, als wenn der eine den andern überholen wollte.

Zwei Gendarmen und drei Polizeidiener ſprangen herbei und hielten die beiden Wagen an.

Es waren zwei ordinäre Bauernwagen, die leer aus der Stadt zurückfahren wollten. Die Bauern, die wahrſcheinlich ihr Holz, Stroh oder Gemüſe gut verkauft hatten, fuhren ſelbſt, und zeigten ihre gute Laune in dem Jagen der Pferde.

Wißt Ihr nicht, daß das ſchnelle Fahren in der Stadt verboten iſt? riefen die ſtrengen Gendarmen.

Es koſtet fünf Thaler Strafe, bemerkte ein umſichtiger Polizeidiener.

Der Bauer iſt überall eine zähe Natur, auch die gute Laune geht ihm nicht ſo leicht aus.

Etwas gelinder, ſpricht der Kalender, ſagte der eine der angehaltenen Bauern.

Oho, Männeken! rief gar der Andere.

Sie hatten Oel in das Feuer des beamtlichen Eifers gegoſſen.

Was. Er will räſonniren?

Zum Arreſt! hatte der ſtrenge Beamte unzweifelhaft befehlen wollen.

Aber er konnte den Befehl nicht ausſprechen.

Der Kopf eines ſchnaubenden Pferdes ſaß ihm im Nacken. Eine Reitpeitſche ſauſte an ſeinen Ohren vorbei.

Er flog erſchrocken zehn Schritte zurück.

Dann ſprang er wüthend wieder vor.

Zum Arreſt! wollte er unzweifelhaft nochmals befehlen, doppelt: gegen den unverſchämten Bauern, gegen den zehnfach frecheren und unverſchämten Reiter, der ihm in den Nacken zu galoppiren, die Peitſche an ſeinem Ohr zu ſchwingen gewagt hatte.

Aber er blickte auf und flog noch einmal zurück, aber deſto reſpektvoller, demüthiger.

Eine vornehme, ſtolze Dame, in reichem, glänzenden Amazonenkleide, vornehme Offiziere, Herren von der Geſandtſchaft, waren die „frechen“ Reiter.

Sie waren im ſauſenden Galopp herangekommen.

Den Reitern leuchtete luſtiger Uebermuth auf den lachenden, vom Champagner des Dejeuners noch nachglühenden Geſichtern.

Welch' eine Unordnung! rief man. Die Straße ſo zu ſperren.

Die Straße war nun wohl nicht geſperrt, die Bauernwagen hielten nur in ihrer Mitte. Aber die luſtige, ariſtokratiſche Geſellſchaft ritt ebenfalls in der Mitte, und ſie hatte ihren wilden Galopp in der geraden Richtung nicht fortſetzen können.

Wird's bald? wurde den Polizeibeamten zugerufen.

Sie hatten vor den Uniformen Front gemacht, Alle, Polizeidiener und Gendarmen.

Der Ruf belebte ſie, als wenn ſie Statuen Pygmalions geweſen wären.

Bauernwagen und Bauernpferde wurden nach rechts und nach links gebracht, um den Herrſchaften Platz zu machen.

In dem Spezereiladen der Wittwe Urner, vor welchem unmittelbar das Alles ſich zutrug, wurde es jetzt ebenfalls laut.

Nicht von dem „Herrn Urner,“ der auch der „Herr Kandidat“ genannt wurde.

Er hatte allerdings auch den Vorfall mit angeſehen. Es ſchien in ſeinem ſchönen, blaſſen Geſichte ſich auch etwas wie bitterer Unmuth regen zu wollen. Aber auf einmal hatte er unbeweglich, wie erſtarrt, dageſtanden, den Blick nur auf einen Punkt, nur auf einen einzigen Gegenſtand gerichtet. Und in dem Blicke war ſeine Seele, ſein Herz, aber auch ſeine tiefſte Trauer.

Und dieſer Gegenſtand war die junge Dame die hoch zu Roſſe gerade vor dem Fenſter des Ladens hielt.

Sah er ſie zum erſten Male und ergriff ihn plötzlich der Anblick der vollen Schönheit, die da auf einmal ihm gegenüber getreten war, aber auch der unweibliche, rohe Uebermuth, der aus dem ganzen Weſen des ſchönen Mädchens hervorleuchtete? Oder hatte er die ſchöne und vornehme Dame, die täglich an dem ſchmalen Ladenfenſter vorüberritt, ſchon früher geſehen, und ihr Anblick riß nur eine, von ihrer Schönheit, wie von jenem unweiblichen Weſen, auch wohl von ihrem hohen Stande, bereits geſchlagene Wunde von neuem, aber deſto ſchmerzlicher in ihm auf?

Die Wagen der Bauern konnten nicht ſo ſchnell auf die Seite geſchafft werden.

Die vornehme Geſellſchaft wurde ungeduldig.

Das iſt langweilig, ſagte die Gräfin.

Zum Teufel, rief der ruſſiſche Graf, die Polizei macht in Deutſchland zu viele Umſtände mit dem Volke.

Er wollte ſchon vom Pferde ſpringen, um ſelbſt, mit wenigeren Umſtänden, zuzugreifen.

Auf einmal fiel dem Lieutenant Bolz etwas ein.

Alle Wetter, rief er, in dieſer Gegend muß ja der närriſche Kandidat ſein, der Roſinen und Syrup verkauft.

Ein Kandidat, Baron Bolz?

Gewiß. Mein Burſch hat mir davon erzählt. Er ſoll Urner heißen und auf Ehre, da ſteht der Name Urner auf dem Schilde.

Ein Kandidat — Ladendiener?

Wie ich Ihnen ſage.

Wohl ein verdorbener, verkommener?

Nein, ein wirklicher, der nächſtens Paſtor wird. Aber ein verliebter.

Wie, was? Ein Verliebter?

Die Frau, der der Laden gehört, ſoll eine hübſche, junge Wittwe ſein. Sie iſt vor Kurzem krank geworden, ſeitdem ſteht als getreuer Ladenſeladon der Kandidat hinter dem Ladentiſche und wiegt den Leuten

für Sechſer und für Dreier — nicht das Wort Gottes — aber Kaffee und Zucker und Schwefelhölzchen und Cigarren und dergleichen zu.

Das iſt poſſirlich, Baron.

Das Original möchte ich ſehen, lachte die junge Gräfin.

Er ſoll herauskommen, riefen die Andern.

Und uns die Geſchichte ſeiner Liebe erzählen.

Ein köſtlicher Gedanke, auf Ehre.

Alle jubelten.

Der Lieutenant rief einen der Reitknechte herbei, die der Geſellſchaft folgten.

Du forderſt eine Cigarre in dieſem Laden.

Zu Befehl, Euer Gnaden.

Aber der Herr im Laden muß ſie Dir ſelber herausbringen. —

Zu Befehl.

Und ſie Dir anzünden.

Das wird ein köſtlicher Spaß werden.

Der Diener ritt an das Ladenfenſter.

Heda, heda!

Der „Herr Urner“ kam an das Fenſter.

Was wünſchen Sie?

Eine Cigarre.

Sogleich.

Der junge Mann — er kannte die Verſchwörung nicht — trat von dem Fenſter zurück und war nach wenigen Sekunden mit der Cigarre wieder da. Er wollte ſie dem Menſchen durch das Fenſter zureichen.

Bringen Sie ſie mir heraus, befahl der herrſchaftliche Diener. Auch ein Zündhölzchen bringen Sie mit.

Der junge Mann ſtutzte einen Augenblick. Aber er ſchien nichts Arges zu denken.

Er trat aus der Ladenthür auf die Straße, die Cigarre in der einen, ein Zündhölzchen in der andern Hand.

In demſelben Momente ſah er rund um ſich lachende, übermüthige Geſichter.

Unter ihnen auch das ſchöne Frauengeſicht, in das er vorhin unwillkürlich hatte hineinſtarren müſſen.

Sein blaßes Geſicht wurde noch einmal ſo bleich. Cigarre und Zündhölzchen zitterten in ſeinen Händen. Er ſuchte ſeine Geſtalt aufzurichten, aber ſie ſank faſt ineinander.

Zünden Sie mir die Cigarre an, befahl der Reitknecht.

Aber der alte General war vorgesprengt. Sein Gesicht glühte und wahrlich in diesem Augenblicke nicht von dem Champagner des Frühstücks.

Zurück Bursche, befahl er dem Bedienten.

Einen strengen Blick warf er den Herren zu.

Zu der Dame wandte er sich dann aber mit der Galanterie des alten Soldaten.

Meine Gnädigste, Sie haben das Kommando. Darf ich bitten, daß Sie Marsch kommandiren.

Die junge Dame warf wohl die schönen Lippen auf, und die Herren sahen wohl ärgerlich drein, daß ihnen ein Spaß verdorben war. Aber alle folgten doch gehorsam der Dame, die gehorsam Marsch kommandirte.

Auf der feigewordenen Straße flogen sie wieder im sausenden Galopp dahin.

3.

Eine Begegnung.

Die Residenz, in welcher die bisher erzählten Begebenheiten sich ereigneten, hat bekanntlich eine sehr schöne Lage. Hohe Berge überragen sie von der einen Seite; in oft wundervoll gruppirten Hügeln steigt das Land bis zu ihnen hinauf. In eine weite fruchtbare und bebaute Ebene blickt sie von der andern Seite hinunter.

Die Chaussee, die zwischen den Hügelgruppen hindurch in das hohe Gebirge führte, war die vornehme Gesellschaft hinaufgeritten.

Dieselbe Chaussee schritt, etwa eine Stunde später, gleichfalls aus der Residenz kommend, der junge Mann hinan, der in dem Laden der Wittwe Urner als Herr Kandidat Uener genannt war und gegen diese Benennung nichts eingewendet hatte. Auch wir sind mithin berechtigt, ihn so zu nennen.

Er hatte, obwohl es noch heller Tag war, den Laden geschlossen, und die Kunden, die sich während des Schließens noch zahlreich einfanden, mit seiner gewohnten stillen Zuvorkommenheit um Entschuldigung gebeten, daß er sie heute nicht mehr bedienen könne, ein dringendes Geschäft rufe

ihn ab, morgen werde er aber zur rechten Zeit wieder auf seinem Platze sein.

Der Mensch denkt, Gott lenkt.

Er hatte in gerader Richtung den Weg zum Thore hinaus eingeschlagen, und dann die so eben genannte Chaussee betreten.

Etwa zwanzig Minuten vor dem Stadtthore lag eine jener schönen Hügelgruppen. Die Chaussee schlängelte sich mitten hindurch.

An dem Fuße eines der Hügel lag ein einsames Haus.

Als der Kandidat Urner das Haus erreichte, konnten gerade anderthalb Stunden seit dem Augenblicke verflossen sein, in welchem ihm ein Knabe in den Laden einen Zettel überbracht hatte.

Er hatte, nachdem er den Zettel gelesen, versprochen, in spätestens anderthalb Stunden an Ort und Stelle zu sein.

Er trat in das einzeln stehende Haus.

Nachdem er ungefähr zehn Minuten in dem Hause gewesen war, kam aus diesem ein Kind heraus, ein freundliches, hübsches, blühendes Mädchen von fünf Jahren.

Es war das Töchterchen der Wittwe Urner.

Es trug ein paar Gartenblumen in der Hand. Mit diesen setzte es sich auf den Rasen vor dem Hause, ihnen zulächelnd, mit ihnen spielend.

Dabei warf es wohl manchmal einen sehnsüchtigen Blick auf die Chaussee, die vorbei lief. Sie war so nahe bei ihm, nur wenige Schritte, und nur ein offener und breiter Steg über den Chausseegraben trennten es von ihm. Auf der Chaussee lagen so hübsche, blanke, bunte Steine. Aber es mußte ihm doch verboten sein, den Weg zu überschreiten, und die offene Straße zu betreten, auf der hin und her gefahren und geritten wurde, für ein aufsichtsloses Kind also Gefahr vorhanden war. In den engen Raum zwischen Chaussee und Haus war es sicher, und dem Kinde beständig Aufsicht mitzugeben, dazu war die Mutter des Kindes oder wem sonst es jetzt anvertraut war, wohl nicht im Stande.

Das hübsche Mädchen schien verständig und gehorsam zu sein. Es sah oft genug zu den bunten Kieselsteinen in dem offenen Wege hinüber, aber es blieb genügsam mit seinen paar Blumen vor dem Hause sitzen.

Es saß lange dort, und spielte vergnügt und sorglos, und wer es sah, mußte seine Freude an dem so freundlich und genügsam spielenden Kinde haben.

Es mochte eine halbe Stunde so gesessen haben, als der Kandidat Urner wieder aus dem Hause heraustrat.

Er ſah traurig, ſorgenvoll aus.

Eine ältliche Frau begleitete ihn bis an die Thüre.

Die Frau blieb ſtehen.

Er wandte ſich nach ihr zurück, um noch ein paar Worte mit ihr zu ſprechen.

Sie halten gewiß den Schlaf für wohlthuend, fragte er ſie.

Gewiß, antwortete die Frau. Ich bin eine alte Krankenwärterin, ich habe Erfahrung.

Und er dauert ſchon eine Stunde?

So ungefähr. Er trat bald nachher ein, als der Doktor das Billet für Sie geſchrieben und fortgegangen war.

Hatte der Arzt ihn nicht erwartet?

Ich glaube nicht. Er hatte faſt gar keine Hoffnung mehr. Er fürchtete, der Tod müſſe noch heute Abend erfolgen; darum ſchrieb er Ihnen, daß Sie noch vor dem Abend herkommen möchten.

Und Sie haben jetzt wirklich wieder Hoffnung?

Ein ſolcher Schlaf giebt ſie.

Der junge Mann beſann ſich einige Sekunden.

Ich gehe nur zu der Ruine, ſagte er dann. Sie können mich hier aus der Hausthür rufen, wenn etwas vorfällt. Achten Sie genau auf die Kranke.

Ich werde nicht von ihrem Bette weichen.

Die Frau kehrte in das Haus zurück.

Der junge Mann wollte auf die Chauſſee ſchreiten.

Da erblickte er neben ſich das ſpielende Kind.

Er ſtutzte. Er ſah von dem Kind zu dem Steg, der auf die Chauſſee führte, über den Steg hinüber auf die Chauſſee, als wenn er die Gefahr meſſen wollte, der das Kind auf der Chauſſee ausgeſetzt iſt und die Nähe, in der dieſe Gefahr zu ihm ſtehe.

Er ging an das Kind heran. Er ſchien es aufheben und in das Haus zurückführen zu wollen.

Aber es war auch ihm ein ſo liebliches Bild, das freundliche, ſtille, ſorgloſ ſpielende Kind.

Es wird ſchon hier bleiben, ſagte er ſich ſelbſt beruhigend.

Der Gedanke allein mochte ihn doch nicht völlig beruhigen.

Du bleibſt doch hier am Hauſe, Fränzchen? fragte er das Kind.

Ich darf ja nicht auf die Straße gehen, Onkel, antwortete es.

Und Du biſt ein gehorſames Mädchen.

Du weißt es.

Zur Noth, ſagte er wieder zu ſich ſelber, kann ich ja auch im Momente wieder hier ſein. Von der Ruine aus überſehe ich Haus und Straße.

Das ſchien ihn völlig zu beruhigen.

Er erfreute ſich noch einmal an dem freundlichen Blick des ſpielenden Kindes, dann ſchritt er über den Steg auf die Chauſſee.

Er erfreute ſich!

In ſeinen Augen ſtanden Thränen.

Du armes Kind! Aber mein Leben ſoll Dir geweiht bleiben. Spiele nur glücklich weiter, während der Tod an dem Schmerzenslager Deiner unglücklichen Mutter ſteht, um ſie — ach, dieſe Erlöſung iſt doch eine ſchreckliche!

Er ging weiter.

Auf der andern Seite des Weges dem Hauſe gegenüber erhob ſich in einer Entfernung von ungefähr ſechzig Schritten ein mehr einzeln ſtehender Hügel. Auf ſeiner Spitze lag maleriſch die Ruine einer alten Ritterburg.

Zu dem Hügel und zu der Ruine lenkte der junge Mann ſeine Schritte.

Der Menſch iſt nicht zum Schmerze, zur Trauer geboren. Auch die am ſchmerzvollſten bewegte Bruſt, ſucht unwillkührlich einen freundlichen heiteren Gegenſtand auf. Sie weiß es nicht, warum. Sie muß es. Aber das Heitere, Freundliche thut ihr wohl, es hilft ihr den Schmerz tragen, es weckt Ahnungen einer beſſeren, einer freundlichen Zukunft in ihr, wenn es auch nur die Ahnungen jener Erlöſung ſind, die der junge Mann eine ſchreckliche nannte, die aber doch immer eine Erlöſung bleibt.

Der Kandidat Urner hatte den Hügel erſtiegen, die Ruine erreicht.

An einer alten Mauer gelehnt, blieb er ſtehen.

Eine reizende Ausſicht bot ſich ihm dar. Er ſah weit in das Land hinein, unüberſehbar weit über Fluren und Felder, über Städte und Dörfer, Flüſſe entlang, bis weit hinten am Horizont Alles in einem hellen Blau verſchwamm.

Ueber Allem ruhete eine feierliche Stille.

Der Tag neigte ſich.

Neben ihm ſtanden die tauſendjährigen, verwitterten und doch noch ſo feſten Mauern der alten Ritterburg.

In ihnen herrſchte die Stille des Grabes.

Und doch das frische, rosige Leben.

Ein wilder Kirschbaum war aus dem Stein und Mörtel einer der alten Mauern emporgewachsen. Er ragte mit seinen grünen Blättern und weißen Blüthen in ein halb eingefallenes hohes Bogenfenster hinein. Und gerade hinter dem Fenster stand die sinkende Sonne und ihre Strahlen vergoldeten die Blüthen und Blätter des wilden Kirschbaumes.

Der Blick des jungen Mannes hatte sich wehmüthig und traurig auf das einsame Haus gesenkt, das jenseits der Chaussee zu seinen Füßen lag.

Er schweifte dann, wie Trost und Hoffnung suchend, in die weite blaue Ferne hinaus.

Trost und Hoffnung kommen den Menschen nur aus der Nähe; wenn er sie sucht, so schweifen dennoch seine Blicke und sein Geist in die weite endlose Ferne. Meist liegen sie ja auch nur dort — unsichtbar, unerreichbar.

Sein Auge fiel endlich auf das, was in der Nähe bei ihm war.

Die Sonne glänzte ihm klar und golden entgegen durch das Bogenfenster der alten Mauer und die Blätter und Blüthen des jungen Kirschbaumes. Er stand überrascht.

Soll mir, rief er, soll mir doch aus all' dem Trübsal und Elend um mich her zuletzt noch helles, freundliches, frisches Leben erblühen? Und es wäre so nahe bei mir, wie dieses schöne Bild?

Aber er schüttelte schmerzlich das Haupt und er lehnte sich wieder still an die alte Mauer zurück, an der er stand, und in der kein frischer Kirschbaum mit grünen Blättern und weißen Blüthen ihm freundlich zuwinkte.

Er stand lange so, in sich versenkt.

Als er dann aufsah, fiel sein erster Blick wieder auf das einsame Haus, das auf der andern Seite der Chaussee unter ihm lag.

Er wurde unruhig.

Das spielende Kind hatte seinen Platz vor dem Hause verlassen, es hatte den Steg überschritten und war auf die Chaussee gegangen. Dort saß es mitten im Wege und spielte mit den bunten Steinchen der Straße; seine Blumen hatte es am Hause zurückgelassen.

Der junge Urner erschrack fast über den Anblick.

Welche Gefahr! Ein Pferd nur im Trabe, ein raschfahrender Wagen und das Kind ist verloren. Und kaum zwanzig Schritte vor ihm dreht sich die Straße. Nur ein vorsichtiger Reiter kann es früh genug gewah-

ren. Und Niemand iſt in der Nähe, der um die Kleine ſich bekümmerte. Ach, und die arme Mutter.

Er wollte den Hügel verlaſſen, um ſich zu dem Kinde zu begeben, es aus dem gefährlichen Wege zu führen.

Aber der Anblick des Kindes war ſo reizend. Es ſpielte ſo ſorglos, ſo vergnügt, ſo glücklich. Sollte er es ſtören? Es ſammelte die bunten, glänzenden, glatten Steinchen in ſeiner Schürze; es warf ſie von ſich, daß ſie über und durch einander flogen und kugelten; es las ſie wieder auf, warf ſie in die Höhe und las ſie nochmals auf und warf ſie wieder hin. Und immer lachte und jauchzte und jubelte und freute es ſich.

Sollte er das Spiel, die Freude ſtören?

Er maß noch einmal die Entfernung, die ihn von dem Kinde trennte, den nächſten Weg, auf dem er es, im Falle einer plötzlichen Gefahr, erreichen konnte. Der Abhang des Hügels nach jener Seite hin war ſteil, abſchüſſig, gefahrvoll. Aber ſichere und kräftige Sprünge brachten in der geraden Richtung nach ſehr wenigen Sekunden zu dem Kinde.

Er war demnach unſchlüſſig, was er thun ſolle.

Da vernahm ſein Ohr den Hufſchlag von Pferden.

Sie kamen im Galopp herangeſprengt, aus dem Gebirge, auf der Chauſſee, von jener Seite, wo kaum zwanzig Schritte von dem Kinde die Straße ſich krümmte.

Er konnte Pferde und Reiter nicht ſehen. Der Abhang des Hügels verbarg ſie ihm noch.

Er ſah auch nicht nach ihnen, er ſah nur nach dem Kinde.

Und das Kind ſaß noch mitten in dem Wege und ſetzte ſein fröhliches Spiel fort. Es war nur mit ſeinen Steinchen beſchäftigt. Es ſah und hörte nichts Anderes; nicht die nahenden Pferde, nicht die nahende Gefahr.

Kein menſchliches Weſen war in ſeiner Nähe zu erblicken. Im Hauſe regte ſich Niemand.

Der Kandidat Urner beſann ſich keine halbe Sekunde mehr.

Er flog den Hügel hinab, den ſteilen, abſchüſſigen, hohen Abhang hinunter, in der geradeſten Richtung nach dem Kinde hin, aber auch in der gefährlichſten.

Er ſah nur das Kind, er ſuchte nur nach den Reitern.

Endlich ſah er auch dieſe. Sie kamen aus der Krümmung der Landſtraße hervor.

Es war jene ſchöne, ſtolze, übermüthige, unweibliche Dame mit ihrer Begleitung.

Sie ritten Alle im wilden Galopp, an der Spitze die Dame ſelbſt, neben ihr der Huſarenlieutenant, hinter ihr der alte General, hinter dieſem die Anderen.

Sie waren im Galopp in Geſprächen.

Der Lieutenant erzählte lebhaft der Dame. Die Dame hörte aufmerkſam zu.

Das ſpielende Kind im Wege gewahrte Niemand von ihnen.

Es war keine zwanzig Schritte mehr von ihnen.

Sie ritten mitten im Wege.

Mitten im Wege ſaß das ſorgloſe Kind.

Halt! Halt! rief der erſchrockene, der einzige aber noch entfernte Beſchützer des armen Kindes ihnen entgegen.

Aber er rief vergebens. Der Hufſchlag der galoppirenden Pferde, die eigenen lauten Stimmen der Reiter, ließen den Ruf nicht an ihr Ohr gelangen.

Die Geſellſchaft war auf dem Rückwege.

Sie waren ſo eben aus dem Gebirge gekommen. Auf der hoch und nieder gehenden Chauſſee hatten ſie nur langſam reiten können.

Ah, lieber Bolz, hatte da die Dame zu dem Lieutenant an ihrer Seite geſagt, Sie wollten mir von einem tragiſchen Schickſale erzählen.

Es iſt ein wirkliches Unglück, Gräfin.

Erzählen Sie dennoch.

Der Lieutenant begann zu erzählen.

Während er noch erzählte, kam man in die Ebene. Die feurigen Pferde ſetzten ſich faſt von ſelbſt in Galopp. Er mußte dennoch fortfahren.

Was er erzählte war folgendes, und er erzählte es betrübt genug:

Sie kennen meinen braven Freund Lenz, Gräfin.

Er iſt Fähnrich bei der Garde.

Seit geſtern Lieutenant. Ach, er war es.

Er iſt todt?

Ein anderes Unglück hat ihn betroffen.

Sie machen mich neugierig.

Er hatte ſo lange warten müſſen, Offizier zu werden. Seine gute Mutter hatte ſich ſo lange danach geſehnt. Er iſt ihr einziger Sohn. Sie iſt Wittwe. Er iſt ihre Freude. Er war ihr Stolz. Er ſollte ihre

Stütze werden. Endlich erhielt er gestern sein Patent als Lieutenant bei der Garde. Wie glücklich waren Mutter und Sohn. Seine Offiziersuniform lag schon lange fertig, die Liebe der Mutter hatte dafür gesorgt. Er zog sie an. Er ging darin aus, auf die Straße, zum ersten Male, da —

Nun? fragte die Dame.

Ein roher Mensch begegnet ihm. Lenz hat ihn nicht gesehen. Beide stoßen an einander. Der Mensch wird grob, und ehe Lenz an etwas denkt, hat er von ihm einen Schlag erhalten, einen Schlag auf die Uniform. In demselben Augenblicke war der Mensch fort.

Mein Gott! rief die Gräfin erschrocken. Er muß doch nicht seinen Abschied nehmen?

Er muß es.

Wer war der Mensch?

Ein Handwerksgeselle, ein Sackträger, gleichviel.

Und er muß dennoch den Abschied nehmen?

Er hat die Uniform beschimpfen lassen, er darf sie nicht mehr tragen.

Es ist in der That so, Excellenz? wandte die Gräfin sich an den General zurück.

Es ist Unsinn, aber es ist so, sagte der alte, brave General, und man sah ihm den Unmuth an, daß er nicht anders antworten konnte.

Kann ihn denn nichts retten?

Er hätte sofort den Packträger erstechen müssen, versicherte der Lieutenant, dann wäre der Schimpf gerächt.

Aber ist das nicht noch größerer Unsinn?

Die Gesetze der Ehre!

Die Dame wollte etwas erwidern.

Sie stockte plötzlich.

Ihr Blick war mitten im Gespräch und Galopp von einem Gegenstande betroffen.

Es war nicht das Kind, was sie sah, das nur noch zwanzig Schritte von ihrem, vor allen den andern wild einher rennenden Pferden, im Wege spielte, das auf die Reiter und auf die Pferde nicht achtete, das verloren war, wenn nicht Einer der Reiter es bemerkt.

Sie sah das Kind nicht, keiner ihrer Begleiter sah es.

Ihr Auge hatte sich auf einen andern Gegenstand gelenkt, auf einen Mann, der seitab am Wege, mit einer Schnelle, die den Galopp ihres Pferdes übertraf und mit einer Kühnheit und einem Muthe, die vor der

offenbarſten Todesgefahr nicht zurückbebten, den hohen, jähen, faſt ſenkrechten Abhang herabgeſtürzt kam, in geradeſter Richtung auf ſie und ihre Pferde hin.

Was wollte der Mann? Wer war er? Erkannte ſie ihn nicht auf einmal? Sie hatte ihn ſchon geſehen.

Mein Gott, welche Verwogenheit! Er muß in den Tod ſtürzen! Er kann nicht lebend den Weg erreichen!

Sie hatte den Ausruf noch nicht gethan, da hatte der junge Mann ſchon den Weg erreicht und er hatte nicht den Tod gefunden.

Aber das Pferd der ſtolzen Reiterin war auf einmal mitten in ſeinem wilden ſtürmiſchen Laufe von einer Gewalt, gegen die gar kein Widerſtand möglich ſchien, aufgehalten. Eine eiſerne Fauſt hatte ſeine Zügel ergriffen, hatte es zurückgehalten, zurückgeworfen. Es ſtand wie gebannt.

Das war zwei Schritte vor dem ſpielenden Kinde.

Die Pferde der andern Reiter waren in unaufgehaltenem Lauf rechts und links an der Dame vorübergeflogen.

Auch an dem Kinde, das mitten im Wege gerade vor dem Pferde der Dame ſaß.

Das Kind war gerettet. Der liebe Gott giebt, nach einem ſchönen Sprichworte, jedem Menſchen einen Engel mit auf den Weg, einem Kinde zwei.

Eine einzige Sekunde ſpäter, und das Kind war von den Hufen der Pferde zertreten.

Die Gräfin Klotilde von Hohenhorſt war eine kühne, wilde und ſichere Reiterin. Sie hatte kaum im Sattel geſchwankt, als ihr Pferd ſo plötzlich und mit ſo furchtbarer Gewalt gehalten wurde.

Aber ſie war auch eine ſtolze und hochfahrende Dame.

Ein blitzender Zorn flog aus ihrem Auge. Er traf den frechen, der es gewagt hatte, Hand an ſie zu legen.

Sie erhob ihre Reitpeitſche.

Sie erhob ſie nach ihm.

Der junge Mann ſtand ruhig vor ihr. Er ſah ſie an. Er ſah ihr feſt in das Auge, nicht ſtolz, nicht herausfordernd, aber ernſt, tief ernſt und milde und wehmüthig.

Es war ein eigenthümlicher Anblick; der junge Mann mit dieſem ernſten, ruhigen, ſtillen, die junge Dame mit dem, von dem raſchen Ritt und dem jähen Zorn hochgerötheten Geſichte und den leuchtende Blitze ſchleudernden Augen.

Und beide Geſichter ſchön. Das feine, edle Antlitz des jungen Mannes erſchien in dieſem Augenblicke doppelt ſchön.

Und beide hohe Geſtalten. Die junge Dame hatte ſich höher und ſtolzer im Sattel erhoben. Der junge Mann ſtand nicht ſtolz vor ihr, nur aufrecht, aber hoch aufrecht, wie ein König, der keines Stolzes bedarf, um zu gebieten.

Die Dame ſenkte die Reitpeitſche, ohne zu ſchlagen.

Und der junge Mann ließ die Zügel des Pferdes los und wandte ſich zu dem Kinde, das einen Schritt weit von ihm ſaß.

Komm, mein liebes Fränzchen!

Er hob es auf, er nahm es in ſeinen Arm. Er wollte mit ihm die Landſtraße verlaſſen.

Da ſah die Dame das Kind; zum erſten Male.

Sie wechſelte die Farbe.

Mein Gott! rief ſie erſchrocken.

Sie erkannte die Gefahr, in der das Kind, in der ſie ſelbſt geſchwebt hatte. Sie erkannte, was der junge Mann gethan hatte. Er hatte dem Kinde das Leben gerettet, er hatte ſie vor einer Blutſchuld bewahrt.

Und ſie hatte die Peitſche gegen ihn erhoben.

Mein Herr, rief ſie.

Eine menſchliche, eine weibliche, eine edle Regung ihres Innern wollte ihn zurückrufen.

Aber was iſt die augenblickliche beſſere Regung eines, zumal ſchwachen weiblichen Herzens, das in Stolz und Hochmuth, in Koketterie und Selbſtſucht aufgewachſen und ausgebildet iſt, und deſſen beſſere Seite in einer Luſt an wildem, unbändigen Treiben beſteht? Jene edleren Regungen ſind Fremdlinge in ihm. Eine bleibende Stätte können ſie nicht in ihm finden.

Oder erſt nach ſchweren, hartnäckigen Prüfungen.

Die Begleiter der Gräfin Klotilde hatten ihre Pferde parirt. Sie ſchwenkten zu der Dame zurück, um zu ſehen, welcher Unfall ſie aufgehalten habe.

Der Erſte, der bei der Dame ankam, war der Lieutenant Volz auf ſeinem leichten Huſarenpferde.

Er hatte noch die aufgehobene Reitpeitſche der Dame geſehen. Er ſah, wie ſie ſich ſenkte, aber er ſah nicht den feſten, ruhigen, milden Blick, vor dem ſie ſich unwillkürlich hatte ſenken müſſen.

Der Menſch hat ſie eingeſchüchtert, dachte der Lieutenant.

Er war nicht der Mann, ſich einſchüchtern zu laſſen.

Er erhob ſeine Reitpeitſche.

Da begegnete auch er dem Blicke des jungen Mannes, nach dem er ſchlagen wollte.

Und der Blick war jetzt finſter und ſtolz.

Auch die Peitſche des Lieutenants ſenkte ſich.

Aber in demſelben Augenblicke erkannte er den jungen Mann.

Alle Teufel, lachte er laut auf, das iſt ja der Herr Kandidat aus dem Spezereiladen, der für einen Deeler Syrup verkauft.

Und auch der franzöſiſche Chevalier lachte, und der ruſſiſche Graf und der Rittmeiſter von den Dragonern.

Der alte General lachte nicht.

In dem Lieutenant aber war wieder der Zorn erwacht, der Stolz, daß er vor einem Ladendiener die Reitpeitſche hatte ſinken laſſen.

Zum Teufel, rief er, Herr, Sie ſind ein Unverſchämter, der Züchtigung verdient.

Der arme „Herr Kandidat“ hatte mit der Gefahr ſeines eigenen Lebens ein Menſchenleben gerettet. Er ſollte dafür ein Unverſchämter ſein, der Züchtigung verdiente. Es war eine eigenthümliche Logik.

Indeß der Herr von Bolz war überzeugt von ihr, und um ihr Nachdruck zu geben, erhob er nochmals ſeine Reitpeitſche.

Ein zorniges Auge blitzte ihm plötzlich entgegen. Eine ſtolze Geſtalt erhob ſich vor ihm.

Wagen Sie es, rief drohend der fremde, junge Mann.

Er drohte. Offiziere, Herren vom Adel umgaben den Lieutenant von Bolz. Eine hohe Dame ſah mit geſpannten Blicken auf ihn.

Die Ehre war engagirt.

Der Herr von Bolz ſchlug zu.

Aber er traf nicht.

Der junge Mann, nach dem er ſchlug, war eben ſo gewandt wie kräftig.

Er hatte den Arm des Lieutenants gefaßt, als dieſer ſich rührte. Er hatte ihm die Peitſche entriſſen, er hatte ſie zerbrochen und von ſich geworfen.

Der Lieutenant erblaßte.

Er hatte beſchimpfen wollen.

Er ſelbſt war beſchimpft worden.

In ſeiner Offiziersuniform.

An dieſe war gewaltſam, drohend Hand angelegt.

Der Schimpf mußte gerächt werden, blutig, auf der Stelle.

Er zog ſeinen Säbel. Aber mit Ruhe faſt, nur mit einem feſten Entſchluſſe.

Er konnte nicht anders.

Nicht er allein erkannte das.

Alle um ihn her ſahen die Nothwendigkeit.

Ein Ladendiener, ein Unebenbürtiger, der keine Genugthuung der Ehre geben konnte, hatte einen Offizier in der Uniform beſchimpft.

Es blieb kein anderes Mittel.

Die Blicke verfinſterten ſich. Manches Geſicht erblaßte mit dem des Offiziers.

Auch das der Dame.

Wie hätte es nicht, trotz aller Herzenshärte, da, wo Männerherzen in beſſeren Regungen erbebten.

Nur Einer unter ihnen allen ſtand ruhig. Sein Geſicht erblaßte nicht, ſein Herz ſchlug ſtill und regelmäßig.

Der junge Mann ließ das Kind, das er im Arme trug, zur Erde nieder, als wenn er es verſchmähe, irgend einen fremden Schutz, einen Schild zu ſuchen.

Wagen Sie es, rief er dann noch einmal, ſo ernſt, ſo ſtolz, ſo befehlend, daß ſelbſt die Ruhe und ernſte Entſchloſſenheit des Offiziers ſchwankte.

Auch der Säbel des Herrn von Bolz ſenkte ſich.

Der Fremde aber ſagte ruhig:

Mein Herr, Sie werden mir, ich bin Ihnen Genugthuung ſchuldig Ich bin bereit, ſie Ihnen in jeder Weiſe zu geben.

Man hatte das, nach ſeinem ruhigen, entſchiedenen, ſtolzen, befehlenden Weſen wohl erwarten können. Seine Worte brachten dennoch die Aufregung der Befremdung hervor.

Man drängte ſich mehr um ihn.

Sie wollen Genugthuung geben?

Ja, meine Herren!

Genugthuung der Ehre?

Genugthuung nach den Geſetzen der Ehre . . .

Der Fremde ſagte es nicht ohne bittern Spott.

Aber, mein Herr, Sie ſtanden in jenem Laden?

Ja.

Und verkauften für Dreier Spezereiwaaren?

Iſt das etwas Unehrenhaftes?

Als Ladendiener?

Iſt ein Ladendiener ein Ehrloſer?

Ihr Name, mein Herr? rief endlich der Rittmeiſter.

Der Fremde mußte auf die Frage vorbereitet ſein. Es koſtete ihm doch einen augenblicklichen Kampf, bevor er antworten konnte.

Ehrhardt, ſagte er dann.

Seine Geſtalt richtete ſich höher auf, ſein Blick wurde ſtolzer, als er den einfachen Namen nannte.

Bürgerlich? rief man ihm zu.

Bürgerlich! antwortete er.

Bezeichnende Blicke der Umſtehenden ſagten dem Lieutenant von Bolz, was er jetzt dennoch zu thun habe.

Aber da kam aus dem Hintergrunde in dem er ſich bisher ſtill gehalten hatte, der alte General hervor.

Ehrhardt heißen Sie, mein Herr?

So iſt mein Name.

Sie ſind aus —?

Es iſt mein Vaterland.

Ihr Vater war dort Miniſter?

Er war Miniſter, vor der Revolution. Er mußte dem Sturme des März 1848 weichen.

Und Sie waren Offizier?

Ich war Stabsrittmeiſter in der Garde.

Ein wachſendes, geſpanntes Erſtaunen ergriff die ſämmtlichen Zuhörenden.

Mein Herr, fuhr der alte General fort, Sie nahmen nach dem Sturze Ihres Vaters Ihren Abſchied, aus freien Stücken. Man verdachte es Ihnen, man erkannte kein zureichendes Motiv. So weit kenne ich Ihre Geſchichte. Sie ſehen, es kommt in dieſem Augenblicke dringend darauf an, daß ich, daß dieſe Herren hier Sie weiter kennen lernen. Ich bitte darum.

Euer Excellenz haben Recht, erwiederte der junge Mann. So vernehmen Sie zuerſt den Grund des Ausſcheidens aus dem Militärdienſte. Er iſt ein einfacher. Mein Vater war geſtürzt. Mochte er Manches gethan haben, was in jener aufgeregten Zeit die Stimme des Volkes ihm zum Verbrechen anrechnete. Er hatte immer nur in Treue, in Anhänglichkeit, in Hingebung für ſeinen Fürſten gehandelt. Dennoch verleugnete

den Gestürzten sofort der Hof. Man hatte nicht einmal den Muth, ihm für seine vieljährigen treuen Dienste eine Pension zu geben. Das war Undank. Der Undank erfüllte mich mit Unmuth. Ich forderte meinen Abschied. — Erkennen Sie das Motiv als ein ehrenvolles an meine Herren?

Ja, sagte entschieden der General.

Keiner der Anderen wagte zu widersprechen.

Der junge Mann fuhr fort:

Man wollte das Motiv nicht gelten lassen. Man wollte nur Trotz in meiner Forderung sehen. Man konnte mir dennoch den ehrenvollen Abschied nicht verweigern. Aber in meinem Vaterlande war mir von da jede Existenz genommen. Der Hof sah mich als einen unzufriedenen Demokraten an. Dem Volke blieb ich immer der Sohn des verhaßten Ministers, der selber der Reaktion gedient hatte. Anderes kam hinzu.

Der junge Mann sprach die letzten Worte mit schmerzlich bewegter Stimme.

Aufmerksamere, selbst mißtrauische Blicke richteten sich auf ihn.

Er sah sie.

Es betraf theure Verwandte, sagte er, nicht mich.

Dann sprach er weiter:

Ich verließ mein Vaterland. In fremde Militärdienste konnte und wollte ich nicht treten. Mein Vater war arm. Auch ich hatte kein Vermögen. Ich mußte mir eine neue Laufbahn, eine neue Existenz gründen. Ich studierte. Ich erwählte aus Neigung das Fach der Theologie. Ich habe meine Studien vollendet. Ich bin Kandidat der Theologie. Finden Sie darin etwas Unehrenhaftes, meine Herren?

Kandidat? Also doch „der Herr Kandidat" hätte wohl mancher der Herren ausrufen mögen.

Aber der alte General sagt entschieden:

Nein!

Und keiner wagte zu widersprechen.

Aber ein anderes Bedenken wurde laut.

Sie standen in jenem Laden, mein Herr!

Auch der General fragte:

Welche Bewandtniß hat es damit?

Ein bitteres Lächeln flog wieder über das Gesicht des jungen Mannes. Aber der Schmerz unterdrückte es bald.

Ja, meine Herren, ich ſtand in jenem Laden und ich verkaufte darin für einen Sechſer Cigarren und für einen Dreier Syrup. Erfahren Sie auch warum. Einer edlen Verwandten — die Pflicht gebietet mir, von ihrem Schickſale zu ſchweigen, die Achtung vor dem Unglücke wird Ihnen gebieten, mein Schweigen zu ehren. — Einer edlen Verwandten iſt jener Laden die letzte Hilfsquelle, für ſich, für dieſes ihr armes Kind. Sie erkrankte. Da eilte ich her, ihre Stelle zu vertreten, hinter dem Ladentiſche. Wer hat einen Stein, meine Herren?

Es wurde kein Wort, kein Bedenken laut.

Aber die Geſichter ſahen einander betroffen an, und in dem Innern der meiſten der Herren mochten ſehr laute Bedenken ſich regen, über das, was geſchehen und — nicht mehr zu ändern war.

Der alte General brach die Stille.

Sie müſſen ſich ſchlagen, Lieutenant Bolz, ſagte er zu dem Offizier.

Er ſagte es kurz und entſchieden, aber er konnte den Unmuth, eine gewiſſe Trauer nicht verbergen, daß er es ſagen mußte.

Gewiß, erwiderte der Lieutenant Bolz, und, zu ſeiner Ehre muß es geſagt werden, er ſteckte mit Befriedigung den Degen wieder ein, den er zu einer andern Genugthuung ſeiner Ehre freilich raſch genug gezogen hatte, aber auch hatte ziehen müſſen.

Der Rittmeiſter Graf Horvitz nahte ſich ſeinem ehemaligen Kameraden, dem Kandidaten der Theologie, Ehrhardt.

Beſtimmen wir ſofort Alles, mein Herr?

Ihr Freund, mein Herr, und Sie Namens ſeiner, haben das Recht. Ich bin der Beleidiger.

Das ſprach wohl nicht der Kandidat der Theologie, aber deſto ſicherer und ruhiger der ehemalige Rittmeiſter der Gardedragoner.

Wohlan! — Du wählſt, Bolz?

Piſtolen! rief der Lieutenant.

Und morgen?

Morgen? wiederholte doch ſtutzend der Lieutenant, indem er unwillkührlich einen Blick auf die Gräfin Hohenhorſt warf.

Morgen war der Hochzeitstag der Gräfin.

Wir müſſen einen Augenblick zu der jungen Dame zurückkehren.

Sie hatte die Farbe gewechſelt, ſie war erſchrocken, als ſie die Gefahr erkannte, vor der ein kühner Muth des Fremden ſie und das Kind gerettet hatte. Einen Augenblick war ihr Herz bewegt geweſen, weiblich, weich.

Aber nur einen Augenblick lang. Dann hatte ſie die Verhandlungen

der Männer, die drohenden, Blut drohenden und zu Blut herausfordernden Verhandlungen wohl mit klopfendem Herzen verfolgt, aber keine Miene ihres Gesichtes hatte verrathen, daß ihr Herz stärker poche, als eines der anwesenden, der betheiligten Männer.

Nur als der, anfangs peinlich verworren geschürzte Knoten sich zu lösen begann, schien sie mit größerer, wieder mit weiblicher Theilnahme auf den Fremden zu blicken. Er schien ihr gegen ihren Willen ein erhöhtes Interesse einzuflößen und in demselben Augenblicke schien eben so unwillkührlich ein Verdruß darüber sie zu ergreifen, daß sie von einem Interesse für den Mann sich habe befangen lassen.

Für den Mann, der ihr imponirt, vor dessen Ruhe sie von einer Drohung hatte abstehen müssen, der sie erschreckt, dem sie eine weiche Regung ihres Herzens gezeigt hatte. Der aber auch so schön, so stolz, so edel vor ihr stand.

Wer kann ergründen, was alles ein hochmüthiges, gefallsüchtiges, verhärtetes Frauenherz in Bewegung und in Kampf versetzt?

Morgen? hatte der Lieutenant stutzend wiederholt, indem er einen Blick auf die junge Dame warf, deren Hochzeitstag morgen war.

Plötzlich sah man das Gesicht der Dame erglühen.

Morgen! rief sie heftig.

Den Kandidaten Ehrhardt schien es bei dem Worte zu durchbeben.

Der Lieutenant aber sagte zu dem Rittmeister Horvitz:

Also morgen. Arrangire alles Weitere.

Der Graf Horvitz wandte sich wieder an den Kandidaten.

Sie haben gehört, mein Herr?

Ich habe gehört.

Um sechs morgen früh?

Um sechs.

Sind Sie in der hiesigen Gegend bekannt?

Nein.

Sind Sie einverstanden, wenn wir Sie morgen früh Punkt sechs Uhr hier an diesem Hause abholen? Wir begeben uns dann dort höher in das Gebirge hinein.

Ich bin einverstanden.

Der Graf Horvitz wollte sich zurückziehen.

Noch ein Wort, mein Herr, hielt ihn der Kandidat zurück.

Was wünschen Sie?

Ich bin völlig fremd hier. Bringen Sie einen Ihrer Bekannten, mir zu sekundiren?

Ich sekundire Ihnen, mein Herr! rief der alte General.

Excellenz erzeigen mir eine Ehre. Dürfte ich Sie dann auch —? Ich bin ohne Waffen hier —

Ich besorge auch Ihre Waffe.

Nehmen Sie meinen Dank, Excellenz. — Meine Herren, auf Wiedersehen morgen!

Er verbeugte sich gemessen.

Dann nahm er das Kind wieder auf den Arm.

Jetzt können wir gehen, mein gutes Fränzchen.

Er ging mit dem Kinde langsam zu dem Hause.

Die Reitgesellschaft setzte ihre Pferde wieder in Galopp.

Aber die Gräfin Klotilde Hohenhorst mußte sich doch noch einmal nach dem Fremden umsehen.

Ihr Blick begegnete dem seinigen.

Sie erröthete.

Ihr Pferd sprang zu schärferem Galopp um.

4.

Ein Hochzeitstag.

Der Hochzeitstag — was wird er bringen? Es ist die erste Frage, die beim Erwachen am Hochzeitsmorgen der Bräutigam ausspricht, die Braut, die Eltern, die andern Angehörigen.

Das glänzende Hochzeitskleid, der Myrthenkranz, der Schmuck von Gold und Edelsteinen, an diesem Morgen tritt Alles vor jener Einen Frage zurück.

Was wird der Tag bringen? Glück, Unglück, Freude, Jammer, Glanz, Elend?

Wer kann es sagen?

Wer kann es nur für den Einen kurzen Tag selbst sagen?

Freude, Glück, helle Gesichter? Wer kann nur für sie einstehen, auch nur auf eine einzige Stunde dieses einzigen Tages? Und es wäre so wenig für solch einen Tag!

Und doch, sollte nicht mindestens ein Auge am Hochzeitstage, wenn auch nur auf einen Augenblick, hell glänzen?

Ich war einmal auf einer Hochzeit. Es war die — traurigſte, der ich jemals beigewohnt habe, und doch war ſie ſo ſchön, ſo herzinnig rührend. Das Brautpaar war ſo ſchön, ſo lieb Beide. Sie hatten ſich ſo lieb. Sie hatten ſich Jahre lang geliebt, in Treue, in Sorgen, unter widrigem Geſchick, das ihre Verbindung immer und immer wieder hinausſchob. Endlich waren die Hinderniſſe beſeitigt. Sie hätten nichts zu leben gehabt, als Eheleute, die armen, braven Menſchen. Endlich hatte der Bräutigam ein Amt bekommen. Sie konnte den Tag ihrer Verbindung anſetzen. Aber der Lebenskeim der armen, harrenden Braut war unterdeß angefreſſen, zerſtört. Der Hochzeitstag mußte beſchleunigt werden, wenn nicht ein Sterbekranz früher als ein Brautkranz auf die bleiche Stirn der ſchönen Braut gelegt werden ſollte.

Beide Kränze ſollten an dem nämlichen Tage, in der nämlichen Stunde die edle Stirn ſchmücken.

Man wußte es. Alle wußten ſie es, als der Geiſtliche an dem Bette der Braut die Hände des Paares in einander legte, der Bräutigam, die Angehörigen, am gewiſſeſten die Braut ſelbſt. Kein Auge war leer von Thränen des Schmerzes, der Trauer.

Doch nein! Ein Auge glänzte in heller Freude.

Und mit dieſem hellen, überirdiſchen, himmliſchen Glanze in den ſchönen Augen zog die Braut, als ſie das Weib des Geliebten geworden war, den Gatten an ſich, legte ſich an ſeine Bruſt, ſah ihn liebend und glücklich an, ſagte triumphirend: Ich bin doch Deine Frau — und ſtarb.

Ein glückliches Auge hatte doch gelächelt.

Was wird der Tag bringen?

Weiß man am Morgen doch nicht einmal gewiß, ob er denn auch wirklich die Hochzeit bringen wird.

Einer meiner Bekannten, der Alles vergaß, hatte einmal auch ſeinen Hochzeitstag vergeſſen. Freilich nur das Eine Mal.

Anderen kann die Hochzeit anders entkommen.

Die junge, ſchöne Gräfin Klotilde Hohenhorſt erwachte früh am Morgen ihres Hochzeitstages.

Sie ſchien eine unruhige Nacht gehabt zu haben.

Auch ihr Erwachen war kein ruhiges. Sie fuhr raſch in die Höhe, wie aus einem ſchweren Traume. Ihr erſter Blick fiel dann auf das goldene Zifferblatt der Tafeluhr, die ihrem Bette gegenüber ſtand.

Die Uhr zeigte gerade fünf Uhr.

Die Dame wurde unruhiger.

Fünf Uhr! rief ſie. Ob ich —? Nein, nein! — Und doch, es wäre noch Zeit!

Was wollte, was ſollte die ſchöne Dame? Was wollte oder ſollte ſie nicht? Dachte ſie an ihre Hochzeit? Wollte ſie nicht heirathen? Und dann wieder doch? Den Baron Rothberg, der die fetten Weiden hatte, den die feine Welt der Reſidenz nicht ſehr fein einen Bären gar nannte, der ſo gern ſchlief und ſo ſchrecklich dumm war, der aber auch in ſeiner Trägheit und Bornirtheit ein ſo bequemer, ſo gutmüthiger, ſo guter Ehemann werden mußte?

Sollte ſie ihn nehmen, ſollte ſie ihn nicht nehmen? Noch, noch immer war es Zeit, ſich zu beſinnen.

Die Leute hatten ſich früher ſo gefragt, fragte ſie jetzt ſich ſo?

Sie fuhr fort in ihrem Selbſtgeſpräch.

Aber nein! Er war ſo hochmüthig, ſo übermüthig, ſo ſtolz! — Stolz! Welch ein Stolz, als er —

Stolz, hochmüthig, übermüthig? Das war wohl der gute Baron Rothberg nicht?

Sie war in Träume verſunken. Setzte ſie die Träume der Nacht des Schlafes fort?

Auf einmal fuhr ſie wieder auf:

Nein, nein, er würde denken, ich käme um ſeinetwillen.

Es war nicht der Baron Rothberg, von dem ſie ſprach.

Wer war es?

Aber ſie ſprach weiter:

Und doch! der arme Volz!

Der war es alſo? Der Lieutenant von den blauen Huſaren, der geſtern ſo glücklich geweſen war, an ihrer Seite reiten zu dürfen?

Hören wir ferner ihrem Selbſtgeſpräche zu.

Er hat zwar Muth. Er iſt auch ein guter Schütze. Ich ſelbſt habe oft mit ihm nach der Scheibe geſchoſſen. Aber der Andere —! Ach, er ſah ſo anders, ſo ſiegreich aus. — Und ich habe den armen, guten Volz in die Gefahr gebracht. — Ach, wenn er erſchoſſen würde! Ich könnte es mir nie verzeihen! Ich muß ihm Glück bringen. Ich muß hin. Und wenn auch der Andere, wenn dieſer ſtolze, hochmüthige Menſch hundertmal —

Sie träumte wieder.

Ich will, rief ſie auf einmal heftig. Ich will, ich will.

Sie rief es, wie ein Kind, das allen Ermahnungen, allem Widerſpruche, aller Gewalt zum Trotze, dennoch — will.

Welcher mächtige Widerſpruch hatte ſich denn in ihrem Innern erhoben?

Gott weiß es.

Aber das wiſſen wir jetzt wohl Alle, von wem eigentlich ſie ſprach, wohin ſie wollte, an was zuerſt ſie gedacht hatte, als ſie an dem Morgen ihres Hochzeitstages erwachte.

Sie ſprang auf. Sie zog haſtig an einer Klingel.

Aber dann dachte ſie doch noch an ihren Hochzeitstag, an ihre Hochzeit

Heute? ſagte ſie auf einmal, wie ſich plötzlich beſinnend. Heute? Von dem blutigen Schauſpiele zur Kirche, an den Trauaitar? — Was wird die Welt dazu ſagen? — Aber pah, pah! Ich will!

Das Bedenken hatte ſie leicht beſeitigt. Es war ihr ja auch nie darauf angekommen, was die Welt ſagen werde.

Ihre Kammerjungfer erſchien,

Meinen Wagen, befahl ſie dem Mädchen. Der Kutſcher ſoll ſofort anſpannen. Du kehrſt auf der Stelle zurück, mich anzukleiden.

Die Dienerin mochte in der Frühe des Hochzeitstages wohl einen andern Befehl der Braut erwartet haben. Aber einer ſo willenskräftigen und entſchloſſenen Herrin, wie die junge Gräfin war, pflegen auch Kammerjungfern ohne Widerrede zu gehorchen. Sie wagte kaum verwundert aufzublicken. Sie gehorchte nur.

Nach einer Minute war ſie zurück.

Nach einer Viertelſtunde war die junge Dame angekleidet.

Eine Minute ſpäter ſaß ſie im Wagen.

Der Wagen flog durch die weiten Straßen der Reſidenz, zum Thore hinaus, auf die Chauſſee.

Drei Minuten vor ſechs Uhr war er noch kaum hundert Schritte von dem einſamen Hauſe an der Landſtraße entfernt vor welchem geſtern das Ereigniß ſtattgefunden hatte, das heute auch die junge Dame zu einem blutigen Schauſpiele hinausrief.

Die Gräfin ließ halten.

Der Morgen war ſchön. Es war ein klarer, ſchon durchwärmter Frühlingsmorgen. Sie ließ das Verdeck des Wagens zurückſchlagen. Sie konnte ſich frei auf der Chauſſee umſehen.

Ein Trupp Reiter kam in der Ferne herangeſprengt, von der Stadt her.

Sie erreichten den haltenden Wagen.

Sie hatten nur noch eine halbe Minute Zeit, wenn sie Punkt sechs Uhr an dem einsamen Hause sein wollten.

Sie wollten an dem Wagen vorbeisprengen. Sie hatten ja nicht gesehen, daß eine junge, schöne Dame darin saß.

Um einer jungen schönen Dame willen, kann ein echter Kavalier auch auf dem Wege zum Tode eine Sekunde lang sich aufhalten.

Guten Morgen, meine Herren! Ah, muß ich die erste sein?

Die Pferde standen mitten im Galopp, wie vor einer Mauer.

Gräfin Klotilde!

Meine Gnädigste!

Schön, wie der junge Morgen!

Stolz, wie die Königin der Schlachten!

Nur der alte General schwieg. Er sah verstimmt in den Morgen hinaus.

Sie sind verwundert, meine Herren? rief die Dame.

Wir sind hocherfreut.

Sie wollen uns zum Kampfplatze begleiten?

Das fragte der alte, verstimmte General.

Warum nicht, Excellenz? Sie finden es gegen die Sitte?

In der That, Gräfin!

Es wäre ein Beweis, daß die Welt zurück — anstatt vorwärts geht.

Superbe, rief der Chevalier Chaimel.

Die Damen des Mittelalters wohnten stets den Zweikämpfen ihrer Ritter bei.

Und feuerten sie an, sagte der Franzose.

Es war in Deutschland nicht nöthig, mein Herr, erwiderte die Dame.

Und es wird auch hier nicht nöthig sein, rief der Lieutenant Bolz.

Die Dame reichte dem Offizier die Hand.

Bravo, mein Freund! — Aber jetzt fort. Es schlägt sechs auf dem Thurme der Stadt. Lassen Sie nicht auf sich warten. Ich folge Ihnen.

Die Reiter sprengten davon.

An dem einsamen Hause hielten sie.

Ein junger Mann erwartete sie schon dort.

Man begrüßte sich höflich mit ihm.

Dann bestieg der Kandidat Ehrhardt ein Pferd, das ein Reitknecht der Gesellschaft an der Hand geführt hatte.

Alle ritten die Chaussee höher hinauf, in das Gebirge hinein.

Der Wagen der Gräfin Hohenhorſt folgte.

Tiefer im Gebirge wurde die Landſtraße verlaſſen. Es wurden Seitenwege eingeſchlagen, die in dichte Waldung führten.

An einer Lichtung des Waldes wurde Halt gemacht.

Die Herren ſaßen von den Pferden ab und gingen in die luftige Oeffnung des Waldes.

Die Diener zogen ſich mit den leeren Pferden hinter die Bäume zurück.

An den Rand der Lichtung begaben ſich mit ihrem Apparat zwei Chirurgen.

Die Herren waren die beiden Duellanten, die beiden Sekundanten der ruſſiſche Graf, der franzöſiſche Chevalier. Sie hatten ſich alle eingefunden.

Nur der Baron Rothberg fehlte. Er ſchlief wohl noch.

Seine Braut war ja für ihn da.

Sie hielt in ihrem Wagen am Eingange der Waldesöffnung.

Der General und der Rittmeiſter Horvitz trafen als Sekundanten die Vorbereitungen des Duells. Die Menſur wurde abgemeſſen. Die Waffen wurden geprüft, geladen.

Der Lieutenant Bolz mit dem Grafen Braganoff und dem Chevalier Chalmel begaben ſich an den Wagen der Dame. Sie hatten bei jenen Vorbereitungen nichts zu ſchaffen. Sie plauderten heiter, munter, luſtig an dem Wagen.

Es iſt ſo Sitte bei Duellen, beſonders wenn ſie um ein Nichts entſtanden ſind.

Die junge Gräfin konnte heiter und munter mit ihnen plaudern. Sie wollte ſich wohl ihrer Ahnenmütter aus dem Mittelalter würdig zeigen, die auch Zeuginnen der Kämpfe ihrer Ritter geweſen waren.

Von altem Adel war ſie.

Der Kandidat Ehrhardt ging einſam und ſtill ſinnend in dem Schatten der Bäume am Rande der Lichtung auf und ab.

Die Sekundanten waren mit ihren Vorbereitungen fertig.

Der Rittmeiſter Horvitz ging zu dem Wagen, um den Herrn von Bolz auf den Kampfplatz zu führen.

Der General nahte ſich dem Kandidaten Ehrhardt.

Mein Herr, ich bitte.

Ich bin bereit.

Sie gingen gleichfalls in die Lichtung, dem Kampfplatze zu.

In der Mitte des Weges hielt der Kandidat ſeine Schritte an.

Exeellenz, geſtatten Sie mir wenige Worte?

Er ſprach ernſt und traurig.

So war auch der General.

Der alte Soldat blieb ſtehen.

General, fuhr der junge Mann fort, ich darf nicht falſch von Ihnen beurtheilt werden. Die Veranlaſſung zu dieſem Duell iſt für meinen Gegner, eine an ſich ſo geringfügige, daß, ohne ein trauriges Standesvorurtheil, ein einziges Wort alles ausgleichen müßte.

Gewiß iſt es ſo.

Jenes Vorurtheil aber macht eine Beilegung ohne Blut unmöglich.

Leider.

Ich will nicht unterſuchen, auf welcher Seite Recht oder Unrecht iſt.

Nach den konventionellen Begriffen der Ehre bin ich einmal der Beleidiger.

Ich kann dennoch meinen Gegner nicht ſchonen.

Der General wollte ſtutzig werden.

Man fordert es nicht von Ihnen, ſagt er etwas zurückhaltend.

Der junge Mann fuhr ruhig fort.

Mein Gefühl würde es von mir fordern, Exeellenz, wenn nicht die Pflicht, eine gebieteriſche, unabweisliche Pflicht mir geböte, anders zu handeln.

Der General mußte ſtutzen.

Nun?

Exeellenz, mein Leben gehört nicht mir. Ohne mich iſt ein edles Weſen dem Unglücke, dem Elende verfallen. Ich muß mein Leben zu erhalten ſuchen, ſo weit ich es nach den Grundſätzen der Ehre kann. Was Sie ſehen werden, Exeellenz, was ich thun werde, ich bitte Sie, es nur von dem Geſichtspunkte aus zu beurtheilen, den ich andeutete.

Er ſprach mit ſo inniger, wahrer, trauriger Stimme.

Sie werden ſich wie ein Ehrenmann ſchlagen, mußte der General bewegt ihm antworten.

Das werde ich.

Sie traten auf den Kampfplatz.

Zehn Schritte Barriere, ſagte der Sekundant des Beleidigten, der Graf Horvitz.

Die Herren treten zwanzig Schritte aus einander auf die Menſur.

Der Graf Horvitz führte den Lieutenant Volz, der General den Kandidaten, jeden auf ſeine Menſur.

Der Rittmeiſter fuhr dann fort:

Auf das Kommando: Los! kann jeder ſchießen.

Von ſeinem Platze aus oder indem er avancirt.

Wer geſchoſſen hat, muß bis an ſeine Barriere avanciren.

Die Sekundanten gaben jeder ihrem Duellanten ein geſpanntes Piſtol in die Hand.

Sie ſelbſt traten auf die Seite.

Fertig! kommandirte der Graf Horvitz.

Die Duellanten hoben Arm und Piſtol in zielender Richtung.

Los! —

Die Gräfin Klotilde von Hohenhorſt hatte ihren Wagen verlaſſen. Sie war dem Kampfplatz, den Kämpfenden näher getreten.

Sie war eine muthige Dame.

Zu ihrer Seite ſtanden der ruſſiſche Graf und der franzöſiſche Chevalier.

Wird der Angriff Sie nicht angreifen, Komteß? fragte der Franzoſe.

Sie fürchten? fragte die Dame ſpöttiſch.

Aber ihre Stimme war doch etwas unſicher.

Die Sache wird ernſt, bemerkte der Ruſſe.

Ehrenhändel ohne Ernſt ſind lächerlich, mein Herr, erwiderte die Gräfin.

Aber ein leiſes Beben der Lippen ſtrafte die ſtolzen Worte ein wenig Lügen.

Sie wollte vielleicht kein Weib bleiben. Sie blieb es dennoch.

Sie blieb es. Auch ihr Auge verrieth ſie.

Ihr Blick ſtreifte die Duellanten. Er hatte es wohl nicht gefollt.

Niemand ſollte es gewahren.

Der Lieutenant ſah es auch nicht. Ihr Auge glitt leicht und flüchtig an ihm vorüber, wie an einem Spielzeuge, mit dem man nur in Stunden oder Minuten der Langeweile ſpielt.

Aber auf dem Kandidaten Ehrhardt haftete es länger mit einem ſo beſondern, forſchenden Ausdrucke. Wollte ſie ſehen, ob der Tod ſchon an ihm ſtehe, ſchon die Hand nach ihm ausſtrecke? War ihr an ihm denn mehr gelegen, als an dem Lieutenant? An dem Manne, der ihr kein Spielzeug war, der, vielleicht bisher der einzige Mann in der Welt, ihr imponirt hatte, vor dem ſie in Verwirrung, Schaam, Angſt, hatte zurückweichen müſſen?

Und der Kandidat Ehrhardt gewahrte ihren Blick, wie er auf ihn haftete.

Er hatte ſich wohl verwundert, unwillig nach dem weiblichen Weſen hinwenden wollen, die dem blutigen Kampfe der Männer nahen konnte, um — ein Schauſpiel zu haben. Aber als er ſie ſah, als er ſie ſo wenige Schritte in ſeiner Nähe ſah, mußte ihn da nicht eben ſo unwillkührlich wie mächtig der Gedanke wieder ergreifen, daß ſein Leben für eine edle, geliebte Frau ſo theuer, ſo unentbehrlich ſei, daß er es dennoch heute in die Schanze ſchlagen mußte, und daß nur der Uebermuth der hochmüthigen Dame, die jetzt neben ihm ſtand, die in eitler, ſorgloſer Neugierde in dieſem Augenblicke neben ihm ſtehen konnte, daß nur ihr Hochmuth, ihr Uebermuth, ihre Herzloſigkeit ihn auf den entſetzlichen Platz, in den unnatürlichen und doch unvermeidlichen Todeskampf geführt habe?

Und vielleicht lebten auch jetzt, auch in dieſem Augenblicke, zugleich ganz andere Gefühle für die herzloſe Dame in ſeiner Bruſt!

Die Gräfin ſah den Blick.

Sie erbebte.

Hatte ſie in dem Blicke geleſen? Alles, was er ausſprach?

Sie konnte das Zittern ihres Körpers nicht verbergen:

Sie werden unwohl, Gräfin! ſagte der Ruſſe.

Der friſche Morgen, das ungewohnt frühe Aufſtehen! fügt entſchuldigend der galante Franzoſe hinzu.

Er wollte ihr ſeinen Arm bieten, ſie an den Wagen zurückführen.

Ein Schuß fiel.

Sie faßte doch unwillkührlich nach dem Arme des Chevaliers.

Ihr Geſicht war leichenblaß geworden.

Wer? rief ſie.

Vor ihren Augen mußte es dunkel geworden ſein.

Diable! fluchte der Franzoſe.

Tsto sa Tszort! der Ruſſe.

Aber die junge Gräfin hatte ſich geſammelt.

Sie war eine muthige und kräftige Dame und ſie wollte dafür gelten. Sie mußte dennoch mit ſich kämpfen, um dafür gelten zu können.

Die unweiblichen Kräfte beſiegten die weiblichen.

Sie ſah mit feſtem klaren Blicke nach dem Kampfplatze.

Ach, Bolz! der arme Bolz!

Sie bebte nicht mehr. Aus ihrem Geſichte war die Bläſſe entwichen.

Sie warf noch Einen Blick auf den Kampfplatz.

Der Gegner des Lieutenants Bolz ſtand aufrecht, ruhig.

Ihr Buſen hob ſich freier.

Auf dem Kampfplatze hatte ſich folgendes zugetragen:

Auf das Kommando „Los“ hatte der Kandidat Ehrhardt noch eine Sekunde gezielt, nur noch eine einzige Sekunde, aber mit deſto ſicherm Auge, mit deſto feſterer Hand.

Dann drückte er ab. Das Piſtol entladete ſich.

Der Lieutenant Bolz ſank zuſammen.

Alle ſprangen zu ihm.

Nur der Kandidat nicht. Er mußte auf ſeinem Platze ſtehen bleiben. Er blieb.

Der Gefallene wurde unterſucht.

Teufel, ſagte der General, jetzt verſtehe ich ſeine Worte. Er iſt ein eben ſo vollkommener Schütze, wie braver Menſch.

Der rechte Oberarm des Gefallenen war gerade in der Mitte durchſchoſſen.

Der Lieutenant hatte mit krummen Arme gezielt.

Die Wunde iſt ſchmerzhaft, aber nicht gefährlich, erklärten die Aerzte.

Iſt der Knochen verletzt?

Nur an ſeinem äußerſten Rande.

Muß der Arm abgenommen werden?

Gott behüte. Er wird nicht einmal ſteif werden.

Ich kann alſo im Dienſte bleiben? rief der Lieutenant.

In vier Wochen können Sie Ihren Dienſt wieder verſehen, wie geſtern.

Ja, ja, ſagte der alte General für ſich.

Der Lieutenant aber rief den Chirurgen zu:

Verbinden Sie mich raſch. Nur gegen den Blutverluſt.

Wie, Sie wollen?

Wozu ich das Recht, die Pflicht habe.

Bravo, Bolz! rief der Rittmeiſter Horvitz.

Er hob den Freund auf.

Ha, Du kannſt ſtehen! Dein linker Arm wird eben ſo wenig zittern, als es der rechte that. Hier Dein Piſtol! Nimm ihn ſicher. Triff ihn beſſer, als er Dich getroffen hat.

Der Kampf macht wild.

In den ſtets etwas derben Rittmeiſter war ſeine ganze Wildheit gefahren.

Er gab dem Lieutenant die Waffe in die linke Hand. Er faßte ihn unter und führte ihn vorwärts an die Barriere.

An die Barriere! wollte er dann dem Gegner ſeines Duellanten zurufen.

Aber der Kandidat Ehrhardt ſtand ſchon an ſeiner Barriere, ernſt und ruhig, wie er vorhin auf die Menſur getreten war, wie er dann auf ſeinen Gegner geſchoſſen und ihn gerade an der Stelle getroffen hatte, an der er ihn hatte treffen wollen, um ihn nur unſchädlich nicht unglücklich zu machen.

Die Sekundanten waren auf ihre Plätze zurückgekehrt.

Muß denn, fragte die Gräfin Klotilde ihre Begleiter, muß denn das blutige — ?

Spiel, hatte ſie wohl ſagen wollen. Aber ſie konnte das Wort nicht ausſprechen.

Es war eine Veränderung in ihr vorgegangen.

Es ſchien etwas ſie erſchüttert zu haben.

Auf den Lieutenant Bolz warf ſie einen Blick des Widerwillens.

Den Rittmeiſter Horvitz ſah ſie mit einem wilden Haſſe an.

Den Kandidaten mußte ihr unruhiger Blick vermeiden.

Muß denn der Kampf von Neuem beginnen? fragte ſie.

Gewiß, meine Gnädigſte! beiehrte der Franzoſe ſie. So lange derjenige der Duellanten, der den Schuß hat, ſein Gewehr halten und abdrücken kann.

Sie fragte nicht weiter.

Sie wickelte ſich in ihren Shawl, als wenn der Morgen, der immer wärmer geworden war, erſt jetzt anfange, kalt zu werden.

Und ſo ſtand ſie ruhig, feſt und ruhig, wie an ſeiner Barriere der Kandidat Ehrhardt.

Sie hatte Kraft, auch wohl eine beſſere Kraft.

Aber zu dem Kandidaten konnte ſie ihr Auge nicht hinwenden.

Los! kommandirte zum zweiten Male der Rittermeiſter Horvitz.

Die beiden Duellanten ſtanden zehn Schritte von einander. Nur zehn Schritte.

Der Lieutenant Bolz zielte.

Er allein hatte noch für dieſen Gang den Schuß.

Er zielte mit ſeinem linken Arm.

Der Arm zitterte ihm nicht.

Er ſchoß ab.

Der Kandidat Ehrhardt fiel.

Man brauchte ihn nicht lange zu unterſuchen.

Die Kugel war ihm mitten in die Bruſt gedrungen.

Gefährlich? fragte der General die Aerzte.

Wahrſcheinlich tödtlich, war die Antwort. Es wäre ein Wunder, wenn nicht die edelſten Organe verletzt wären.

Da geht ein braves Menſchenleben zu Grunde, ſagte der General. Und nicht blos Eins.

Ein Blick des Vorwurfs traf aus dem Auge des alten, braven Soldaten die Gräfin Klotilde von Hohenhorſt.

Sie waren Alle zu dem Gefallenen geſtürzt.

Auch die junge Dame. Sie hatte ſich heftig, gewaltſam von dem Arme des Franzoſen losgeriſſen. Es war, als wenn eine unwiderſtehliche, eine zauberhaft unwiderſtehliche Gewalt ſie ziehe, treibe.

Den Blick des Generals ſah ſie nicht.

Aber ſie hatte ſeine Worte gehört, und ihr ganzer Körper zuckte auf.

Und dann ſah ſie einen andern Blick.

Der Verwundete ſchlug die Augen auf.

Die ſterbenden Augen trafen ihr Auge.

Sie wollten ſich verfinſtern. Der bittere Vorwurf wollte ſich auch in ſie drängen. Sie konnten ſich nur mit Schmerz füllen, mit einem tiefen, mit einem unendlichen Schmerz.

Sie ſchloſſen ſich wieder.

Für immer?

Haben Sie Hoffnung, meine Herren? fragte der General die Aerzte wieder.

Der Arzt darf die Hoffnung nie aufgeben, Excellenz. Hier kommt es nur vor allen Dingen darauf an, den Patienten auf dem ſchnellſten und bequemſten Wege in abſolute Ruhe zu ſchaffen. Vor dem Thore liegt das Krankenhaus der barmherzigen Schweſtern. Dorthin werden wir ihn bringen müſſen. Er hat dort Pflege. Es iſt das nächſte Krankenhaus. Man braucht ihn nicht bei hellem Tage durch die Stadt zu tragen. Denn nur auf einer Tragbahre kann er fortgeſchleppt werden. Das Rütteln des Wagens würde ihn tödten. In dem Wagen der Komteß kann, wenn ſie es geſtattet, der Herr Lieutenant von Bolz nach Hauſe gefahren werden.

So geſchah es.

Aus den grünen Zweigen der Bäume wurde eine Tragbahre für den verwundeten Kandidaten gemacht. Die Bedienten der Herren trugen ihn auf ihr fort.

Der verwundete Lieutenant wurde in den Wagen der Gräfin gehoben.

Die Dame ſetzte ſich an ſeine Seite.

Wie unglücklich bin ich, Komteß! rief der Lieutenant aus. Ich kann heute auf ihrer Hochzeit nicht erſcheinen.

Ja, auf das Tanzen werden Sie heute verzichten müſſen, ſagte die Dame.

Sie war leichenblaß.

Aber der Hochzeitstag war noch nicht zu Ende.

Es war erſt Morgen, noch früh Morgen, kaum ſieben Uhr.

Um zwei Uhr Nachmittags ſollte die Trauung ſein.

In der Kirche. Eine große, feierliche Trauung.

Es zwar zwei Uhr Nachmittags.

Wagen an Wagen war vor der Kirche vorgefahren.

Hochzeitsgäſte, Einer eleganter und glänzender als der Andere, waren ausgeſtiegen.

Tauſende von Zuſchauern, die das glänzende Schauſpiel herbeigezogen, hatten ſie bewundert.

Für die Menge iſt alles ein Schauſpiel, eine Trauung, wie eine Hinrichtung.

In der Kirche war Alles verſammelt.

Der Prediger am Altar. Der Küſter an ſeiner Seite.

Der Bräutigam, die Zeugen, die Freunde, die Gäſte.

Der Geſandte vom geſtrigen Dejeuner, der ruſſiſche Graf Braganoff, der franzöſiſche Chevalier Chaimel, der Rittmeiſter Graf Horvitz.

Nur der Lieutenant Boiz fehlte und der alte General. Sie hatten ſich Beide durch Unwohlſein entſchuldigen laſſen. Auch der General.

Und noch Jemand fehlte.

Nicht die Mutter der Braut. Ihre Durchlaucht war da; ſtolz, erhaben, kalt, wie immer.

Aber die Braut fehlte noch.

Es hatte ſchon zwei Uhr geſchlagen.

Es ſchlug ein Viertel auf Drei.

In der Kirche entſtand ein Geflüſter.

Es ſchlug halb Drei.

Man wurde unruhig.

Auch die Mutter der Braut.

Ich begreife nicht, wo Klotilde bleibt. Sie war mit ihrer Toilette noch nicht fertig. Sie bat mich vorauszufahren, sie werde nachkommen. Sie hat immer ihren eigenen Willen. Und ihr Wille ist fest. Ich gab nach.

Mit einer Mutter, die ihre Tochter an den Mann bringen will, pflegt die Tochter nicht viele Umstände zu machen.

Die Unruhe steigerte sich.

Ein Bedienter mußte einen Wagen nehmen, und zum Hotel der Gräfin fahren.

Seine Rückkehr wurde in peinlicher Unruhe erwartet.

Er kam zurück. Er sah verstört aus.

Er nahete sich zitternd der Gräfin.

Er flüsterte einige Worte in ihr Ohr.

Die Dame wurde weiß, wie der Kalk an den Mauern der Kirche.

Aber Ihre Durchlaucht wußte sich zu fassen.

Ein kleiner Unfall! Ich werde in einer Viertelstunde wieder hier sein. Ich bitte sehr zu entschuldigen.

Sie folgte dem Bedienten aus der Kirche.

Die Unruhe wurde peinlicher.

Die Viertelstunde verging.

Noch eine.

Die Gräfin kam nicht zurück.

Aber eine Nachricht kam in die Kirche. Man flüsterte sie sich zuerst leise zu, dann sagten alle die Hundert Anwesenden es sich laut:

Die Braut ist plötzlich verschwunden. Man sucht sie vergebens. Keine Spur von ihr zu entdecken!

In der Kirche ging man auseinander.

5.

Eine Krankenwärterin.

Vor dem Thore der Residenz, von der Straße etwas zurück, lag ein altes, langes, winkeliges Gebäude. Es war in früheren Zeiten ganz ein Kloster gewesen. Jetzt hatte es diese Bestimmung nur noch halb. Zum

anderen Theile war es einem Zwecke gewidmet, der früher zu dem klöſterlichen mitgehörte. Es war ein Hoſpital nicht barmherziger Schweſtern, ſondern mit barmherzigen Schweſtern.

Auf der anderen, entgegengeſetzten Seite der Reſidenz lag ein anderes, ähnliches und doch ſehr verſchiedenes Gebäude. Es war eine moderne adelige Diakoniſſen-Anſtalt, ein Hoſpital adeliger Fräuleins. Dieſes Gebäude war nicht alt und nicht winkelig; es war nagelneu, in langer, eleganter, glänzender Fronte des Renaiſſanceſtieles und im Innern mit großem Reichthume nach demſelben Style eingerichtet. An und in der modernen Anſtalt huldigte alles der Mode der neuen Zeit.

Ich führe meine Leſer in das alte, winkelige Gebäude.

Es war neun Uhr Abends.

In den langen, weiten Krankenſälen, deren Fenſter dicht verhangen waren, leuchtete nur das ſchwache Licht weniger Lampen, vor denen zudem nach allen Seiten hin breite Schirme ſtanden.

Die Ruhe des Krankenhauſes lag über dem ganzen Gebäude.

Jene weiten, langen Säle waren überall mit Betten angefüllt. In jedem Bette befand ſich ein Kranker. Die barmherzigen Schweſtern hielten Wache.

An dem Ende eines der Säle, in der Nähe der aus dem Korridor hereinführenden Thür, waren zwei Schweſtern mit einander im leiſen, angelegentlichen Geſpräche.

Die Eine ſaß an einem kleinen Tiſche, auf dem, um die beſchirmte Lampe herum, wohl geordnet, Arzneiflaſchen, Gläſer, kleine Töpfe, Löffel und ähnliche Dinge zum Gebrauche bei Kranken ſtanden und lagen. Die Schweſter ſelbſt, in dem Augenblicke von der Krankenpflege nicht in Anſpruch genommen, war mit dem Nähen eines groben Hemdes beſchäftigt. Völlig unbeſchäftigt ſtand vor ihr die andere Schweſter. Sie ſchien an dem andern Ende des Saales ihren Platz zu haben. Von dem kleinen Tiſche, der dort ſtand, war ſie wohl herübergekommen, um mit der Schweſter zu plaudern.

Beide ſchienen in dem Saale die Nachtwache zu haben.

Er ſchläft recht ruhig, Schweſter Genoveva, ſagte die Schweſter, die vor der anderen ſtand.

Gottlob, Schweſter Agnes, erwiderte die Sitzende. Seit einer Stunde rührt er ſich nicht, und ſein Athem iſt, wenn auch ſehr ſchwach, doch ziemlich regelmäßig.

Es wäre alſo Rettung bei ihm möglich, Schweſter?

Mit der Hilfe Gottes, Schweſter.

Zunächſt doch der Menſchen, ſagte etwas leichtfertig die Schweſter Agnes.

Aber die Schweſter Genoveva entgegnete ihr mit ſtrafendem Ausdrucke:

Was iſt alles Menſchenwerk ohne Gottes Gnade und Barmherzigkeit?

Nun, nun, Schweſter Genoveva, es war ſo böſe nicht gemeint. — Alſo die Kugel haben ſie glücklich herausgezogen?

Mit ſchwerer Mühe. Sie war tief in die Bruſt eingedrungen. Die Aerzte fürchteten mit jeder Sekunde, er werde ihnen unter den Händen ſterben.

Es wäre Schade um ihn geweſen, er iſt ein ſo hübſcher Menſch.

Schweſter Agnes, Schweſter Agnes, mußte die fromme Schweſter Genoveva wieder ſtrafen. Schon ſo alt und noch immer ſo weltlich!

Jung waren die beiden Schweſtern nicht mehr.

Die gute Schweſter Agnes ſeufzte darüber.

Ja, ja, Schweſter, man wird alt. Ich merke es an Allem. Auch an den Kranken.

Auch an den Kranken? fragte verwundert die Schweſter Genoveva.

Gewiß, und es thut mir oft im Herzen weh, auch eben um der armen Kranken willen, daß ich ſchon ſo alt bin.

Aber Du ſprichſt in Räthſeln, Schweſter Agnes.

Nicht im Geringſten. Siehe Schweſter, wenn in früheren Jahren ein Kranker hieher gebracht wurde und zum erſten Male die Augen aufſchlug und an ſeinem Bette gleich mein junges, friſches und — nun ja — auch mein hübſches Geſicht erblickte, dann konnte man es ihm ordentlich anſehen, wie, trotz aller Schmerzen und aller Angſt, ihm doch innerlich, wenn auch nur auf einen Augenblick, das Herz im Leibe lachte, als ob ihm der Anblick Hoffnung bringe, ihm neues Leben gebe, den Tod ihm von dem Bette zurücktreibe.

Die fromme Schweſter Genoveva ſtrafte nicht. Und doch zeigten ihre von Blatternarben zerriſſenen Geſichtszüge, daß ſie nie ſchön oder auch nur hübſch geweſen war. Aber wahrhaft fromm und gut und milde war ſie dafür.

Iſt denn, ſagte ſie, der Engel des Todes ſo häßlich, ſo ſchauerlich, ſo fürchterlich?

Für mich iſt er wenigſtens nicht ſchön, erwiderte die Schweſter Agnes. Aber ich bin freilich immer nur ein ungebildetes Mädchen geweſen, und

Du, Schweſter Genoveva, hatteſt viel gelernt und ſtudirt, als Du in das Kloſter kamſt. Du mußt es beſſer wiſſen.

Nein, nein, gute Schweſter Agnes, ich glaube, Du haſt doch das Rechte getroffen.

Die Gedanken der lebhaften, braven Schweſter Agnes hatten auf einmal eine andere Richtung genommen.

Ach, ſagte ſie, für ſich lachend, da drüben in dem großen, neuen Diakoniſſenhauſe, da mag eine ſonderbare Wirthſchaft ſein.

Wie ſo, Schweſter?

Da ſind alle die vornehmen, adeligen Fräuleins, die nichts verſtehen nichts anzugreifen wagen und doch ſo hochmüthig ſind und die dienenden Schweſtern, die alles thun müſſen, nur wie ihre Dienerinnen behandeln und —

Schweſter, Du verleumdeſt, ſtrafte die fromme Genoveva wieder.

Die Andere mußte dennoch Eines noch vom Herzen haben.

Da könnteſt ſelbſt Du, Schweſter Genoveva, nur ihre dienende Schweſter ſein, und Du weißt doch mehr und biſt tauſendmal beſſer und braver, als alle jene adeligen Damen zuſammen.

Die Schweſter Genoveva antwortete nicht, und die Gedanken der Schweſter Agnes wendeten ſich wieder einem andern Gegenſtande zu, oder vielmehr zu einem früher beſprochenen zurück.

Die Krankenbetten des Saales ſtanden, deſſen Länge nach, in einer Reihe neben einander, das Kopfende an der Mauer, jedes mit einem Kopfſchirme verſehen, zwiſchem jedem ein angemeſſener Zwiſchenraum.

Alle waren bewegt.

Die Kranken waren ruhig, nur von Einzelnen hörte man ſchwerere Athemzüge.

Die Schweſter Agnes hatte ihren Blick nach einem Bette gerichtet, dem dritten in der Reihe, von der Stelle aus, wo die Plaudernden ſich befanden.

Und Niemand weiß, wer er iſt? fragte ſie.

Nein, erwiderte die Andere, die Leute, die ihn heute früh Morgens brachten, hatten ſich ſchnell wieder entfernt und nicht die geringſte Auskunft über ihn geben wollen. Sie behaupteten nur, ihn ſo, wie ſie ihn brachten, im Walde gefunden zu haben.

Sonderbar, Schweſter!

Ich finde das nicht. Er iſt unzweifelhaft im Duell verwundet. Hätte man ſeinen Namen genannt, oder nur irgend eine weitere Mittheilung über ihn gemacht, ſo hätte das ſeinen Gegner verrathen können.

Du glaubſt wirklich an ein Duell, Schweſter Genoveva?

Auch die Aerzte nehmen es an. Die Richtung der Wunde war ſo, daß an einen Selbſtmord nicht gedacht werden konnte. Andererſeits fehlte jede Spur einer Mißhandlung oder Beraubung.

Ja, ja, Schweſter Genoveva, er ſieht auch wohl darnach aus. Das iſt ein ſchönes, muthiges Geſicht. Ich möchte wiſſen, warum er ſich geſchlagen hat.

Ach, liebe Schweſter, um was für Dinge ſchlagen ſich denn dieſe Herren?

Leider iſt die Welt ſehr ſündhaft.

Um Pferde, um Würfel, um Karten, um noch viel gottloſere Dinge. Da iſt eine Liebſchaft am Ende noch das Anſtändigſte.

Das Anſtändigſte, Schweſter?

Es kommt freilich darauf an, von welcher Seite ſie iſt. Solche junge Männer haben allerlei Liebſchaften.

Aber ſie ſind alle ſündhaft, Schweſter Agnes.

Die Schweſter Agnes wollte etwas erwidern, als an dem langen Korridor, an welchem der Krankenſaal lag, leiſe die Thür ſich öffnete, und noch leiſer eine Schweſter in ihrer grauen und weißen Tracht in den Saal trat. Sie ſchritt auf die beiden plaudernden Schweſtern zu. Sie wandte ſich an die Schweſter Genoveva, die die ältere und erſte Wärterin des Saales zu ſein ſchien.

In dieſem Saale befindet ſich der junge Mann, der heute, durch einen Schuß verwundet, eingebracht wurde?

In jenem Bette.

Draußen ſteht ein Frauenzimmer, das zu ihm gelaſſen zu werden wünſcht.

Ein Frauenzimmer?

Ein junges Frauenzimmer.

Sie will zu dem Verwundeten?

So ſagt ſie.

Und was will ſie bei ihm?

Sie hat es mir nicht geſagt. Sie verlangte nur zu dem Verwundeten. Ich antwortete ihr, ich werde ſie bei Dir, der Saalwärterin anmelden.

Wie ſieht ſie aus? Von welchem Stande iſt ſie?

Sie ſcheint ein ſehr ordentliches Bürgersmädchen zu ſein.

Laß ſie hereinkommen, Schweſter Veronika, ſagte nach kurzem Beſinnen die Saalwärterin, Schweſter Genoveva.

Die Schweſter Veronika ging.

Ein junges Bürgermädchen? ſagte die Schweſter Agnes im Tone ſpöttiſchen Mißtrauens.

Die aber ſehr ordentlich ausſieht, Schweſter Agnes.

O ja, o ja. Ein ordentliches Ausſehen wiſſen ſich Alle zu geben. Denke an jenen Kloſterflügel da hinten, in dem ſo viele ſchlechte Frauenzimmer beinahe täglich Unterkommen finden müſſen. Ich bin begierig auf dieſes ordentliche Bürgermädchen. Was ſie nur wollen mag? Wenn es gar die Geliebte wäre, um die der arme Menſch dort die Kugel erhielt.

Die Schweſter Genoveva wäre beinahe erſchrocken.

Ich will es nicht hoffen, ſagte die fromme, milde Schweſter, indem ſie mit einer ſtrengen Miene ſich erhob.

Die von der Schweſter Veronika nur angelehnte Thür öffnete ſich wieder.

Ein Frauenzimmer trat in den Saal.

Bei dem matten Lichte der beſchirmten Lampe unterſchied man eine ſehr einfache, beſcheidene Kleidung der kaum mittleren bürgerlichen Stände, und eine hohe, ſchlanke, ſchöne Taille, weiter nichts.

Die Eintretende blieb an der Thüre ſtehen. Zu viel Licht hatte ihr nicht die Augen geblendet. Etwas Anderes mußte ſie zurückhalten. Sie ſtand einen Augenblick ſchüchtern, verlegen, verwirrt. Dann wandte ſie das Geſicht nach der langen Reihe der Betten. Man ſah ihre Bruſt ſich ſchnell heben und ſenken, als wenn der Athem ihr plötzlich ſtocken wolle. Sie ſchien ſich zuſammen zu nehmen. Sie trat zu den beiden Schweſtern vor.

Heute Morgen zwiſchen ſieben und acht Uhr wurde ein Verwundeter hieher gebracht?

Ja, antwortete die Schweſter Genoveva.

Er hat einen Schuß in der Bruſt?

Ja.

Er lebt?

Er lebt. Wünſchen Sie etwas in Beziehung auf ihn?

Sie kennen ſeinen Namen?

Nein. Aber er iſt Ihnen bekannt?

Die Fremde antwortete auf die Frage nicht. Sie war in offenbarer Verwirrung.

Die Schweſter Genoveva ſah ſie mißtrauiſcher an.

Wie iſt denn Ihr Name?

Die Fremde kämpfte noch einen Augenblick mit ſich. Dann ſtürzten plötzlich Thränen aus ihren Augen. Sie wehrte ihnen nicht. Sie ergriff die beiden Hände der Schweſter Genoveva.

Fromme Schweſter, o Sie Beide, haben Sie Mitleiden mit mir. Eine ſehr Unglückliche ſteht vor Ihnen. Verſtoßen Sie mich nicht. Ich komme mit einer großen, dringenden, mit einer heiligen Bitte zu Ihnen.

Aber was wollen Sie denn?

Laſſen Sie mich hier bleiben. Laſſen Sie mich mit Ihnen die Sorge um den Armen theilen, mich bei ihm wachen.

Sie?

O, ich bitte, ich beſchwöre Sie.

Die weltliche und daher auch neugierige Schweſter Agnes hatte den Schirm der Lampe auf dem kleinen Tiſche zurückgeſtellt.

Das hellere Licht zeigte ihr ein ſehr feines, ſchönes Geſicht, und in dem ſchönen Geſichte Schmerz, Trauer, Demuth, keinen Zug von Stolz, von Herrſchſucht, von Frivolität.

Auch die Schweſter Genoveva ſah das.

Daß die Fremde nicht den unteren Ständen angehören möge, die ihre einfache Kleidung verrathen wollte, mochte die fromme, ſelbſt gebildete Schweſter ſchon aus der gebildeten Ausdrucksweiſe entnommen haben.

Ihr Mißtrauen ſteigerte ſich, mit dieſem, trotz der heißen Thränen in dem ſchönen Geſichte, ihre Kälte.

Theilen Sie mir Ihren Namen und Ihre Beziehungen zu dem Verwundeten mit, ſagte ſie.

Aber die Kälte konnte nur den Schmerz der Fremden deſto heftiger hervorrufen.

Ich bin eine tief Unglückliche, erwiderte ſie. Eine ſchwere Schuld drückt mich nieder. Ja, ich bin eine Schuldige. Aber eine Reuige, eine Büßende. Hier, hier will ich büßen. Ich muß es, wenn mein Herz jemals wieder Ruhe erhalten ſoll.

Das Mißtrauen der Schweſter Genoveva ſchien mit ſich fertig zu ſein. Und — die fromme Schweſter hatte ſich längſt von dem Irdiſchen abgewandt, und geliebt hatte ihr gewiß braves Herz wohl nie.

Ach, ſagte ſie, meine Ahnungen treffen alſo zu. Ein frevelhafter Zweikampf hat hier ſtattgefunden. Und die ſündhafte Anſtifterin, nachdem ſie zuerſt frivol den frivolen Kampf anſchürte und hegte und zu ſeinem

blutigen Ende brachte, ſteht jetzt vor mir; gedrückt von augenblicklicher Angſt über ihr blutiges Werk; getrieben zwar noch immer von ſchnöder, weltlicher Luſt, für die man entheiligend das Wort Liebe im Munde führt; ſich ſelbſt Reue und Buße vorheuchelnd, um für den Augenblick die Stimme des Gewiſſens zu betäuben, und nach wenigen Tagen oder Wochen oder Monaten, wenn der Geliebte gerettet iſt, in dem früheren ſündhaften, frivolen Leben Alles, Angſt und Reue und Buße wieder zu vergeſſen, gar zu verſpotten. Mamſell oder Fräulein, was Sie ſind, gehen Sie, kehren Sie jetzt gleich in Ihr ſündhaftes Leben zurück, entheiligen Sie nicht durch Heuchelei, durch welche Sie beſtenfalls für den Augenblick nur ſich ſelbſt betrügen wollen, dieſe Stätte, die nur der ſtillen, frommen, heiligen Liebe und Pflege geweiht iſt. Steht es in dem Rathſchluße Gottes geſchrieben, daß jener Arme, in den Tod gehetzte, dem Leben erhalten werden ſoll, ſo werden unſere ſchwachen aber fromme Kräfte in der Hand des Herrn dazu ausreichen.

So ſprach leiſe, um keinen der ſchlummernden Kranken zu wecken, aber deſto ſtrenger und ergreifender die fromme Schweſter Genoveva.

Die Fremde ſtand gebrochen vor ihr. Gebrochen und vernichtet, wie von der wahrſten, aber entſetzlichſten Wahrheit. Sie hatte ihr Geſicht mit beiden Händen bedeckt. Unter den Fingern rollten unaufhaltſam ihre Thränen herab.

Die weltliche Schweſter Agnes — ihr Herz hatte wohl geliebt — nahm den Arm der frommen, ſtrengen Schweſter.

Schweſter Genoveva, ein Wort.

Sie zog ſie auf die Seite.

Schweſter, warſt Du nicht zu hart gegen ſie?

Hart? Zweifelſt Du, daß unſer Verdacht begründet war? War eines meiner Worte ungerecht?

Nein, Schweſter, aber ſie iſt eine Unglückliche —

Die ſelbſt ihr Unglück verſchuldet, frevelhaft herausgefordert hat.

Aber man ſoll Mitleiden mit jedem unglücklichen Menſchen haben.

Ich bemitleide ſie gewiß.

Und dann iſt ſie eine Reuige; ſie will Buße thun.

Das iſt ihre Heuchelei gegen ſich ſelbſt.

Du biſt heute ſchnell bei der Hand, Steine aufzunehmen.

Was willſt Du denn? Was ſoll ich?

Laß ſie hier bleiben. Die Hausordnung verbietet es nicht. Wir haben es ſchon öfter zugeſtanden.

Aber nur ehrbaren Perſonen.

Haſt Du Beweis, daß ſie eine ſchlechte, verworfene Perſon iſt.

In der Schweſter Genoveva mochte ſchon eine Zeit lang die Strenge ihrer Frömmigkeit mit ihrem guten Herzen kämpfen. Jene behielt noch den Sieg.

Schweſter Agnes, ſagte ſie, ich will Dir das Alles zugeben, was Du ſagſt; ſie ſoll keine Verworfene ſein; ſie ſoll wirklich Reue fühlen und den Vorſatz der Buße haben. Aber gerade wenn dies wahr und richtig iſt, ſo hat ſie bis geſtern, bis heute vielleicht, mitten und voll und mit ihrem ganzen Herzen in der Luſt der Welt gelebt, und erſt ſeit wenigen Stunden iſt ſie ſo plötzlich, ſo auf einmal und ſo ganz und gar eine Reuige, eine Büßende, eine Bekehrte geworden. Solche plötzliche Bekehrungen, meine Schweſter, halten nicht lange vor; ſie ſind trügeriſch; ſie ruhen auf keinem feſten Grunde. Ein Zufall — nein, es bedarf nicht einmal einer äußern Veranlaſſung, um ſie in ihr Nichts aufzulöſen, die Wolluſt, die Sünde, tritt nach kurzer Friſt von ſelbſt wieder hervor. So wird es auch dieſer Unglücklichen ergehen. Und nun nimm hinzu, welchen Eindruck ſie dann auf den Verwundeten machen muß, wenn ſie immer um ihn iſt, wenn er unter ihrer Pflege Kraft und Geſundheit zurückerhält. Wird ſie nicht auch ihn, den Geneſenen, im Triumphe in das ſündhafte Leben zurückführen? Vermögen wir ihn aber vor ihrem ſchädlichen Einfluße zu bewahren, dürfen wir dann nicht alle Hoffnung hegen, wie wir ihm das Leben retten, ſo dem Himmel eine Seele gerettet zu haben.

Die gute Schweſter hatte zuletzt gar mit der Begeiſterung der Frömmigkeit geſprochen. Sie hatte dennoch der Andern eine ſtarke Waffe in die Hand gegeben.

Wohl, Schweſter, ſagte die weltliche Agnes, auch ich will Dir alles zugeben; aber was ſoll aus dieſem ſündhaften Weltkinde werden, wenn wir es jetzt mit ihrer Reue und Buße von uns ſtoßen, wieder mitten in ihr frevelhaftes, weltliches Leben hinein? Dann iſt ſie ſicher verloren. Behalten wir ſie hingegen bei uns, ſo haben wir doch die Hoffnung ſie zu beſſern, und ſtatt einer, dem Himmel zwei Seelen zu retten.

Die Schweſter Genoveva erwiderte nichts. Hatte ſie keine Gegengründe? Oder wollte ihr gutes Herz, jetzt ſiegreich geworden, ſie nicht vorbringen? Sie ſtand noch ein paar Augenblicke unentſchloſſen, dann ſagte ſie:

Verſuchen wir es, Schweſter. Komm.

Beide Schweſtern kehrten zu der Fremden zurück.

Sie können vorläufig hier bleiben, ſagte die Schweſter Genoveva zu ihr.

Die Fremde fuhr freudig empor. Sie nahm die Hände der beiden Schweſtern. Sie drückte ſie an ihre Bruſt.

O, haben Sie Dank!

Dann ſagte ſie lebhaft:

Führen Sie mich zu ihm, an ſein Bett. Laſſen Sie mich dort meinen Platz nehmen, bei ihm wachen, ihn pflegen.

Die Schweſter Genoveva führte ſie zu dem dritten Bette.

Nur ein ſchwacher Lichtſchimmer drang dahin, um ein eben ſo ſchönes und edel geformtes, wie leidendes und todtblaſſes Mannesgeſicht zu zeigen.

In der Nähe des Todes werden die Geſichtszüge des Menſchen idealer. Von dem edleren Antlitze ſtreift alles Gewöhnliche, das den Zügen noch anklebte, ſich ab; der Ausdruck des Schönen und Edlen tritt in ſeiner vollen Reinheit hervor. So lag der Verwundete da.

Er ſchlummerte, zwar unruhig, aber die Augen blieben geſchloſſen.

Die Fremde, der geſtattet war, fortan bei ihm zu wachen und ihn zu pflegen, ſtand lange ſtill an dem Bette; ihre Augen ruhten unbeweglich auf dem ſchönen, blaſſen Geſichte; dann füllten ſie ſich mit leiſen Thränen.

Sie trat von dem Bette zurück. Sie zog die Schweſter mit ſich.

Muß er ſterben, Schweſter?

Die Aerzte geben Hoffnung. Es gelang ihnen, die Kugel aus der Bruſt zu ziehen.

Möge Gott ihm gnädig ſein, ihm und mir. O Schweſter —

Ihr Gefühl überwältigte ſie. Erſt nach einer Weile konnte ſie fortfahren. Sie ſprach gefaßter, ruhiger:

Gute Schweſter, ich bin Ihnen vielen Dank ſchuldig. Ich kann mich Ihnen jetzt nicht entdecken. Fragen Sie mich auch nicht. Gewähren Sie mir, daß ich bei dem Kranken verbleiben und ihn pflegen darf, ſo lange er in dieſem Saale bleibt. Muß ich ihm die Augen zudrücken, dann Schweſter, werde ich nur noch den einen Wunſch kennen, den: immer hier zu bleiben und mein Leben in dieſem Saale der Krankenpflege zu widmen. Wird er geneſen — o Herr im Himmel, gib ihm, gib mir die Gnade! —

Sie kehrte zu dem Bette des Verwundeten zurück.

Auf einem Stuhle, der vor dem Bette ſtand, ließ ſie ſich nieder.

Ihr Auge wich nicht von dem Antlitze des Kranken.

Nach einer Stunde erwachte der Verwundete, aber nur halb, in jenem traumähnlichen Zuſtande des ſchweren Wundfiebers, mit nur halb geöffneten Augen.

Die Augen ſuchten nach etwas. Sie ſahen eine Geſtalt an dem Bette ſitzen, aber auch nur eine Geſtalt.

Waſſer! hauchten matt ſeine trockenen Lippen.

Die Fremde flog leicht und ſchnell zu dem Tiſche der barmherzigen Schweſtern. Sie erhielt von dieſer den für den Kranken beſtimmten Labetrank. Sie ſchwebte leicht und ſchnell damit zu dem Bette zurück. Sie reichte ihn dem Kranken. Sie ſelbſt ſetzte ihn an ſeine Lippen. So trank er.

Dank! ſprach dann die ſchwache Stimme.

Ein Schauer durchbebte den Körper der Fremden.

Auf dem Thurme der Kloſterkirche ſchlug die Uhr Mitternacht.

Die Schläge durchzuckten wie elektriſch die Fremde.

Da erſt, mit dem letzten Schlage der Glocke war der Tag zu Ende, der der Hochzeitstag der ſtolzen Gräfin Klotilde von Hohenhorſt hatte — ſein ſollen.

6.

Ein Geneſender.

Die Aerzte hatten den Verband von der Wunde des jungen Mannes abgenommen, der tödtlich im Duell verwundet, vor einiger Zeit in das Spital des Kloſters zu den barmherzigen Schweſtern gebracht war, und deſſen Namen noch Niemand kannte.

Sie unterſuchten die äußere Beſchaffenheit der Wunde. Sie waren mit dem Befunde zufrieden. Sie ließen den Kranken tief, tiefer aufathmen. Er vermochte es, ohne Schmerzen in der Bruſt zu empfinden. Sie ließen ihn behutſam andere Bewegungen machen. Es verurſachte ihm keine Beſchwerde.

Sie erklärten ſeinen Zuſtand für gefahrlos, den Kranken für gerettet. Er könne am nächſten Tage in den Saal der Geneſenden gebracht wer-

den. Er werde ſchon heute von der ſtrengen Regel entbunden, die ihm bisher jedes Sprechen und ſeinen Krankenwärterinnen jede Antwort auf ſeine etwaigen Fragen verboten hatte.

Als ſie ſich entfernt hatten, rief der Kranke, der Geneſende mit leiſer, aber nicht mehr matter Stimme, ſeine Wärterin an ſein Bette.

Es war des Nachmittags.

Seine Wärterin war die Schweſter Genoveva.

Sie heißen Schweſter Genoveva? Ich habe mehrmals den Namen gehört.

Ich bin die Schweſter Genoveva.

Darf ich einige Fragen an Sie richten?

Sie haben ſich noch immer zu ſchonen, am meiſten vor Gemüthsbewegung.

Sie werden mich ruhig finden. — Wie lange bin ich hier?

Es iſt heute gerade der zehnte Tag.

Ich bin hier im Spitale der barmherzigen Schweſtern?

Ja.

Durch wen wurde ich hierher gebracht?

Durch Unbekannte. Es ſchienen Bediente zu ſein.

Was gaben ſie über mich an?

Man habe Sie, mit ihrer tödtlichen Wunde, bewußtlos im Walde gefunden.

Weiter nichts?

Weiter nichts. Auch Ihren Namen wollte man nicht wiſſen. Können wir ihn jetzt erfahren? ſetzte die Schweſter hinzu.

Der junge Mann ſchien die Nachricht, daß er völlig unbekannt geblieben ſei, mit Befriedigung zu hören. Auf die Frage der Schweſter antwortete er:

Wir werden ſpäter darauf zurückkommen. Laſſen Sie mich jetzt fortfahren. Sind Sie, gute Schweſter, vom Anfang an meine Pflegerin hier geweſen?

Ich bin die erſte Wärterin dieſes Saales. Ich war es ſchon, als Sie eingebracht wurden. Ich ruhe nur des Morgens einige Stunden aus; außerdem iſt meine Zeit den Kranken in dieſem Saale gewidmet.

Der junge Mann ſann einen Augenblick nach. Er ſtrich mit der Hand über die Stirn, als wenn er irgend ein dunkles, ungewiſſes Bild heller und beſtimmter in ſein Gedächtniß zurückrufen wolle. Dann ſah

er die an dem Bette ſitzende Schweſter an, wie um zu prüfen, ob ſie dem Bilde gleiche, oder ob es ihm an ihren Zügen klarer werde.

Gleichen mochte die fromme, alte, blatternarbige Schweſter Genoveva dem Bilde, nach dem er ſuchte, wohl gewiß nicht. Er mochte dieſes auch ſelbſt durch den Gegenſatz ſich nicht wieder klar machen können.

Schweſter, ſagte er, ich bin, ſeitdem ich mich hier befinde, namentlich des Nachts zu einem klaren Bewußtſein noch nicht gekommen. Zuerſt lag ich wohl ohne alles Bewußtſein, dann verwirrten wilde Fieberträume mir den Verſtand. Später lag bleierner Schlaf auf meinen Gliedern und Sinnen. Dennoch — aber, fromme Schweſter, laſſen Sie mich vorher eine heilige Pflicht erfüllen, Sie haben ſeit zehn Tagen mit jener Sorge und Aufopferung mich gepflegt. Ihnen verdanke ich mein Leben. Laſſen Sie mich Ihnen meinen Dank ſagen.

Die Schweſter unterbrach ihn.

Ihr Leben verdanken Sie Gott, mein Herr. Was ich that, war die Erfüllung einer Pflicht, die Gott und mein Herz mir für jeden meiner Nebenmenſchen auferlegt haben.

Sie ſprach die Worte kalt. Sie mochte an das Duell denken, das den Kranken hergebracht hatte.

Der junge Mann errieth ihre Gedanken.

Ja, Schweſter, mein Leben verdanke ich Gott. Aber Sie waren ſein hingebendes, aufopferndes Werkzeug. Ich will meine Dankesworte nicht wiederholen. Aber zu unſerer Beiden Genugthuung bin ich Ihnen die Verſicherung ſchuldig, daß Sie keinem Unwürdigen Ihre Mühe gewidmet haben. Auch jene unglückliche Veranlaſſung, die mich hieher führte — glauben Sie mir, es war kein Verbrechen, es war nicht einmal eine Leichtfertigkeit. Ich konnte nach Ehre, nach Pflicht, nach Gewiſſen einer traurigen, aber unabwendbaren Nothwendigkeit mich nicht entziehen.

Er ſprach mit einer edlen Wärme.

Die gute Schweſter mochte ſich Vorwürfe über ihre kalte Erwiderung machen. Sie ging nach einer andern Seite zu weit.

Ich glaube Ihnen, ſagte ſie. Ich weiß es ja.

Sie wiſſen es? fragte ſtutzend der Kranke.

Aber die Schweſter antwortete nicht.

Mein Herr, wich ſie aus, der Anblick ſo vieler Menſchen, die ich hier in der Angſt vor dem Tode und in der Freude über die Rettung vor dem Tode ſehe, hat mich längſt gelehrt, bald den Würdigen von dem Unwürdigen zu unterſcheiden.

Auch der Kranke kam auf ſeine Frage nicht zurück. Er hatte noch andere Fragen auf dem Herzen.

Fromme Schweſter, fragte er, war während meiner Krankheit außer Ihnen Niemand um mich?

Die Schweſter Agnes, antwortete die Schweſter Genoveva, dort am Ende des Saales, hat ſich oft in der Hilfe für Sie mit mir getheilt.

Ich erinnere mich ihrer. Aber es ſchwebt noch eine andere Geſtalt vor meiner Erinnerung. Sie trug nicht die Kleidung der Schweſtern. Sie muß oft an meinem Bette geſeſſen haben, hier, auf demſelben Stuhle, auf dem Sie jetzt vor mir ſitzen. Sie muß mir Kühlung zugeweht, mit Arznei und erfriſchenden Trank zugereicht, mein Lager bequemer gemacht haben. Habe ich mich geirrt? Haben Fieberträume mir auch dieſes Bild roſig vorgeſpiegelt?

Die Schweſter Genoveva war wohl längſt auf dieſe Fragen vorbereitet, auch für ihre fromme Neugierde.

War das Bild Ihnen ein bekanntes? fragte ſie.

Ich weiß es nicht. Manchmal wollte es mir vorkommen. Aber es war ſo dunkel hier; auf den Augen lag es mir ſchwer; auf dem Geiſte noch ſchwerer.

Und Sie hatten keine beſtimmte Erinnerung?

Nur eine Ahnung wäre ſchon Wahnſinn geweſen, ſagte der Kranke mehr für ſich, wie zu der fragenden Schweſter.

Die Schweſter aber antwortete ihm auf ſeine Frage:

Ja, Sie hatten außer mir und der Schweſter Agnes noch eine dritte Pflegerin.

Und wer war ſie, fragte haſtig der junge Mann.

Wir kannten ſie nicht.

Wie?

Sie wollte ſich nicht nennen.

Sie war jung?

Sie war jung mein Herr.

Aber — aber, wie wäre es möglich? Der Kopf verwirrt ſich mir. — Wie war ſie gekleidet?

Sie trug die Kleidung der geringeren Bürgerſtände.

So meinte auch ich geſehen zu haben.

Sie haben jetzt eine Erinnerung? Sie erkennen ſie wieder?

Der Kranke war in ein ſtilles Träumen verſunken.

Erzählen Sie mir von ihr, ſagte er. Vielleicht ſammeln ſich meine Gedanken und Erinnerungen.

Sie wurden des Morgens hier eingebracht, erzählte die Schweſter. An demſelben Abende ſpät erſchien ein junges, bürgerlich gekleidetes Frauenzimmer. Sie war in großer, ſchmerzhafter Aufregung. Sie bat, bei Ihnen wachen, Sie pflegen zu dürfen. Sie wollte ſich durch nichts zurückweiſen laſſen. Sie flehete unter Thränen. Sie klagte ſich als die Schuld ihres Unglücks an. Ich geſtattete ihr zu bleiben. Sie wachte die Nacht bei Ihnen. Am andern Morgen früh ging ſie. Sie habe eine andere heilige Pflicht, ſagte ſie. Zwiſchen dieſer und der Pflicht ihrer Pflege müſſe ſie ſich theilen. Zum Abend bat ſie wieder kommen zu dürfen, um die Nacht wieder an ihrem Bette wachen zu dürfen. Es wurde ihr geſtattet. Sie kam zurück. So iſt ſie ſeitdem jeden Abend gekommen; ſie hat jede Nacht bei Ihnen gewacht! wenn der Tag anbrach, entfernte ſie ſich.

Der Kranke hatte mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit zugehört.

Und ſie wollte ſich nicht nennen? fragte er.

Sie beſchwor uns, ſie nicht nach ihrem Namen und ihren Verhältniſſen zu fragen. Sie bat, ſie Gertrud zu nennen.

Sie kannte mich?

Sie kannte Sie.

Und ſie wollte auch meinen Namen nicht nennen?

Sie verweigerte auch jede Auskunft über Sie.

Noch eine Frage, Schweſter. Sie ſelbſt haben Bildung des Geiſtes und des Herzens. Fanden Sie das Benehmen, das Weſen der Fremden in Uebereinſtimmung mit ihrer bürgerlichen Kleidung?

Nein, mein Herr, antwortete die Schweſter. Sie hatte offenbar eine höhere Bildung, als die der gewöhnlichen Bürgerſtände. Es ſchien mir manchmal, als wenn ſie einem ſehr hohen Stande angehöre.

Und ſie war meine Wärterin.

Sie unterzog ſich mit dem unverdroſſenſten Eifer jeder Arbeit, jeder Mühe einer Krankenwärterin.

Bis jetzt? Auch in der letzten Nacht war ſie hier?

Auch in der letzten noch.

Und heute Abend —?

Wird ſie wieder kommen.

Schweſter, noch eine Frage. Hat außer dieſer Fremden ſich Niemand weiter nach mir erkundigt?

Niemand.

Iſt Ihnen der Name Urner nicht genannt?

Nein.

Auch von der Fremden nicht?

Auch nicht von ihr.

Der Kranke ſann einige Augenblicke nach.

Haben Sie Dank für Ihre Mittheilungen, Schweſter, ſagte er dann, und ſchenken Sie auch mir die Nachſicht, die Sie der Fremden ſchenkten. Dringen Sie nicht in mich nach meinem Namen, meinen Verhältniſſen, meinen Schickſalen. Ich muß Sie vorläufig in ihrem Dunkel laſſen, da wahrſcheinlich das Schickſal anderer, braver Menſchen davon abhängt.

Die fromme Schweſter Genoveva entfernte ſich ſtill von dem Bette.

Der Kranke aber verſank wieder in Träume. Diesmal waren ſie unruhiger.

Iſt der Gedanke wirklich kein Wahnſinn? ſprach er zu ſich. Es trifft Alles zu. Und glaubte ich nicht auch immer und immer ihre Züge zu erkennen, in ihrem leiſen Flüſtern den Ton ihrer Stimme zu vernehmen? Dennoch bleibt es ein unauflösliches Räthſel. Sie meine Krankenwärterin? Und wie iſt mir? Sollte nicht an jenem nämlichen Tage ihre Hochzeit gefeiert werden? Hat ſie oder hat mich Verwirrung des Verſtandes ergriffen? Oder —? Nein, nein! der Gedanke wäre der eigentliche Wahnſinn. — Und doch, leider doch! Das vornehme Leben hat ſie blaſirt. Romane haben ihre Phantaſie aufgeregt. Sie mußte etwas Neues haben. Die Befriedigung einer Laune. Ein Abenteuer. Einen Sinnenkitzel. Das iſt Alles. Es grenzt freilich an Wahnſinn. — Aber urtheile ich nicht zu hart über ſie? Ach, beſtenfalls iſt eine augenblickliche beſſere Regung in ihr aufgetaucht, die des feſten, ſittlichen Grundes entbehrend, plötzlich, wie ſie einer Blaſe gleich plötzlich an die Oberfläche kam, ſpurlos wieder verſchwinden wird.

Hatte der Kranke Recht in ſeinen Schlüſſen und Vermuthungen? Wir können es dem Leſer noch nicht enthüllen.

Aber Eins ſcheint uns gewiß zu ſein:

Der „Herr Kandidat Urner“ eigentlich der Kandidat und ehemalige Garderittmeiſter Ehrhardt hatte um die ſchöne Gräfin Klotilde von Hohenhorſt ſich, und zwar angelegentlich, ſchon wohl vor jenem Tage bekümmert, an welchem er mit ihr das kleine Abenteuer zu beſtehen hatte durch welches ſie Beide auf ſo ſonderbare Weiſe in dem alten Spital der barmherzigen Schweſtern wieder zuſammengeführt waren.

Er träumte noch lange. In ſeinen Träumen mochte er auch Pläne machen, Pläne mancher Art, ſchon für die nächſte Nacht, den nahenden Abend.

Müdigkeit und Mattigkeit des Geneſenden behaupteten ihre Rechte.

Als der Abend gekommen war, ſchlief er feſt.

Als er ſchlief, öffnete ſich die Thür des Saales vom Korridor her. Sie öffnete ſich leiſe, wie an dem Abende, als die Fremde erſchienen war, die bei dem verwundeten Kandidaten Ehrhardt wachen wollte.

Die nämliche Fremde war es auch, die heute eintrat. Sie trat auch langſam ein, wie damals, aber nicht mehr ſchüchtern und verlegen. War ſie gleich den Anderen im Saale noch eine Fremde, ſie ſelbſt fühlte ſich hier nicht mehr fremd.

Guten Abend, Schweſter Genoveva, begrüßte ſie die Schweſter mit leiſer Stimme und mit einer ſtillen, faſt demüthigen Freundlichkeit.

Guten Abend, Gertrud, gab die Schweſter freundlich den Gruß zurück.

Er iſt wohl? fragte die Fremde.

Er iſt wohl.

Und er ſchläft?

Er ſchläft feſt.

Die Fremde ging ſtill zu dem Bette des ſchlafenden Kranken. Sie ſah in ſein Geſicht, ſie ſah auf das Bett ob alles in Ordnung ſei. Sie ſtrich ihm aus der Stirn eine Locke, die auf das Auge zu fallen drohte. Sie ſtrich Falten in dem Kopfkiſſen glatt. Dann ſetzte ſie ſich auf den Stuhl vor dem Bette.

Sie war in allen ihren Bewegungen behende, leicht, ſicher, wie die erfahrenſte Krankenwärterin.

Die fromme Schweſter Genoveva hatte ihm mit einem innigen, freundlichen Wohlgefallen zugeſehen.

Wußte die alte Nonne auch nicht den Namen und nicht die Verhältniſſe der jungen Krankenwärterin, ihrem guten Herzen war dieſe eine ganz fremde längſt nicht mehr.

Nach einer Weile kam die junge Wärterin von dem Bette des Kranken zu der Schweſter.

Ihr ſcharfes, ſorgſames Auge hatte Beobachtungen gemacht.

Schweſter Genoveva, dem Verwundeten iſt heute der Verband abgenommen?

Ja.

Was erklärten die Aerzte?

Sie erklärten den Verwundeten außer aller Gefahr.

O, du Herr in deinem Himmel ſei geprieſen! rief die junge Fremde.

Sie hob das vor Freude glänzende Geſicht, die mit Thränen gefüllten Augen dankbar zum Himmel empor.

Die Schweſter Genoveva ſah mit einer ſtillen freudigen Rührung dem frommen Danke zu.

Ja, der Herr hat ſich gnädig an ihm bewieſen, und auch an Ihnen, mein Kind.

Gewiß, gewiß! Auch an mir. Er hat mein Flehen erhört.

Und er hat Ihr Sorgen und Ihr Mühen geſegnet.

Die junge Wärterin drückte dankbar die Hand der Schweſter.

Die Schweſter nahm die Hand der Fremden und hob ſie feierlich empor.

Gertrud, ſagte ſie, ich weiß nicht wer, nicht was Sie ſind. Ich mußte Sie mit harten Worten hier empfangen Ich mußte es. Aber wenn mich nicht alles täuſcht — und nein, ich täuſche mich nicht — ſo habe ich ein braves und edles Herz in Ihnen kennen gelernt, das wohl bisher zu viel den Freuden dieſer Welt nachgezogen ſein mag, das aber nicht ganz von Gott ſich abgewendet hatte und daher nicht verloren gehen konnte. Es hat in einer ſchweren Prüfungszeit ſeinem Gott ſich mehr und liebender und inniger genähert. Fallen Sie nicht wieder von ihm ab und Sie werden auch ferner nimmer verloren ſein. In Ihrer Bruſt brennt eine Leidenſchaft für den Verwundeten —

Die Fremde verhüllte ihr Geſicht.

Und auch in ſeinem Innern, fuhr die Schweſter fort, liegt eine heilige Neigung für Sie verſchloſſen —

Schweſter, Schweſter!

Ja mein Kind, ich habe mich auch darin nicht getäuſcht, obwohl auch ſeine Worte ihn nicht verrathen wollten. Aber ich muß um ſo dringender eine Warnung, eine Bitte an Sie ausſprechen. Iſt Ihre gegenſeitige Neigung eine ſündhafte, iſt Ihr Verhältniß zu einander ein ſträfliches, ſo brechen Sie es ab, ſogleich, für immer. Verlaſſen Sie auf der Stelle dieſen Saal, den Kranken, der ohnehin Ihrer Hilfe nicht mehr bedarf. Sie ſind das Gott, der Religion, ſich und dem Kranken, Sie ſind es dieſer heiligen Stätte ſchuldig. Sind aber die Gefühle, die ſie für einander hegen, heilige, iſt Ihr Verhältniß ein ſittliches, wohlan, dann werden Sie auch glücklich werden und dann vergeſſen Sie in ihrem Glücke nie, daß

allein von Gott dem Herrn alles Glück kommt, daß in Gott dem Herrn alle Liebe ruht.

Die Fremde hatte die Hand der Schweſter an ihre Lippen geführt.

O, fromme Schweſter, rief ſie laut weinend, o meine edlere, meine beſſere Mutter, glauben Sie mir, mein Herz iſt rein, es ſchlägt nur in heiliger Liebe zu ihm.

Ich glaube Dir, mein Kind!

Und auch er, — ich weiß nicht, ob ein Funken von Neigung für mich in ſeiner Bruſt lebt — aber er iſt der edelſte, der hochherzigſte Menſch, und ich würde kein höheres, irdiſches Glück kennen, als ſeine Liebe und kein höheres Streben, als ſie zu erwerben und zu verdienen.

Du haſt ſie Dir ſchon erworben, mein gutes Kind. Seine Worte haben es mich errathen laſſen. Er hat Dich noch nicht erkannt, er hatte Dich hier nur in den Träumen ſeines Fiebers geſehen. Aber er ahnt, daß Du um ihn warſt. Du wirſt heute die letzte Nacht hier ſein. Er verläßt morgen als Geneſender dieſen Saal. Bleibe morgen früh länger, wenn er Dich ſehen, Dich wiederfinden ſoll. Und nun gehe auf Deinen Platz. Der Herr ſei auch in der heutigen Nacht, er ſei immer mit Dir.

Die Schweſter ſetzte ſich in ihrer frommen Seelenruhe an ihren Tiſch und arbeitete.

Die junge Wärterin kehrte an das Bett des Kranken zurück.

Aber in ihrem Innern war keine Ruhe. Sie war die letzte Nacht ſeine Wärterin, in ſeiner Nähe. Er ſollte in dieſer Nacht ſie wiederfinden. Sie ihn.

Was harrte ihrer? Konnte er ſie wiederſehen? Mußte er ſie nicht zurückſtoßen? Und ſie kannte kein höheres Streben, als ſeine Liebe zu erwerben und zu verdienen? Die fromme Schweſter hatte ihr zwar geſagt, ſie beſitze dieſe Liebe ſchon. Aber mußte ſie ſich darin nicht irren? Er hatte ja ſie, ſeine Wärterin, noch nie hier geſehen, ſie noch nicht erkannt!

Welche Entſcheidung, welches Schickſal ſollte dieſe Nacht ihr bringen?

Der Kranke ſchlief. Er ſchlief den ruhigen, feſten, glücklichen Schlaf der Geneſung.

Die Morgenröthe warf ihren erſten Schimmer auf die dichten Fenſtervorhänge des Krankenſaales.

Der Kranke ſchlief noch immer.

Auch die Schweſter Genoveva war in ihrem Seſſel eingeſchlummert.

Sie hatte es gekonnt: ſie hatte ja an der jungen Wärterin eine treue und ſichere Stellvertreterin.

Gertrud, die junge Wärterin, war wach und ſaß aufrecht an dem Bette des Kranken. Sie war ruhiger geworden. Sie blickte in ſtillem Nachdenken vor ſich hin.

Der Kranke bewegte ſich.

Das junge Mädchen fuhr faſt erſchracken empor.

Der Kranke ſchlug die Augen auf.

Das junge Mädchen erbebte.

Er wandte das Auge zu ihr.

Sie preßte die Hand auf ihr Herz, als wenn der entſcheidende Moment der Erkennung und Entſcheidung ihr einen ſchmerzhaften Stich in das Herz gebe.

Aber dann hatte ſie ſich, wie mit wunderbarer Kraft, gefaßt. Sie ſah feſt, ruhig in ſein Auge.

Er erkannte ſie, mit ſeinem klarer gewordenen Auge in den Strahlen der aufgehenden Morgenſonne, die durch die dicht behängten Fenſter dennoch in den Saal hineinglühten.

Auch er erbebte. Eine Leichenbläſſe überzog das ſchon ſo blaſſe Geſicht.

Aber auch er wußte mit ſtarker Kraft ſich zu faſſen, und daß er einen feſten Entſchluß gefaßt habe, ſah man ihm an.

Hört man uns? fragte er leiſe.

Nein.

Er mußte doch Athem holen. Dann fuhr er fort:

Gräfin Hohenhorſt, Sie haben bei mir gewacht?

Ich habe eine Pflicht erfüllt.

Auch ſie konnte nur mit ungewiſſer Stimme ſprechen.

Er fuhr fort:

Sie waren ſeit jenem Tage hier?

Seit jenem unglücklichen Tage.

Gräfin, ich habe Ihnen meine Erhaltung zu danken.

Nicht mir —

Sie haben ſich jener Pflege bei mir unterzogen, ohne die meine Wiederherſtellung eine Unmöglichkeit war.

Ich habe nur einen geringen Theil einer ſchweren Schuld abgetragen.

Ich verdanke Ihnen mein Leben, Gräfin. Ich werde Ihnen ewig dankbar dafür bleiben. Aber gerade dieſe Dankbarkeit zwingt mich zu der Bitte, eine Frage an Sie richten zu dürfen.

Er hatte mit Klarheit, mit einer zwar warmen, aber gemeſſenen Ruhe

geſprochen, ohne die geringſte Leidenſchaft, ohne irgend eine Aufregung. Er folgte einem feſten Entſchluſſe, einem klar vorgezeichneten Plane.

Wohin wollte er?

Auch die junge Dame hatte ſich klar und feſt zuſammengenommen. Und äußerlich vermochte ſie ſich zu halten. Aber ihr Herz bebte.

Wohin will er?

Sie hörte ſchweigend ſeine Bitte an.

Er ſprach weiter:

Sie hatten an jenem Tage — Sie ſelbſt nannten ihn einen unglücklichen, es war der zweite der unglücklichen Tage — Sie hatten damals eine andere Pflicht zu erfüllen, Sie hatten am Traualtar ein gegebenes Wort zu löſen. Gleichwohl hat gerade jener Tag Sie hieher geführt. Darf ich um die Aufklärung dieſes Räthſels bitten, Gräfin?

Ich habe jene Verbindung nicht geſchloſſen, vermochte die Gräfin mit feſter Stimme zu antworten.

Nicht?

Sie war mir eine verhaßte.

Seit jenem Tage?

Sie war eine unwürdige, eine unheilige. Seit jenem Tage ſah ich es ein.

Und Ihre Mutter, Gräfin?

Ich entfloh auch ihr.

Sie entflohen? Sie waren alſo auch jener Verbindung entflohen? Heimlich entflohen?

Meine Pflicht, mein —

Sie hatte wohl das Wort Herz auf der Zunge. Sie ſprach es nicht aus.

Alles, fuhr ſie fort, rief, zog mich hierher. Hier lag für mich jene ſchwere Schuld, die ich abzutragen hatte; hier lag meine Reue, meine Buße, mein Leben.

Sie war, vielleicht trotz aller Feſtigkeit ihrer Vorſätze, bewegt, faſt leidenſchaftlich geworden.

Der Kranke blieb um ſo ruhiger.

Niemand kennt Sie hier, Gräfin?

Nein.

Auch keiner von den Ihrigen, auch nicht Ihre Mutter weiß um Ihren Aufenthalt hier?

Nein.

Gräfin, ſo konnten Sie Ihr mütterliches Haus verlaſſen?

Ich mußte es.

Ihre Mutter ohne Nachricht über Ihr Schickſal laſſen? Ueber das Leben Ihres einzigen Kindes?

Ich habe ihr geſchrieben, ſie weiß, daß ich lebe.

Aber nicht wo, nicht wie?

Ich konnte nicht anders.

Gräfin — die Worte des Kranken wurden nachdrücklicher, ſtrenger — jetzt laſſen Sie mich an eine ernſte Pflicht Sie mahnen, an eine dringendere, heiligere, als Sie bisher, ſchon weit mehr, wie zur Genüge, hier ausgeübt haben. Kehren Sie noch heute, kehren Sie ſofort, auf der Stelle, zu Ihrer Mutter zurück. Sie ſind das dem Mutterherzen, ſich ſelbſt, Sie ſind es gar mir ſchuldig, den Sie zu einem gezwungenen Mitſchuldigen Ihres Vergehens gegen die Ihrigen machen würden.

Die Gräfin hatte ſich wieder geſammelt.

Mein Herr, ſagte ſie, Sie ſind ein edler Mann. Sie wollen mich auf einen Weg zurückführen, den Sie als den Weg der Pflicht für mich anſehen. Ich kann, ich darf Ihnen nicht folgen. Mein früheres Leben war meiner nicht würdig. Es war ein unheiliges, frevelhaftes. Meine eigene Mutter war es, die mich dafür erzogen, die mich hineingeſtoßen hatte, die mich darin feſt hielt. Ich kann, ich darf nicht wieder hinein.

Spricht eine klare Ueberzeugung ſpricht ein feſter Vorſatz aus Ihnen, Gräfin?

Was wäre es ſonſt?

Nicht eine augenblickliche Nervenſtimmung? Eine romanhafte Laune? Vielleicht gar Trotz?

O, mein Herr, das war hart, das war nicht edel.

Sie war erblaßt. Aus ihren Augen drangen Thränen.

Es waren die erſten Thränen, welche der Kandidat Ehrhardt aus den Augen fließen ſah, die er früher nur in ſtolzer, übermüthiger Schönheit geſehen hatte. Sie mochten ſein Herz ergreifen, aber ſeine Vorſätze konnten ſie nicht erſchüttern.

Verzeihen Sie mir, Gräfin, wenn ich Ihnen Unrecht that, ſagte er. Und ich will gern annehmen, ich that es. Um ſo mehr muß ich bei meiner Bitte, meiner Mahnung verharren. Die Pflicht ruft Sie zu ihrer Familie zurück. Iſt wirklich Ihre Ueberzeugung eine klare und Ihr Vorſatz ein feſter, ſo wird es eine Unmöglichkeit für Sie ſein, einem Leben wieder

zu verfallen, das Sie einmal als ein unheiliges erkannt haben. Sie müssen mir folgen, Gräfin.

Aus den Augen der jungen Dame flossen neue Thränen, freilich andere. Waren jene in dem Gefühle eines Unrechtes, das ihr zugefügt wurde, geflossen, diese preßte das in diesem Augenblicke nicht minder, bittere Gefühl, die Einsicht ihr aus, daß sie unrecht gehandelt habe, daß sie noch unrecht handle, und daß sie nicht den Muth und die Kraft habe anders zu handeln. Und dann noch ein Anderes. Er liebte Sie nicht. Er, für den allein ihr Herz schlug, der ihre ganze Seele erfüllte. Sie war ihm eine Gleichgültige, gar eine Unheilige. In diesen Gefühlen konnte sie sich nicht wieder fassen. Unter ihnen brach ihr ganzes Herz hervor und auch zusammen.

O, mein Gott, rief sie aus, ich bin eine Verstoßene, eine Verdammte.

Sie sprang auf.

Sie ergriff das grobe Umhängtuch, mit dem sie am Abende vorher eingetreten war. Sie umhüllte sich damit.

Leben Sie wohl, rief sie.

Der junge Mann war doch erschrocken geworden.

Wohin wollen Sie, Gräfin?

Aber sie wiederholte nur: Leben Sie wohl.

Sie stürzte fort.

Noch einmal wandte sie sich um.

Sie stand in dem vollen, goldenen Scheine der Morgensonne, deren Strahlen durch die Oeffnung eines Fenstervorhanges gerade auf sie fielen. Ihr Gesicht war dennoch blässer, als das des Kranken, der kaum dem Leben wieder gegeben war.

Und dieser Kranke fühlte in diesem Augenblicke einen scharfen Schmerz durch die Brust ziehen. Aber ein Gedanke besiegte den Schmerz.

Es war Alles Laune, Blasirtheit. Woher sonst diese Heftigkeit?

Er rief sie nicht zurück.

Sie verließ den Saal.

Einige Minuten später erwachte die Schwester Genoveva.

Ihr erster Blick fiel auf das Bett des Kandidaten Ehrhardt.

Er saß halb aufrecht in dem Bette, das Haupt nachdenklich auf die Hand gestützt.

Der Stuhl an seinem Bette war leer.

Wo iſt Ihre Wärterin? fragte die Schweſter.

Fort!

Der Kranke erwiderte nur das Eine Wort.

Es ſchien der Schweſter Alles zu enthüllen.

Sie fragte nicht weiter. Aber ſie konnte ſich eines ſchmerzlichen Nachſinnens nicht erwehren.

Der Kranke hatte ſich in dem Bette zurückgeiegt. Seine Augen waren geſchloſſen. Seine Hände bedeckten den übrigen Theil ſeines Geſichtes.

Drei Stunden ſpäter, es war gegen acht Uhr Morgens, ſaß die Schweſter Genoveva wieder an ihrem Tiſche und die Schweſter Agnes ſtand wieder vor ihr, plaudernd, wie vor zehn oder eilf Tagen, als die unbekannte Krankenwärterin des im Duell verwundeten jungen Mannes erſchienen war.

Es war die Zeit, in welcher die beiden Schweſtern von ihrer Nachtwache abgelöſt werden ſollten, um nach wenigen Stunden ihr mühſeliges, beſchwerliches Amt wieder zu übernehmen.

Es war heute aber auch die Zeit, zu welcher der Verwundete zufolge der geſtrigen Erklärung der Aerzte aus dem Saale der ſchweren Kranken in die Station der Geneſenden hinüber gebracht werden ſollte.

Der Verwundete lag noch in ſeinem Bette. Aber er wachte.

Die beiden Schweſtern unterhielten ſich flüſternd; ihr Geſpräch betraf ihn.

Die Schweſter Agnes war diesmal nicht von ihrem Tiſche her zum Plaudern mit der andern Schweſter herübergekommen.

Es war kurz vorher draußen im Korridor an die Thüre des Saales geklopft. Auf einen Wink der älteren Schweſter Genoveva hatte die jüngere ſich entfernt, um nachzuſehen, wer klopfe. Sie war nach wenigen Minuten zurückgekehrt, mit einem Geſichte, in dem man neben Verwunderung noch immer Neugierde las.

Der ſcheint viel mit Frauen zu ſchaffen zu haben, Schweſter Genoveva.

Wer Schweſter?

Nun der in dem dritten Bette da.

Der uns heute verlaſſen wird?

Und immer ſo geheimnißvoll. Zuerſt, gleich am Abend ſeiner Ankunft, jene Bürgerstochter, die doch wohl etwas Anderes war. — Aber

da fällt mir ein, Schweſter Genoveva, warum iſt ſie denn heute ſo früh fortgegangen?

Ich weiß es nicht, Schweſter?

Ich hatte ſie vorher lange mit ihm ſprechen hören. Ich konnte nicht verſtehen was ſie ſprachen, ſie flüſterten leiſe, aber Du mußt hier in der Nähe Alles gehört haben.

Ich ſchlief, Schweſter.

Schade. Ich möchte wohl wiſſen, was ſie mit einander hatten. Sie ging ſo auf einmal fort. Kurz zuvor war es mir, als wenn ich ſie hätte weinen hören.

Aber, Schweſter Agnes, Du wollteſt mir ſagen, wer draußen iſt.

Wieder ſolch' eine geheimnißvolle Perſon, Schweſter. Auch wieder eine hübſche, Geſchmack ſcheint er zu haben, der Verwundete —

Immer dieſe weltlichen Bemerkungen, Schweſter Agnes!

Aber älter iſt ſie, als die Andere. Und mager und bleich ſieht ſie aus, als wenn ſie ſo eben, wie er, eine ſchwere Krankheit überſtanden hätte.

Erzähle endlich, Schweſter.

Was ſoll ich erzählen? Sie will mit dem Verwundeten ſprechen.

Wer, Schweſter?

Ja, Schweſter Genoveva, wer? Wer das wüßte!

Sie wollte ſich nicht nennen?

Sie dürfe ein Geheimniß nicht verrathen, das nicht ihr gehöre. —

Sie nannte alſo auch wohl den Verwundeten nicht?

Gott behüte. Sie ſprach nur von einem verwundeten, jungen Manne, der vor zehn bis eilf Tagen hier eingebracht ſei, der in dieſem Saale ſich befinde und bei dem des Nachts immer ein fremdes junges Mädchen gewacht habe.

Von der Fremden wußte ſie?

Sie beſchrieb ſie genau.

Und ſie wollte den Verwundeten ſprechen?

Nur auf kurze Zeit. Aber allein, ohne Zeugen. Sie bat dringend darum. Sie habe ihm dringende Mittheilungen zu machen.

Wie iſt das Ausſehen der Frau? fragte die Schweſter Genoveva.

Sie ſieht leidend aus, aber ſehr ehrbar.

Laß ſie hereinkommen, Schweſter.

Die Schweſter Agnes kehrte zu der Thür zurück, winkte hinaus und ließ eine Frau in den Saal treten.

Wer in dem engen Stübchen hinter dem Spezereiladen der Frau Urner die kranke, leidende, huſtende Beſitzerin des Ladens jemals geſehen hatte, erkannte die Frau ſofort wieder. Sie war noch leidend, über ihrem blaſſen Geſichte lag noch der frühere, ſtille und deſto mehr drückende Schmerz. Aber die Farbe des Geſichts war trotz der Bläſſe geſunder als vormals und man hörte die arme Frau nicht mehr huſten.

Die Schweſter Agnes wies ſie zu dem dritten Bette in der Reihe. Dann traten beide Schweſtern zurück, um die Frau mit dem Geneſenden allein zu laſſen.

Der blaſſen Frau ſtanden ſchon die Thränen in den Augen, als ſie des Kranken anſichtig wurde.

Und auch dem jungen Manne, als er ſie ſah, wurden die Augen feucht.

Ihm vor heller, lauter Freude. Eine ſchwere Laſt ſchien ihm vom Herzen gewälzt zu ſein.

Du lebſt, Katharina! O, nun iſt alles gut.

Und auch Du, mein lieber, mein edler Paul! welche Sorge, welche Angſt hatte ich um Dich!

Und Fränzchen? Was macht Fränzchen?

Die Unglückliche —

Um Gotteswillen, rief angſtvoll der junge Mann. Sie lebt doch?

Sie lebt, um derentwillen Du Dich in den Tod geſtürzt haſt.

Und iſt ſie wohl?

Es fehlt ihr nichts.

Gottlob. Aber woher weißt Du —? Doch davon nachher. Ferdinand? Welche Nachrichten haſt Du von Ferdinand?

Das Geſicht der kranken Frau ſenkte ſich mit einem unbeſchreiblichen Schmerze auf ihre Bruſt nieder

Keine!

Noch immer keine?

Kein Wort, keine Silbe. O noch immer nicht.

Beide ſchwiegen. Es war das Schweigen des tiefſten Schmerzes.

Die Frau nahm zuerſt wieder das Wort.

Aber laß uns von etwas Anderem ſprechen, Paul. Ich bringe Dir eine frohe Nachricht.

Mir eine frohe Nachricht? lächelte ſchmerzlich und ungläubig der Kranke.

Deine Vokation als Pfarrer in Burgdorf iſt eingetroffen.

Ha!

Der junge Mann rief es freudig, ſtolz. Eine lebhafte Röthe überflog ſein Geſicht.

Der Sohn des Miniſters, der ehemalige Garderittmeiſter war glücklich und ſtolz über die Berufung auf eine kleine Dorfpfarre.

Endlich, endlich, rief er, jetzt ſollſt Du nicht mehr arbeiten, nicht mehr entbehren müſſen, meine liebe, meine arme Katharina!

Mein guter Paul!

Sie drückte ſeine Hand!

Er führte die ihrige zärtlich und ehrerbietig an ſeine Lippen.

Er war glücklich wie ein Kind geworden.

Iſt die Vokation ſchon lange da?

Schon ſeit acht Tagen.

Und wann ſoll ich mein neues Amt antreten?

Sogleich. Es iſt Alles zu Deinem Empfange bereit. Die Bauern ſchmücken ſchon das Pfarrhaus.

Und ich bin wieder hergeſtellt, Katharina. In wenigen Wochen werde ich reiſen können. Aber Du gehſt jetzt gleich hin, mit Fränzchen. Du richteſt Haus und Haushaltung ein. In vierzehn Tagen folge ich Dir. Ich ziehe dann zu Dir ein. Wie glücklich werde ich ſein, wir Alle!

Die blaſſe Frau hatte nur einen ſchweren Seufzer zur Antwort.

Der junge Mann hörte ihn.

O, auch Du, meine arme Katharina, ſagte er tröſtend. Das Unglück kommt nicht allein, aber auch das Glück nicht. Es wird uns Allen wieder lächeln. — Und jetzt erzähle mir, wie es Dir ergangen hat. Es war eine Kriſis in Deiner Krankheit eingetreten, als ich Dich verlaſſen mußte. Du biſt geneſen. Du ſiehſt wohler aus, wie ſeit Jahren.

Ich fühle mich auch wohler und ſtärker, ſagte die Frau.

Gott ſei geprieſen. Du, meine Arme, warſt ja mein einziges Gebet zu ihm, von dem Augenblicke an, als ich auf dieſem Schmerzenslager wieder denken konnte.

Und Gott hat Dein Gebet erhört, Paul. Er ſandte mir einen ſeiner liebſten und treueſten Engel.

Du fandeſt Hilfe.

Eine Unbekannte nahm ſich meiner an. Sie kam jeden Mittag zu mir. Sie blieb bis zum Abend. Sie pflegte mich. Sie richtete mich auf, ſie tröſtete mich. Sie verſah mich mit Allem, was ich bedurfte, ſelbſt mit Bequemlichkeiten. Ich hätte mir nichts anſchaffen können. Der Laden in der Stadt war verſiegelt. Die Gläubiger, die Kaufleute, von denen

ich die Waaren erhalten hatte, theilten ſich mit dem Hauswirthe in das, was da war. Jener Engel rettete mich auch vor dem Hunger, mich und das Kind.

Das Geſicht des Kranken war bleich geworden. Er horchte jedem Worte der Frau mit geſpannter Erwartung.

Von ihr, fuhr die Frau fort, erhielt ich auch Nachricht über Dich. Sie theilte mir Alles mit. Jeden Tag, wenn ſie zu mir kam, erzählte ſie mir von Dir. Sie hatte Dich geſehen. Heute, ſchon früh erfuhr ich von ihr Deine Geneſung, und daß ich zu Dir kommen und Dich von Deiner Ernennung in Kenntniß ſetzen dürfe. — Aber ſie ſelbſt ſchien heute unglücklich zu ſein.

Die Bläſſe in dem Geſichte des Kranken war eine furchtbare geworden.

Allmächtiger Gott! rief er.

Die Frau erſchrack.

Was iſt Dir Paul?

Nichts, nichts!

In dem Saale erſchienen Männer.

Es waren ein Wundarzt des Hoſpitals und Träger, die den Verwundeten in den Saal der Geneſenden tragen ſollten.

Paul Ehrhardt und die blaſſe Frau mußten ſich trennen.

7.

Ein ſchöner Sommerabend.

Ein ſchöner Sommerabend neigte ſich in ein ſchönes Thal herab.

Das Thal öffnete ſich nach Weſten. Die Sonne ſchien noch voll herein. Nur hinten, wo die Berge ſich dichter aneinander ſchloſſen und die Schlucht ſich krümmte, lagerten ſchon leichte Schatten.

Durch die Länge des Thales lag ein großes Bauerndorf ausgebreitet. Die weitläufigen Gehöfte, die gut erhaltenen Häuſer zeugten von Wohlhabenheit.

In der Mitte des Dorfes, von der Hauptſtraße zurück, ſtand auf einer kleinen vorſpringenden Anhöhe die Kirche.

Rechts von der Kirche, ſchon wieder im Grunde, befand ſich das Pfarrhaus.

Links von der Kirche, gleichfalls in der Tiefe, ſah man die Ruinen eines alten Kloſters.

Das Pfarrhaus ſah gar ſtattlich halb unterhalb, halb hinter der Dorfkirche, und an dem einbrechenden Abende, an dem ich meine Leſer in das ſchöne Thal führe, lag es beſonders ſtattlich und freundlich da.

Seine Fenſter waren überall mit friſchem Laubwerk geſchmückt. Ueber der Eingangsthür prangte ein mächtiges Gewinde von Eichenlaub, mit bunten Blumen durchflochten. Vor dem Hofe war ein hoher Triumphbogen aufgerichtet. Ein höherer und breiterer erhob ſich ſchon am Eingange des Weges, der von der Dorfſtraße nach Kirche und Pfarrhaus führte.

Der neue Pfarrer hatte an dem Tage ſeinen Einzug gehalten, und die Bauern hatten ihm zugleich ihre Verehrung und ihre Wohlhabenheit zeigen wollen. Darum waren auch die anderen Häuſer des Dorfes geſchmückt, und in allen Wirthshäuſern war Muſik und Tanz und Bier vollauf, und von dem Berge über der Kirche tönten noch immer einzelne Böllerſchüſſe in das Thal hinein.

Auch in dem Pfarrhauſe war es nicht ganz ſtill. Man hörte laute, kräftige Stimmen darin reden. Sie naheten ſich nach einer Weile der Hausthür, und in dieſer erſchienen mehrere Perſonen.

Zuerſt zwei ſtarke, derbe, wohlgenährte und wohlgekleidete Männer. Sie gehörten ohne Zweifel zu den gewichtigſten Mitgliedern der Gemeinde.

Ihnen folgte ein Herr und eine Frau in ſtädtiſcher Kleidung.

Der Herr war wohl der neue Pfarrer, der nebſt der Frau den beiden gewichtigen Mitgliedern der Gemeinde das Geleite bis in die Hausthüre gab; denn dieſe beiden Männer wollten ſich verabſchieden.

Aber ſagen wir es nur gleich gerade heraus, der Herr war wirklich der neue Pfarrer, Herr Paul Ehrhardt und die Frau war die Frau Urner aus dem Spezereiladen in der Reſidenz, die Paul Ehrhardt ſeine liebe, arme Katharina genannt hatte.

Ja, Herr Paſtor, ſagt einer der gewichtigen Männer, und nun wollen wir wünſchen, daß es Ihnen immer und recht lange bei uns gefallen möge.

Und, Herr Pfarrer, ſetzte der Zweite hinzu, daß nun auch recht bald auf die Pfarre kommen möge, was da noch fehlt. Die Madame hier iſt gewiß eine recht brave Frau, wir haben das in den vier Wochen geſehen, die ſie vor dem Herrn Pfarrer ſchon bei uns iſt. Aber die Quarre des Herrn Pfarrers iſt ſie doch nun einmal nicht, und auf die Pfarre gehört die Quarre.

Ja, ja, beſtätigte darauf der Erſte, und ernähren kann der Herr

Paſtor eine Frau hier. Gut und Hof und baare dreihundert Gulden Einkünfte, davon kann man ſchon leben. Und wenn ſich die Frau Pfarrerin gut mit uns und unſern Weibern hält, und nicht eine zu vornehme Stadtdame ſein will, ſo kommt es uns auch nicht darauf an, ſo ſoll es an Fleiſch und an Würſten und was dazu gehört, auf der Pfarre nicht fehlen, ohne daß die Frau Paſtorin einzuſchlachten oder zum Fleiſcher zu ſchicken braucht. Wir können es ja. Und damit Gott befohlen, Herr Paſtor.

Ja, damit Gott befohlen, Herr Pfarrer.

Und damit gingen die beiden gewichtigen Männer der Gemeinde.

Der Pfarrer Ehrhardt und die Frau Urner ſahen ihnen eine Weile ſchweigend nach. Dann wandten ſie ſich zu einander.

Endlich ſind wir allein, Katharina.

Und wir haben uns gewiß ſo Vieles zu ſagen.

Gewiß!

Sie ſagten es Beide ſeufzend.

Wohl war die Geſundheit Beider wieder befeſtigt. Paul Ehrhardt war zu ſeiner vollen Kraft geneſen, und die Frau Urner hatte ſich ſo wieder erholt, daß Niemand ihr anſah, wie ſie noch vor kaum ſechs Wochen am Rande des Grabes gelegen hatte.

Dennoch, wenn man ſie anſah, gewahrte man bald, daß Beiden an ihrem Inneren ein ſchweres Leiden nage, das ihnen das Mark des Lebens zu zerſtören drohte.

Im Hauſe iſt es wüſt von der Unruhe des Tages, ſagte der junge Mann zu der Frau. Setzen wir uns in den Garten.

Ich werde nur Fränzchen holen, ſie iſt ſo allein, ſagte die Frau.

Sie ging in das Haus. Sie kam mit dem friſchblühenden Fränzchen zurück.

Das Pfarrhaus lag in einem freundlichen Garten. Ein zweiter Kiesweg führte durch den Garten zu dem Hauſe.

Setze Dich in den Weg, Fränzchen, ſagte die Mutter zu dem Kinde. Sieh, wie viele ſchöne, bunte Steinchen hier ſind. Spiele mit ihnen. Hier kannſt Du es —

Sie hatte gedankenlos zu viel geſprochen. Sie hielt inne mit einem erſchrockenen Blicke auf den jungen Mann an ihrer Seite.

Aber er war ſchon erblaßt.

Und das Kind ſprach aus, was die Mutter, zu ſpät, hatte verſchweigen wollen.

Digitized by Google

Hier kann mich die wilde Dame nicht überreiten, Mutter.

Nein, ſagte die Mutter verlegen.

Ach, Mutter, das war wohl eine recht böſe Dame. Aber ſchön war ſie, und ſoll ich Dir noch etwas ſagen, Mutter?

Spiele jetzt, mein Kind.

Aber erſt mußt Du mich anhören. Sieh Mutter, die gute Gertrud, die Dich immer ſo pflegte und die mich ſo lieb hatte und ſo herrlich mit mir ſpielte, die war wohl beinahe ſo ſchön, wie die böſe Dame; ſie war nur nicht ſo geputzt, und ich mußte immer an die Dame denken, wenn ich ſie anſah; aber böſe konnte ich ihr doch nicht werden.

Spiele, mein Kind.

Das Kind ſetzte ſich in den Weg und ſpielte mit den ſchönen bunten Steinen.

Das Geſicht des jungen Pfarrers aber hatte ſich mit einer tiefen Bläſſe überzogen.

Komm, Paul, ſagte die erſchrockene Frau zu ihm, die ſelbſt ſo ſchwer zu tragen und zu leiden hatte.

Sie nahm ſeinen Arm; ſie führte ihn tiefer in den Garten hinein.

Der Garten lag ſo ſchön heimlich. Er lehnte ſich an die Anhöhe an, auf der die Kirche ſtand; er dehnte ſich bis an die Ruine des alten Kloſters hinaus. Alles darin war ſtill.

Auch umher war es ſtiller geworden. Das Schießen der Böller hatte ganz aufgehört. Die Tanzmuſik tönte nur noch aus wenigen, entfernteren Häuſern ſchwach herüber.

Die Sonne ſchien noch in das Thal hinein.

Die Frau Urner hatte den jungen Pfarrer in eine Laube geführt.

Sie hatten ſich dort auf eine Bank geſetzt.

Sie waren ſchweigend gegangen. Sie ſaßen ſchweigend bei einander.

Das Herz der Frauen iſt weicher, gebrechlicher. Der Gram zernagt es leichter. Die Frauen haben dennoch, auch in ihren ſchwerſten Leiden, mehr Herrſchaft über ſich als die Männer.

Erzähle mir, lieber Paul, ſagte die Frau. Wir haben uns ſeit vier Wochen nicht geſehen, und wir haben uns Mancherlei zu ſagen.

Erzähle Du zuerſt, Katharina.

Die Frau that auch das.

Ich habe hier in ſtiller Einſamkeit gelebt, aber unter der Liebe der Leute, die trotz ihrer Derbheit, mir mit Bravheit entgegenkamen.

Aber Du warſt nicht glücklich, Du Arme?

Die Hoffnung erhob mich.

Haſt Du Nachrichten? fragte der junge Mann lebhafter.

Keine, antwortete die Frau trüber.

Keine einzige, ſeitdem wir uns trennten?

Keine einzige, nun ſchon ſeit einem halben Jahre.

Und dennoch Hoffnungen? ſagte der junge Mann bitter für ſich.

Ja, Paul, mag Ferdinand gegen die Geſetze ſich vergangen haben, er hat nie unedel gehandelt. Soll er ewig büßen? Iſt nicht durch ſeine bisherige Strafe dem Rechte längſt Genüge geſchehen?

Dem Rechte wohl, aber nicht dem Haſſe der Menſchen.

Gäbe es denn keine Gnade mehr unter den Menſchen?

Er nahm Theil an der Revolution!

An einer unblutigen!

Er ſtand an ihrer Spitze!

Aber er gehörte nie zu den Ungeſtümen. Er hielt die Stürmenden ſogar zurück, ſelbſt mit Gefahr ſeines eigenen Lebens.

Um ſo ſchlimmer für ihn!

Ueber die feinen Wangen der Frau floſſen doch Thränen.

Haſt Du denn gar keine Hoffnung für mich, Paul? Willſt Du meinem Herzen auch noch ſeinen geringen, ſeinen letzten Hoffnungsſtrahl rauben?

Wollte Gott, ich könnte anders. Du armes Weib!

Konnte er anders?

Es war eine alltägliche Geſchichte der damaligen Zeit. Sie ſpielen vielfach auch noch in die jetzige Zeit hinüber, und wie ſie damals manches Herz brachen, ſo auch dies heute noch. Man kann an manchen Orten keine Gnade haben und keine Gnade finden.

Ferdinand v. Brinkhof war ein wohlhabender, angeſehener Gutsbeſitzer, als auch in ſeinem engeren Vaterlande die Revolution des Jahres 1848 ausbrach. Obwohl zu dem älteſten Adel des Landes gehörend, hatte er immer ein Herz für das Volk gehabt, und er war, ohne daß er irgend darnach ſtrebte, ſchon lange vor der Revolution ein Mann des Volkes geworden. So blieb er es in der Revolution und er gerieth unwillkührlich in eine Bewegung, der er ſo manche Berechtigung zuſprechen zu müſſen meinte. Er gerieth an die Spitze der Bewegung, die nun über ihn zu gehen drohte. Er wollte ſie zurückhalten. Sie ging über ihn hin. Sie wurde zu Boden geſchlagen. Er hatte einmal an ihrer Spitze geſtanden. Er wurde für Alles verantwortlich gemacht, was geſchehen war,

am meiſten für das, was er hatte zurückhalten wollen. Er wurde als Hochverräther zum Tode verurtheilt. Allein in der Revolution war kein Blut gefloſſen, das hatte er zurückzuhalten vermocht. Seine Todesſtrafe wurde im Wege der Gnade in — lebenslängliche Zuchthausſtrafe verwandelt. Sein Vermögen wurde konfiscirt.

Er ſaß im Zuchthauſe, ſchon manches Jahr. An eine weitere Gnade für ihn, an einen Erlaß ſeiner Strafe — wohl nur einzig und allein ſeine arme Frau dachte daran in der trügeriſchen Hoffnung eines liebenden Frauenherzens.

Seine arme Frau war die Frau Urner aus dem Spezereiladen der Reſidenz, jetzt in dem Pfarrhauſe zu Burgdorf die unglückliche Katharina.

Sie war die Konſine des Pfarrers Ehrhardt, die Tochter der Schweſter ſeiner Mutter.

Die Verurtheilung ihres Mannes, die Konfiskation ſeines Vermögens machte ſie mit ihrem Kinde zur Bettlerin. Den adeligen Verwandten war ſie, die mit ihrem Manne übereingeſtimmt hatte, die auch den verurtheilten Hochverräther vertheidigte, die mit unveränderter Liebe an ihm hing, zum Greuel geworden. Man hätte ſie ſelbſt dann zurückgeſtoßen, wenn ſie bei ihnen gebettelt hätte.

Katharina von Brinkhof konnte bei ihnen nicht betteln.

Paul Ehrhardt war der Einzige, der ſich ihrer annahm. Ihr Freund war er immer geweſen; er wurde ihr Beſchützer, mit dem ganzen Feuereifer, mit der ganzen Hingebung ſeines edlen Herzens. Er hatte die in ihrer Heimath unter den neuen Zuſtänden Geächtete, von ihren früheren Freunden und Standesgenoſſen, von ihren eigenen Verwandten am meiſten Gehaßte und Verachtete, in ein anderes Land geführt, er hatte ihr, damit ſie unbekannt, ruhig und unangefeindet leben könne, jenen Laden in der Reſidenz eingerichtet, ſelbſt für ſie entbehrend. Er war auf die Nachricht von ihrer Erkrankung zu ihr geeilt. Er hatte ſie jetzt in ein beſſeres Aſyl zu führen vermocht.

Vom Glücke konnte die Arme auch jetzt — nur träumen.

Ihr muthiger, hochherziger Gatte, der Vater ihres Kindes auf die Dauer ſeines Lebens im Zuchthauſe!

Gibt es ein größeres Unglück für eine edle, liebende Frau?

Und dieſes Unglück iſt in unſern Tagen ein ſo alltägliches geworden, und hat ſo manches brave Herz gebrochen!

Sollte es auch das Herz jener braven Frau brechen?

Ihr Freund und Verwandter konnte ihr keine Hoffnung geben; er mußte ihrem Herzen den letzten Hoffnungsſtrahl rauben. Er konnte nicht anders.

Die arme Frau verſank in ein ſchmerzliches Nachſinnen. Keine Hoffnung! Der Gatte für ſein ganzes Leben lang zu der ſchmachvollen Strafe in den engen Mauern des Zuchthauſes verurtheilt! Sie dazu verdammt, jeden Tag und jede Stunde ihres Lebens vom Morgen bis zum Abend, in langer, bitterer Nacht, nur den einen Gedanken zu denken, nur das Eine Bild vor Augen zu haben: den Mann, den edlen, geliebten Mann verkümmert und elend, unter gemeinen Dieben und Mördern in der Züchtlingsjacke. Ihr Kind, — o, wenn erſt ihr Kind, ihr liebes, gutes, fröhliches, unſchuldiges Kind erfuhr, wo ſein Vater war! Das Kind, das den Vater noch nicht geſehen hatte!

Konnte der Unglücklichen nicht wohl das Herz brechen?

Aber ich ſagte es, das Frauenherz iſt zu ſchwererem Leide beſtimmt, es iſt aber auch mit einer wunderbaren Kraft ausgerüſtet.

An der Seite der leidenden Frau ſaß auch ein Unglücklicher, und ſie hatte in ihrem Unglücke nicht das Gefühl für das ſeinige verloren.

Laß uns von Dir ſprechen, Paul, ſagte ſie. Du biſt von Deiner Wunde geneſen. Aber nur von Einer. An eine zweite muß ich rühren. Haſt Du ſie wiedergeſehen?

Nein, antwortete der junge Mann traurig.

Ich habe Dich ſchmerzhaft berührt, Paul, Du erblaßteſt ſchon vorhin bei der Erinnerung des Kindes. Ich muß gleichwohl fortfahren. Du mußt glücklich werden.

Paul Ehrhardt ſchüttelte den Kopf.

Du haſt auch nichts von ihr gehört? fuhr ſie fort.

Ich habe vermieden, nach ihr zu fragen.

Er ſah dennoch fragend in das Geſicht der Frau.

Auch ich habe ſeit meinem Hierſein nichts wieder von ihr gehört, antwortete die Frau.

Sie wird in ihr früheres Leben zurückgekehrt ſein, bemerkte bitter der junge Mann.

Die Frau wurde lebhafter.

Du biſt ungerecht gegen ſie, Paul.

Wo wäre ſie ſonſt? Das vornehme Leben hatte ſie blaſirt. Sie bekam eine andere Laune. Sie hat dieſe befriedigt. Das frühere Leben hat wieder Reiz für ſie.

Paul, Paul, alle jene Liebe, alle ihre Hingebung und Aufopferung für mich, für Dich, nennſt Du nur eine Laune?

Und wie nennſt Du ſie?

Reue, Buße und vor Allem Liebe zu Dir. Ja Paul, ſie liebt Dich mit der ganzen Gewalt ihres kräftigen und doch weichen Herzens. Sie hat mir dieſes Herz geöffnet. Sie liebte Dich, von dem Momente an, wo Du, das Kind auf dem Arme mit dem klaren ſtillen Auge vor ihr ſtandeſt. Sie liebte Dich plötzlich, aber für immer. Und auch Du liebteſt ſie. Auch Du haſt es mir ja geſtanden, daß Dein Herz ſchon für ſie ſchlug, als ſie in ihrem früheren wilden Treiben Dich noch nicht geſehen hatte. Du liebteſt ſie, als ſie in jenem Treiben Deiner nicht werth war. Jetzt iſt ſie auch dies, wie ſehr Du Dich dagegen wehren magſt.

Und was hätte ſie beſſer gemacht? fragte der junge Mann noch immer bitter.

Eben ihre Liebe, ihre Reue, ihre Buße. Hat ſie nicht mit der hingebendſten Aufopferung Dich und mich gepflegt.

Und die eigene Mutter verließ ſie ſorglos.

Hat ſie nicht zu den niedrigſten Dienſten einer Magd ſich gedemüthigt

Eine Maskerade, die ſich ſelbſt gab.

Wie oft fielen ihre heißen Thränen auf das Kind, das ſie kaum aus ihren Armen laſſen konnte.

Aber das ſie mit kaltem Herzen hätte überreiten können.

Wie oft hat ſie an meinem Bette verzweifelungsvoll die Hände ringend, zu Gott für Deine Geneſung gefleht.

Und jenem Duell konnte ſie mit lachendem Munde zuſehen!

Um Deinetwillen verließ ſie Alles. Ihr bisheriges Leben erſchien ihr wie ein Abgrund. Ihre bevorſtehende Verbindung war ihr eine Unmöglichkeit geworden.

Aber ein unerhörter öffentlicher Skandal war ihrem Herzen eine Befriedigung.

Du wirſt mit jedem Augenblicke ungerechter, Paul.

Nein, Katharina, ich mag bitter geworden ſein, aber ich bin nicht ungerecht gegen ſie. Sie war gefühllos, ſie war herzlos, unweiblich, roh in hohem Grade. Sie war das Alles vielleicht ſchon ſeit Jahren. Es war ihr zur Natur geworden. Auf einmal jene plötzliche, völlige Veränderung! Kannſt Du ſie für mehr als Schein halten? Und wenn, iſt ſie natürlich, kann ſie nachhaltig ſein? Iſt ſie nicht vielmehr ein Extrem nach der andern Seite hin, das gerade als ſolches keine einzige Garantie einer Gründlichkeit, irgend einer Andauer darbietet? Du haſt mir von

ihrer Hingebung und Aufopferung für Dich, von ihrer Liebe zu dem Kinde erzählt und ich weiß, was ſie für mich gethan hat. Aber noch heute vermag ich kein anderes Urtheil über ſie zu fällen, als dasjenige, das ich in dem erſten Augenblicke ausſprechen mußte, da ich ſie wieder erkannte: es war Laune, beſtenfalls eine Krankheit ihres im wilden Treiben ihrer Welt leer gewordenen Herzens. Es gibt nichts Heiligeres, nichts Erhabeneres, als die wahrhaft demüthige Buße eines reumüthigen Herzens. Aber in dem, was ſie haſtig, leidenſchaftlich, krankhaft nach der andern, wenn auch beſſeren Seite hin, gezeigt hat, wer will darin jene heilige Reue und Buße erkennen können? Sie hat ihre Laune befriedigt, ihr blaſirtes Herz hat ſich für das Leben der vornehmen Welt wieder geſtärkt. Sie wird dahin zurückgekehrt ſein. Sie gehörte dahin. Möchten wir ſie vergeſſen können, wie ſie uns vergeſſen hat.

Es waren Gründe des Verſtandes, welche er vorgebracht hatte. Die Frau hätte nur mit Gründen des Herzens darauf antworten können. Sie ſchwieg.

Sie ſaßen Beide ſchweigend neben einander und Beide unglücklich genug.

Der Tag hatte ſich völlig geneigt. Die Sonne war am Horizont verſchwunden. Ueber dem Thale lag die volle Stille des Abends. Auch über dem Garten des Pfarrhauſes.

Durch Stille und Dunkel des Abends wurden leiſe, flüchtige Schritte vernommen. Zwei Perſonen gingen in dem Pfarrgarten herum, ſie näherten ſich dem Pfarrhauſe.

Die Beiden in der Laube horchten.

Vielleicht noch ein ſpäter Beſuch aus der Gemeinde, ſagte der neue Pfarrer.

Aber ſie waren eilig und man würde Dich zum Hauſe rufen.

Die Schritte ſchienen ſich in dem Hauſe verloren zu haben.

Das Pfarrhaus hatte einen zweiten Eingang unmittelbar nach der Straße hin.

Auf einmal hörte man die Schritte wieder. Sie kamen aus dem Hauſe heraus, durch die Thür, die in den Garten führte.

Sie gingen in dem Kieswege des Gartens.

In dem Kieswege hatten die Beiden das ſpielende Kind zurückgelaſſen.

Sie konnten in der Dunkelheit es nicht mehr ſehen. Aber es mußte noch dort ſein.

Die Schritte hielten in dem Wege an. Es war in der Gegend, in welcher das ſpielende Kind ſitzen mußte.

Eine Stimme ſprach. Sie ſprach zu dem Kinde. Es war eine Frauenſtimme.

Fränzchen, mein liebes Fränzchen! ſagte die Stimme.

Gertrud! rief jauchzend das Kind.

Paul Ehrhardt fuhr von der Bank empor.

Der ſtarke Mann bebte.

Um Gotteswillen, Paul, faſſe Dich, nimm Dich zuſammen, ſagte die Frau an ſeiner Seite.

Wo iſt Deine Mutter, Fränzchen? fragte die fremde Stimme das Kind.

Dort in der Laube. Ich führe Dich zu ihr.

Nein, mein liebes Mädchen, bleibe Du hier. Ich gehe allein.

Ein Schritt nahete ſich der Laube, nur Einer.

Sie kommt, Paul.

Und ſie weiß, daß ich hier bin! ſagte vorwurfsvoll der Pfarrer.

O Paul, ſei nicht hart gegen ſie.

Nein!

In dem Eingange der Laube begegneten ſich zwei Schatten.

Paul Ehrhardt ſtürzte aus der Laube heraus.

Die Gräfin Klotilde von Hohenhorſt warf ſich weinend in die Arme der Frau von Brinkhof.

Er flieht mich!

Er verkennt Dich noch. Sein Herz wird dennoch das Deinige erkennen.

O nie, nie mehr!

Die Gräfin rief es in dem Tone der Verzweiflung.

Ein anderer Ton ſollte ſich gleich darauf aus der Bruſt der unglücklichen Frau herausringen, in deren Armen die Verzweifelnde lag.

Die Gräfin war nicht allein gekommen.

Bis zu dem Kinde hatte ſie Begleitung gehabt.

Von dem Kinde zur Laube war ſie allein gegangen.

Mein Kind, mein Fränzchen! ſprach eine Stimme zu dem Kinde.

Sie ſprach es leiſe.

Aber die Frau in der Laube, die Mutter, die Gattin, hatte ſie gehört und erkannt.

Ferdinand! ſchrie ſie auf, und es war ein Schrei, wie eine menſchliche Bruſt nur einmal ihn hervorzubringen vermag.

Die Freude, der Ton, ſie müßten die Bruſt zerreißen wenn ſie je ſo wiederkehren könnten.

Die Gatten lagen einander in den Armen.

Nach fünfjähriger Trennung.

Und welch' eine Trennung war das geweſen!

Du biſt frei, Ferdinand?

Ich bin frei und wieder Dein.

Begnadigt?

Kennen ſie Gnade? Ich bin entflohen. Sie hat mich geretiet.

Klotilde?

Deine edle, Deine muthige, Deine hochherzige Freundin. Sie hat mich gerettet, heimlich, gewaltſam, unter hundert eigenen Gefahren, ſtets beharrlich, ſtets unerſchrocken. Sie hat mich zu Dir geführt. Ich mußte zuerſt Dich ſehen, unſer Kind, nur auf fünf Minuten. Dann muß ich weiter. Ich bin hier noch mitten in der Gefahr.

Klotilde, mein Engel! rief die Frau.

Aber ſie rief es vergebens.

Die Gräfin Klotilde von Hohenhorſt hatte der Freundin den geretteten Gatten zugeführt.

Dann war ſie verzweifelungsvoll entflohen.

8.

Und nochmals bunte Steine.

Am Zürcher See liegen ſchöne Städte, Dörfer und Häuſer. Sie faſſen den klaren See ein, wie Reihen und Gruppen weißer Perlen.

Hinter den Städten und Dörfern und Häuſern erheben ſich hohe, grüne Berge.

Zwiſchen den Alleen hindurch ziehen ſich helle, belebte Straßen. Und auf den Straßen liegen manche bunte Muſcheln und auch manche bunte Steine aus dem klaren, freundlichen See, an dem ſie entlang laufen.

Und mit den bunten Muſcheln und Steinchen hat ſo manches deutſche Flüchtlingskind geſpielt, und ſie müſſen noch damit ſpielen!

Sie müſſen! Wohl ihnen, daß ſie es nicht wiſſen. Sie können fröhlich ſpielen.

Ihre Eltern wiſſen es deſto mehr, und es iſt ihnen nicht froh um das Herz.

Keines Menſchen Herz iſt froh in der Verbannung. Auch deutſche Herzen nicht.

Es war im Sommer des Jahres 1855.

Vor einem kleinen, beſcheidenen, aber deſto freundlicherem Hauſe am

Eingange des Dorfes Thalweil, oder Thalwyl, wie die Schweizer ſagen, ſaßen zwei Frauen. Sie waren mit weiblicher Arbeit beſchäftigt.

Zehn Schritte vor ihnen ſaß ein ſpielendes Kind.

Wer in Zürich geweſen iſt und den Züricher See geſehen hat, der hat das ſchöne Dorf Thalwyl nicht vergeſſen, wie es unmittelbar vom Ufer des Sees an, einen anſehnlichen, vorſpringenden Bergeskamm hinaufſteigt, zwiſchen Reben und Obſtbäumen und Blumen, die jedes Haus einſchließen, und wie oben auf der Höhe ſeine weiße Kirche und ihr heller Thurm weit über Berg und Thal in das Land hinein und faſt über den ganzen See hinüber ſchauen. Das Dorf liegt ſo wunderſchön da, und wenn nur ein einziger Sonnenſtrahl auf den Züricher See und ſeinem Ufer fällt, er trifft die Kirche und den Thurm und die Häuſer des Dorfes Thalwyl.

Unten am See lag das kleine Haus, vor welchem die beiden Frauen ſaßen und das Kind ſpielte. Zwiſchen Haus und See war nur die Landſtraße.

Die beiden Frauen ſaßen an einer Hecke von Weinreben, deren Wand ſie gegen die Nachmittagsſonne ſchützte.

Das Kind ſaß auf der Landſtraße. Es ſpielte dort fröhlich mit den bunten Muſcheln und Steinchen, mit denen man aus dem See die Straße gedämmt hatte.

Ja, es ſpielte nochmals mit den bunten Steinen.

Es ſpielt auch noch heute mit jenen bunten Steinen aus dem Züricher See, denn es iſt noch immer ein deutſches Flüchtlingskind, und wohl ihm, daß es noch fröhlich damit ſpielen kann.

Das Kind war wohl fröhlich, denn es war mit ſeinem ganzen Herzen bei dem Spiele, und es warf lachend und jauchzend die Steinchen in die Höhe und umher und fing ſie wieder auf und las ſie zuſammen und warf ſie wieder in die Luft und auf die Straße umher.

Die beiden Frauen aber waren bei der Arbeit, bei Nadel und Strickrahmen, wohl gar nicht mit ihrem Herzen, und auch mit ihren Gedanken wohl nur wenig. Dennoch waren ſie nicht traurig.

Die Eine konnte vielmehr recht ſchalkhaft freundlich auf ihre Nachbarin ſehen, wie es dieſer mit der Nadel gar nicht voran wollte.

Und die Andere, dieſe Nachbarin, ſeufzte allerdings manchmal recht ſchwer auf, als wenn es ihr ſehr enge, oder auch gar recht weh um das Herz ſei; dann aber ſah ſie doch wieder mit ſo glänzenden, hoffnungsſtrahlenden Blicken auf den ſpiegelglatten See vor ſich und auf die weißen Dörfer und grünen Berge jenſeits, und die Landſtraße nach Zürich

hinauf, daß man wenigſtens darüber zweifellos war, Gram und Schmerz könne in ihrem Herzen nicht wohnen, wenn dieſes auch in einer unruhigen und ſelbſt manchmal in einer etwas ängſtlichen Spannung ſchlagen möge.

Ich glaube wahrhaftig, Klotilde, Du ängſtigſt Dich, ſagte die Eine mit ihrem ſchalkhaften Lächeln.

Ja, Katharina, ſeufzte die Andere aus der gepreßten Bruſt hervor.

Ja, die ſchalkhafte Frau war die Frau Katharina von Brinkhof.

Und ihre ſchwermüthige und doch hoffnungsſtrahlende Freundin war die Gräfin Klotilde von Hohenhorſt.

Unglückliche, leidende Frauen können wieder glücklich und ſchalkhaft; und ſtolze, wilde Gräfinnen können ſchwermüthig und in der Erwartung von Beſcheidenem hoffnungsſtrahlend werden.

Aber war es denn nur etwas Geringes, Beſcheidenes, was die junge Gräfin erwartete?

Und Du glaubſt nicht, Klotilde, wie ich mich freue, ſagte Katharina.

Du auch!

Und warum Du denn nicht?

Ach!

Nichts, als o und ach, und ja und nein? — Aber weißt Du, worauf ich mich am meiſten freue?

Nein.

Auf die großen Augen, die er machen wird, wenn er Dich auf einmal ſieht.

Ach!

Poß —! Du ſchüttelſt Dich ja ordentlich vor Schrecken.

Ach, Katharina, wenn Du wüßteſt, wie ſchwer es mir auf dem Herzen liegt!

Weil Du den Mann Deiner Liebe erwarteſt?

Wird er mich lieben?

Aber Kind, ſchreibt er nicht ſeit Jahr und Tag faſt Woche für Woche die zärtlichſten, die glühendſten Liebesbriefe?

An Dich, Katharina!

Aber kein Wort über mich. Nur von Dir, nur von ſeiner Liebe zu Dir ſpricht jede Zeile.

Und von ſeinem Unglücke und von meinem Stolze und meiner Gefühlloſigkeit und meiner Laune, und daß ich mir nur einbilde, ich ſei reulg und —

Alle Männer ſind Thoren, Klotilde, egoiſtiſche, engherzige, herrſch-

ſüchtige Narren, und, ſind ſie einmal Garderittmeiſter geweſen und dann Pfarrer geworden, abſtrakte Tugendnarren dabei. Ach, da fällt mir ein, Du möchteſt doch wohl lieber Frau Rittmeiſterin in der Garde, als Frau Paſtorin unter den Bauern in Burgdorf werden.

Nein, nein, rief lebhaft die Gräfin.

Nun, laß ihn mir kommen, lachte die Andere, und ſagen, daß Du nicht Buße gethan hätteſt. Aber laß uns im Ernſt ſprechen, Klotilde.

Ja, laß uns.

Wir ſind jetzt ſeit einem Jahre hier.

Vor acht Tagen ſchon war es ein Jahr.

Du haſt genau gerechnet. Ein Jahr lang ſollte er nichts von Dir hören. Es war ſeine gerechte Strafe für ſein Mißtrauen, ſeinen Mangel an Glauben, für ſeine eigene Herzenshärtigkeit.

Er war in ſeinem Rechte, Katharina, konnte er an meine wirkliche Reue, an meine gründliche Beſſerung glauben? Damals ſchon? Nach Allem, was geſchehen war? Nach ſo kurzer Zeit?

In dem Augenblicke, als Du mir meinen Gatten, meinem Kinde ſeinen Vater wieder brachteſt, als Du Alles für uns geopfert, ſelbſt Dein Leben eingeſetzt hatteſt? Auch da konnte er noch nicht an Dich glauben? Mußte er roh Dich von ſich ſtoßen? Und das willſt auch Du jetzt vertheidigen? Nun, nun, ich ſehe doch, die Liebe iſt ein kleiner, nein, ein recht großer Wahnſinn! Aber noch einmal, laß uns im Ernſt ſprechen. Alſo, ein Jahr lang hat er nichts von Dir gehört und geſehen. Er weiß nicht, wo Du biſt, was Du treibſt. Bald ſucht er Dich in irgend einem einſamen Kloſter als närriſche Nonne verſteckt, bald wieder auf wildem Roſſe, zwiſchen Rittmeiſtern und Lieutenants, die Cigarre im Munde, und er ärgert ſich täglich ingrimmiger über Dich und liebt Dich ſtündlich heftiger, heißer, leidenſchaftlicher. So wird er heute hierher kommen. So wird er auf einmal, unerwartet Dich wiederſehen. Und er wird auch von Dir hören. Wie Du das ganze Jahr lang auch in dieſem Hauſe der Engel warſt. Wie Du Deiner vornehmen Mutter Dein Vermögen gelaſſen haſt, damit ſie nach wie vor ein vornehmes Haus machen kann, was ſie glücklich macht. Wie Du Deinen Reichthum und Dein Glück darin gefunden haſt, mit mir für unſere kleine, ſehr kleine Wirthſchaft zu ſorgen und zu ſparen, zu der mein braver Mann in dem Komptoir des reichen Seidenzeugfabrikanten zu Thalwyl die Koſten verdient. Wie Du in Allem ſo ſorgſam und freundlich, und immer ſo ſtill und ergeben und demüthig biſt. Und wenn er das Alles ſieht und hört, und hört und ſieht, und er könnte dann noch der theoretiſche, abſtrakte Thor bleiben. —

Horch, Katharina! unterbrach die Gräfin ihre Freundin.

Was ſoll ich hören.

Ein Wagen kommt.

Das höre ich.

Von Zürich her.

Auch das höre ich.

Wenn ſie es wären!

Ferdinand und Paul? Ach, meine Liebe, ein Wagen von Zürich nach Thalwyl koſtet viel Geld, und weder das Komptoir in Thalwyl, noch die Pfarre in Burgdorf bringen Geld für ſolchen Luxus ein. Sie werden beſcheiden zu Fuße kommen. Zudem, wenn ich nicht irre, ſind Reiter bei dem Wagen.

Aber Fränzchen! Sie ſpielt im Wege, rief die ſorgſame Gräfin.

Auch ſorgſam, ſehr ſorgſam, war die ſtolze, wilde Gräfin geworden, und ſie ritt jetzt wohl kein Kind mehr über.

Sie ſprang auf, nach dem Kinde hin, um es vor den Reitern und Wagen, die auf der Landſtraße von Zürich her kamen, aus dem Wege zu führen.

Unterdeſſen hatten ſich dem kleinen Hauſe auf einem anderen Wege zwei Perſonen genähert.

An dem linken Ufer des Zürichſees führt nicht blos jene, unmittelbar neben dem Waſſer her laufende Landſtraße. Ein zweiter Weg zieht ſich parallel mit dieſer oben auf den Anhöhen, die den See umgeben, durch Wald und Weinberge, durch Dörfer und Obſtgärten. Er iſt faſt noch ſchöner, als jener tiefer liegende. Man ſieht den See weiter hinauf und hinunter; man hat Dörfer und Landhäuſer, Fabriken und Weingärten, Wieſen und Wald ſo maleriſch zu ſeinen Füßen; man wird ſo oft, wenn man aus vorſpringender Waldung heraustritt, durch die wundervollſten Ausſichten überraſcht.

Es giebt keinen ſchönern See, als den Zürcherſee.

Jenen Weg über die Anhöhen kamen von Zürich her zwei Fußwanderer.

Es waren ein paar Männer in dem Anfange der dreißiger Jahre. Beide groß und kräftig. Beide ernſt. Beide Geſtalten, denen man auf den erſten Blick anſah, daß ſie mit Leiden vertraut waren. Das noch immer bleiche Geſicht des Einen zeigte, daß er Jahre lang ſchwer gelitten hatte, ſchwer, wie ein Unglücklicher wohl nur im Zuchthauſe mag leiden können. Der traurige Blick des Andern verrieth, daß noch jetzt ein ſchwerer, ſchmerzlicher Druck auf ihm lag.

Der Anblick der schönen Natur um sie her hatte ihnen das Herz doch weiter und freier gemacht.

Sie waren still in dem Wege voran gegangen, bis sie in gerader Linie über und hinter dem kleinen Hause waren, das unten an der Landstraße lag. Ein Fußpfad bog dort aus dem Wege ab, den Berg hinunter, nach dem kleinen Hause hin.

Die beiden Männer schlugen den Pfad ein.

Treten wir leise auf, Paul, sagte der Eine zu dem Andern. Wir wollen sie überraschen.

Aber sie erwartet uns ja, Ferdinand.

Man kann auch um eine Minute, um eine Sekunde überraschen wenn es sich um eine rechte Freude handelt.

Auch mit einem schweren Leide, Ferdinand?

Ei, zum Teufel — nimm es nicht übel, frommer Pastor — aber denk nicht immer blos an Leid und Leiden. Du sollst hier fröhlich mit uns sein. Darum haben wir Dich her verschrieben. Und Du wirst es sein.

Ich werde mich mit Euch lieben Menschen freuen. Katharina sah ich seit einem Jahre nicht, und seit wie langer Zeit warst Du uns entrissen.

Und das sagst Du beinahe, als wenn Du in den Tod müßtest.

Der Pfarrer Paul Ehrhardt seufzte.

Der Andere fuhr fort:

Ich bekomme da auf einmal einen wunderlichen Einfall. Auf die Pfarre gehört die Quarre, sagten, wie Katharina mir erzählt hat, am Abende Deines Einzuges in Burgdorf die Bauern zu Dir. Hast Du schon für die Quarre gesorgt?

Der Pfarrer schwieg. Er schien etwas unwillig werden zu wollen.

Ferdinand von Brinkhof mußte dennoch lachen.

Ich glaube, Katharina wollte einmal in der Hinsicht für Dich sorgen.

Wie? mußte doch der Pfarrer fragen.

Und wenn ich nicht irre, fuhr der Andere fort, hat sie den Gedanken noch nicht aufgegeben.

Nein, nein, wehrte Paul ab.

Und warum nein?

Auch Katharina weiß es.

Katharina weiß nichts, als daß Du ein großer Thor seiest.

Doch auch etwas Anderes weiß sie, und wird sie Dir wahrscheinlich recht bald von einer jungen Dame erzählen, mit der sie, ich glaube gar hier, ein ganzes Jahr zusammengelebt hat, in Leid und Freude, in

Sorge und ſelbſt manchmal in Entbehrung, aber immer in Liebe und Freundſchaft und recht oft, täglich, in heimlichen Geſprächen über einen Mann, den die Eine vertheidigte, die Andere aber, wie geſagt, für einen Thoren erklärte. Aber auch die Thorheit muß ihr Ende finden.

Der Pfarrer Paul Ehrhardt war erblaßt.

Wie? konnte er auch jetzt nur fragen.

Aber ſein Freund ermahnte ihn:

Still, wir ſind nahe am Hauſe. Man kann uns hören. Und da ſitzt auch ſchon Katharina.

Es ſind zwei Damen da.

Ja, ſie hat Beſuch.

Ha!

Aber was iſt das? Die Eine ſpringt plötzlich auf.

Sie eilt zu der Straße.

Ach, und da unten auf der Straße ſitzt Fränzchen und ſpielt! So ſorglos, ſo ſchön! Welch eine Erinnerung! — Aber, mein Gott, da kommen Reiter, ein Wagen. Das Kind ſieht ſie nicht.

Der Pfarrer Paul Ehrhardt war von dem Anblick des ſpielenden Kindes, von der Erinnerung, die es in ihm erweckte, und dann auf einmal von der neuen Gefahr, die er für das Kind herannahen ſah, glaubte herannahen zu ſehen, ſo ergriffen, daß er nichts Anderes mehr ſah.

Schnell, wie der Wind, ſprang er den Reſt der Anhöhe hinunter, an dem kleinen Hauſe vorüber, an der Hecke von Weinreben vorbei, über die niedrige Mauer, die das Gärtchen neben dem Hauſe von der Landſtraße trennte, auf die Landſtraße, zu dem Kinde hin.

Aber als er bei dem Kinde anlangte und ſeine Arme nach ihm ausſtreckte, um es aufzuheben, verſtrickten ſeine Arme ſich in zwei andere Arme, die ihm ſchon zuvorgekommen waren, und als er jetzt erſt dies ſah und verwundert aufblickte, da ſah er auf einmal in zwei Augen, die gerade auch ſich verwundert umblickten, und vier Augen ſenkten ſich auf einmal verwirrt zu Boden, und zwei Herzen wurden noch mehr verwirrt, und die verſtrickten Arme verſchränkten in der Verwirrung ſich feſter, und die verwirrten Herzen lagen an einander, ehe ſie es wußten.

Als ſie es aber wußten, da wollten ſie wohl, Augen, Arme und Herzen, im großen Schreck auseinander fahren. Allein es war zu ſpät, und zwar aus zwei triftigen Gründen.

Von der einen Seite nämlich erhob die Frau Katharina von Brinkhof ein ſo ſchalkhaftes Gelächter, daß die verwirrten Augen es noch weniger wagten, ſich zu erheben.

Und die Arme, also auch die Herzen mußten beisammen bleiben, weil von der andern Seite gerade in diesem Augenblicke ein Sturm von Wagen und Reitern auf der Landstraße vorbeisausten, so dicht an den beiden, über dem Kinde Umschlungenen, daß der geringste Versuch der Letzteren, sich zu trennen, sie nothwendig unter die Hufe der Pferde bringen mußte.

Das Alles mochte nun wohl komisch genug aussehen, die unfreiwillige Umarmung, die Verwirrung, das vergebliche Bemühen sich zu trennen, das festere Umschlingen, das Lachen der boshaften Frau nebenan.

In einem der Wagen saß eine schöne Frau. Sie mußten wirklich laut auflachen.

Neben dem Wagen rief laut lachend eine Stimme: Tsto sa Tszort!

Ein anderer Reiter am Wagen hielt gar sein Pferd an und wollte gleichfalls laut lachen, vermochte es aber plötzlich nicht und konnte nur in starrer Verwirrung die Damen und die Gruppe ansehen, neben der er hielt.

Und nun parirte auch der Russe sein Pferd, und seine Augen waren nicht minder verwundert.

Alle Wetter, Graf Horvitz!

Alle Teufel, Graf Braganoff!

Aber in dem Augenblicke erhob sich würdig und edel die Gräfin Klotilde von Hohenhorst und sah mit festem Blicke zu den beiden Reitern hinauf, und der Pfarrer Paul Ehrhardt richtete seine hohe Gestalt höher empor, und legte seinen Arm enger um die Gräfin und blickte mit ruhigem, klaren Stolze in die Augen der beiden Grafen.

Die beiden Grafen setzten darauf ihren Pferden die Sporen in die Seiten und jagten den Wagen nach.

Die Gräfin Klotilde und Paul Ehrhardt aber hatten sich nicht wieder losgelassen, ihre Arme hatten sich vielmehr noch fester umschränkt und auch ihre Augen vermieden sich jetzt nicht mehr und ihre Herzen ruheten freiwillig in den süßesten Schlägen an einander, und die Frau Katharina lachte nicht mehr boshaft, sondern weinte Thränen der Freude über Beide, und ihr Mann umfing in stiller Freude sie Alle.

Unter ihnen Allen aber — denn das Alles passirte noch auf der offenen Landstraße — rief das kleine Fränzchen:

Aber Ihr zertretet ja mich und meine bunten Steine!

Da flogen sie Alle auseinander und Paul Ehrhardt rief:

Das wolle Gott nicht, denn nächst ihm verdanke ich ja mein Glück Dir gutem Kinde und Deinen bunten Steinen!

Freund'sche Druckerei in Breslau.